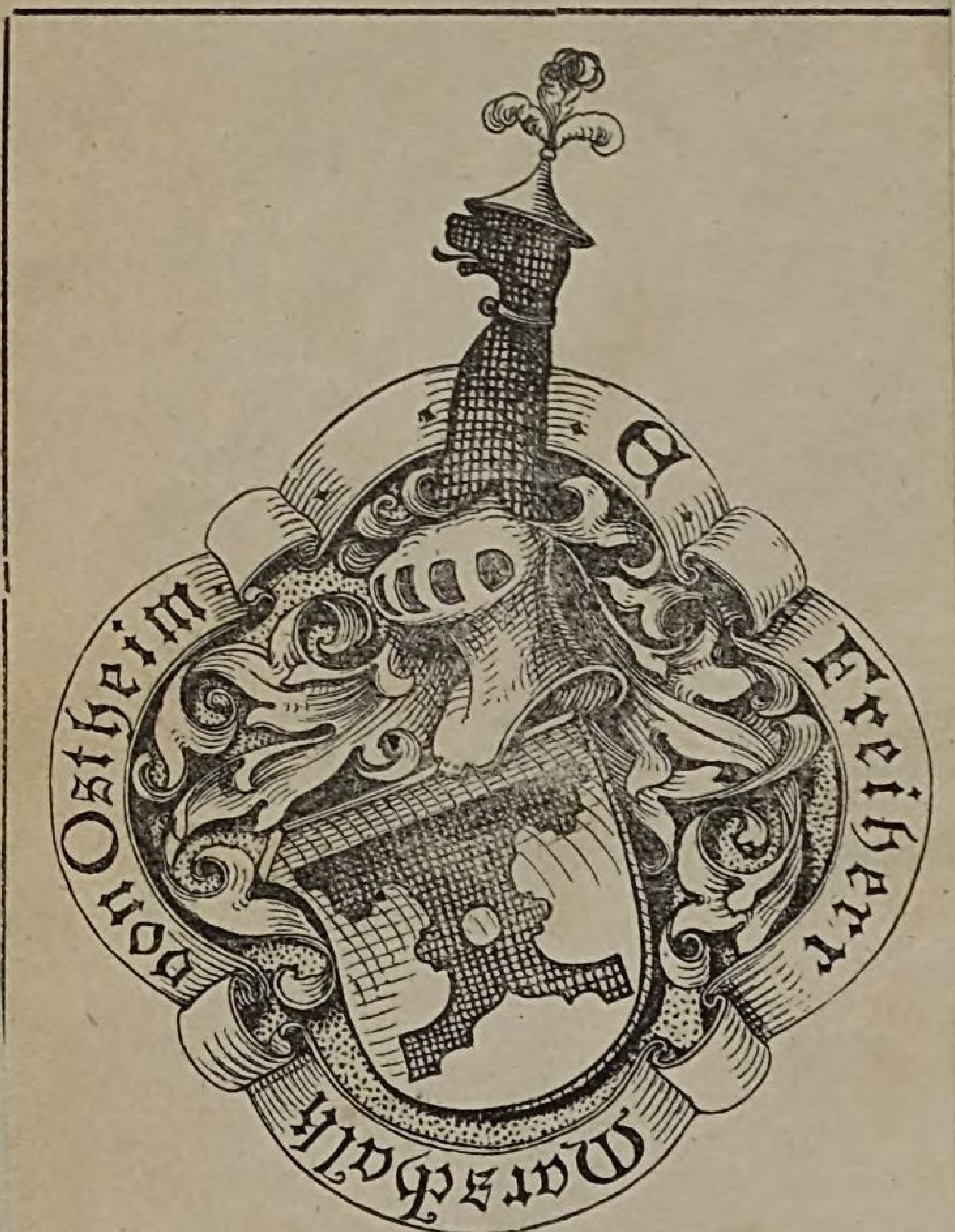


H. p. o. 10/6

M. v. O.
Top.
O. 547/6

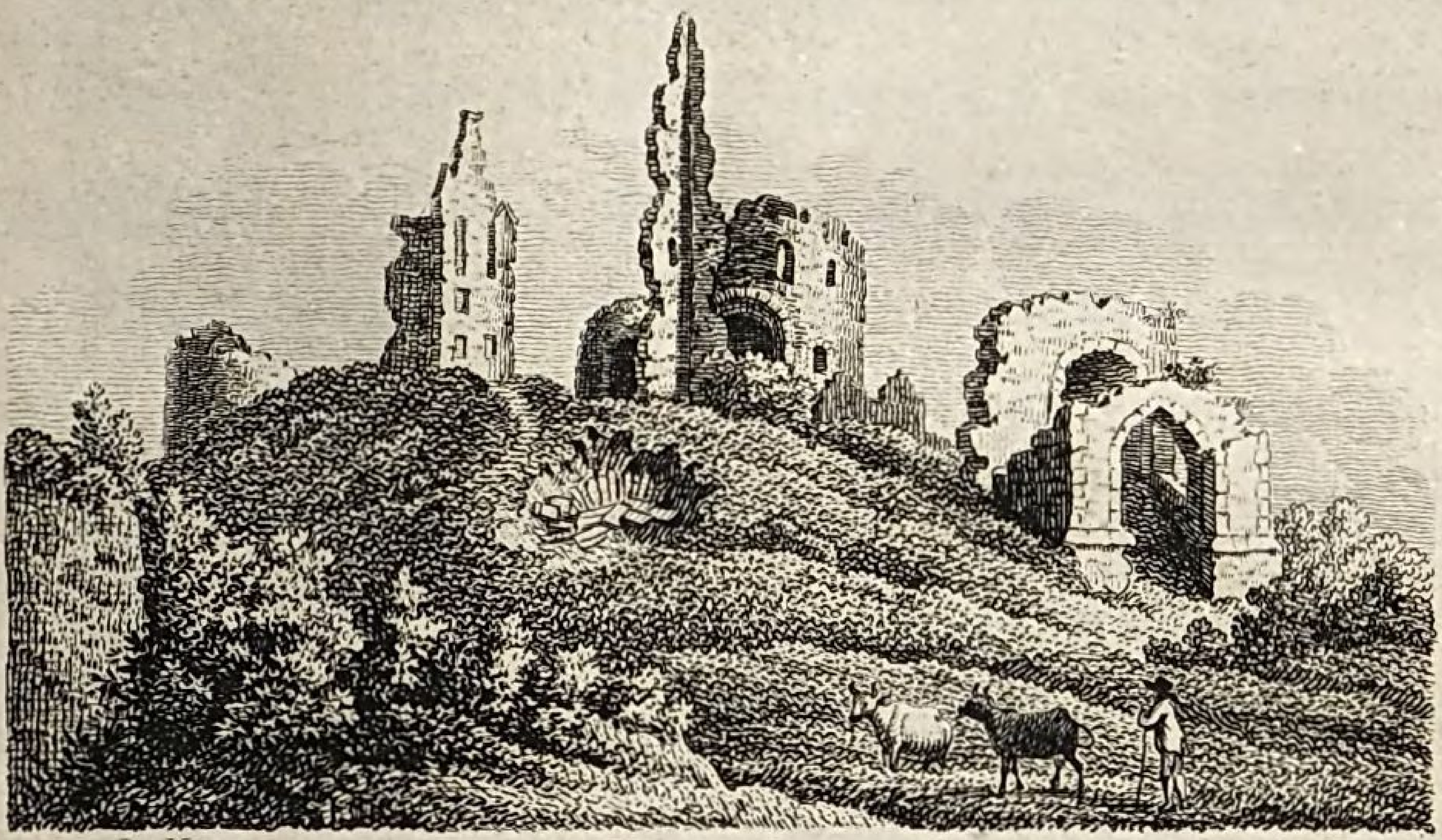
gez. v. G. Primavesi. gest. v. J.J. Wagner.

Frankenstein
nordwestliche Seite im Burghofe.

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands

von

Friedrich Gottschalck.



gez. v. Dr. Usener — gest. v. Wagner.

Kruckenberg.

Sechster Band.

Halle,

bei Hemmerde und Schwetschke. 1825.

Bibliothek Bamberg

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorwort.

Ich habe diesem Bande nur einige Worte voranzuschicken, Worte des Dankes an diejenigen, welche durch ihre thätige Beihülfe zum Entstehen desselben mitwirkten. Nur durch solche kräftige Theilnahme aus allen Gegenden unsres herrlichen Deutschlands, wird es möglich seyn, schneller das Werk fortschreiten zu lassen und jedem seiner Bände ein ausgebreitetes Interesse zu verschaffen. Möge mir fortdauernd eine solche Unterstützung werden und jeder, der für mein Unternehmen mitwirken kann, mit zweckmäßigen Beiträgen mich erfreuen.

Daß ich auch in diesem Bande Auszüge aus einzeln erschienenen Burgbeschreibungen lieferte, wird man nicht mißbilligen. Solche kleinen Schriften werden leicht übersehen bei der jetzigen Fluth literarischer Er-

scheinungen, verbreiten sich auch selten weiter, als über die Gegend, für die sie Interesse haben, und so glaube ich, ihren Hauptinhalt hier niederlegen zu müssen in diesem allgemeinen Archive für die Geschichte und Beschreibung deutscher Burgen.

Ballenstedt am 14ten October 1824.

Friedrich Gottschalck,
Herzogl. Anhalt-Bernburgscher Assistenzrath.

Inhalt

des sechsten Bandes.

136. Klopp über Bingen am Rhein, im Hessen-Darmstädtschen . . . . . . Seite 1
137. Ehrenfels und der Mäusethurm bei Bingen am Rhein, im Nassauschen 11
(Vom Herrn Kirchenrath Dahl in Darmstadt.)
138. Heldburg bei Hildburghausen im Sachsen-Hildburghäusischen 31
(Vom Herrn E. C. Bauer in Hildburghausen.)
139. Kruckeberg bei Karlshafen an der Weser, im Kurhessischen 47
(Vom Herrn Dr. Usener in Frankfurt a. M.)
140. Güßenburg bei Giengen im Würtembergschen 55
141. Buchfart bei Weimar im Sachsen-Weimarschen 63
142. Hornberg am Neckar im Großherzogthum Baden 71
(Vom Herrn Pfarrer Jäger in Bürg bei Heilbronn.)
143. Hartenberg bei Römhild im Herzogthum Sachsen-Koburg 135
(Vom Herrn Justizrath Appunn in Koburg.)
144. Neuhauß bei Mergentheim im Königreich Würtemberg 149
145. Gleichen bei Oehringen im Fürstenthum Hohenlohe 163

146. Brauneck bei Creglingen im Oberamte Mergentheim des Königreichs Würtemberg Seite 169
147. Oberlauda bei Gerlachsheim im Großherzogthum Baden 175
(Nr. 144 bis 147, vom Verfasser der Nummern 87 bis 91 im 4ten und der Nr. 119 — 122 im 5ten Bande.)
148. Heimburg bei Blankenburg am Harze, im braunschweigschen Fürstenthum Blankenburg 181
149. Rosenstein bei Heubach im Königreiche Würtemberg 195
(Vom Herrn Dr. F. L. J. Dillenius, Pfarrer in Oberbebingen bei Schwäbisch-Gmünd.)
150. Königstein, Nurings und Falkenstein am Taunus 227
(Vom Herrn Kirchenrath Dahl in Darmstadt.)
151. Münzenberg zwischen Friedberg und Butzbach im Kurfürstenthum Hessen 249
(Vom Herrn Dr. Usener in Frankfurt a. M.)
152—154. Altenstein, Nauenburg und Liebenstein im Herzogthum Sachsen-Meiningen 261
(Vom Herrn Major von Boyneburg-Lengsfeld in Weiler bei Salzungen.)
155. Hohentwiel im Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg, zwischen Konstanz am Bodensee und Schaffhausen am Rhein . . 301
(Vom Herrn Carl Jäger, Dr. und Vikarius in Kornwestheim bei Stuttgardt.)
156. Frankenstein bei Darmstadt im Großherzogthum Hessen 337

136.

136.

K l o p p

über Bingen am Rhein, im Hessen-Darmstädtischen.

Doch, wie auch sinniger Blumen Schaar
die mosigen Scheitel dir schmückt,
wie auch der Epheu sein grünes Haar
um deine Glieder gestrickt;
doch wehen noch mächtige Schauerklänge
um deine einsamen Felsengehänge.

Krug v. Nidda.

136.

Klopp.

Dicht über dem hessen=darmstädtischen Städtchen Bingen am Rhein, liegen die Ruinen der Burg Klopp, jetzt, mit ihrer Umgebung, Eigenthum des Notarius Herrn Faber in Bingen. In bessere Hände konnten sie nicht kommen. Durch Anordnung und Pflege dieses geistreichen Besitzers *) grünt und blüht alles um und neben den alten Steinmassen, die aus der üppigsten Vegetation ernst hervorragen, als Denksteine aus längst entflohenen Jahrhunderten. Durch seine Sorgfalt wird erhalten, was Kriegeswuth und Zeit stehen ließen von der uralten Veste, und ebene Pfade, von schlanken Weinreben beschattet, führen hin nach allen ihren Theilen, nach Stellen, wo die Aussicht das Auge erquickt, oder nach Ruhepunkten, und überall sind Blumen und rankende Reben die freundlichen Begleiter.

*) Wer kennt nicht sein geniales Binger Taschenbuch!

Der höchste Punkt ist ein alter Thurm, auf welchen eine bequeme Treppe führt. Hier ist's gar schön und herzergreifend. Welcher Reichthum in der ausgebreiteten Landschaft, welche Abwechselung, welche Fülle von Gegenständen, welch himmlischer Erdenfleck!

Der breite, herrliche, mit auf- und niederschwimmenden Fahrzeugen belebte Rheinstrom, wie er durchs weinreiche Rheingau daherfluthet, zahlreiche, an seinen Ufern liegende, freundliche Oerter begrüßt und hier in den engen Thalschlund einströmt, wo klein und gebrechlich der allbekannte Mäusethurm immer noch fest steht, nicht achtend des auf ihn andrängenden Stroms; wo der gefahrlose Binger Strudel seine blauen Fluthen weiß-schäumend färbt, und drüber, am jähen Abhange, zwischen Weinreben die malerischen Ruinen von Ehrenfels wie angeheftet hängen; und rechts die liebliche Höhe des Johannisbergs, hinter ihm die Kuppen des Taunus in bläulicher Ferne und links das Thal der Nahe, die hier dem Rhein sich ergiebt, an deren Ufer die Ruine des Rupertsklosters verwittert, und über welche sich die schöne Drusus-Brücke wölbt, und gegenüber das weitbekannte Rüdesheim mit seinen alten Burgen am Fuße des Berges, den die köstliche Weinrebe schmückt, bis hinan, wo hoher Wald die Gipfel krönt und reiner Sinn für die Freuden der Natur einen offenen Tempel erbaute für jeden, der hier beten möchte und beugen seine Knie vor der Allmacht der reizenden Schöpfung, die hier ausgebreitet liegt: das alles und noch viel mehr, liegt ausgebreitet vor dem Blick vom Thurme der alten Burg Klopp.

Es war an einem Sonntage, als ich in den Frühstunden, beim heitersten Himmel, hier stand, dem Anschauen der herrlichen Landschaft mich hingab, alles was ich erblickte, recht tief dem Gedächtnisse einzuprägen mich bemühte, um mir auf Lebenszeit den Genuß der Erinnerung an diese reizende Gegend zu erhalten. Ich verlor mich in Gefühlen, Betrachtungen, Phantasien, und schwärmte mit Gedanken; denn wer möchte wohl solch ein Naturtheater ruhig und kalt anschauen, nicht hingenommen werden von unendlich schönen Empfindungen! Da tönte von den Thürmen Bingens harmonischer Glockenklang zu mir herauf und — es war der Tag der Frohnleichnamsfeier — Gesang der Prozession, und höher auf schwang sich mein Geist zu herrlichen reinen Gefühlen empor, ich schwärmte, ich schwelgte.

Herrliches, liebes Rheinland! großer Garten der Natur! dein gedenk' ich bis ans Grab, und nur einmal noch vergönne mir das Schicksal dich zu sehen, in deinen Auen mich wieder zu ergehen, und das Entzücken zu erneuen, das ich hier fühlte und das ich nie vergesse.

Wo die Ruinen von Klopp verwittern, da stand schon zur Zeit, als die Römer hier am Rhein eben so herrschten und hausten, wie in unsern Tagen die Franzosen, ein Kastell. Um das Jahr 13, vor Christi Geburt, soll es der römische Feldherr Drusus erbauet haben, zur Sicherheit und Deckung der Vertheidigungslinie, welche die Römer am Rhein entlang, von Germersheim an, hatten. Es hieß dies Kastell Bingium, und seine Besatzung, Milites

Bingenses. Wahrscheinlich gab es Veranlassung zur Entstehung und Benennung des Städtchens Binghem, Bingen. Daß Drusus dies Kastell angelegt habe, wird fast zur Gewißheit aus verschiedenen in und bei Bingen noch lebenden Benennungen. Der Brunnen auf dem Marktplatze heißt der Drayß- oder Drususbrunnen, das Thor nach Mainz zu heißt das Drususthor, und die Brücke über die Nahe, Drususbrücke. Wann und durch wen dieses Drusus-Kastell zerstört worden, ist durchaus unbekannt.

Eben so unbekannt ist es, wer nachher auf dieser Stelle die Burg, deren Ruinen wir noch sehen, erbaute.

Als Kaiser Heinrich IV im Jahre 1105 vom Bannstrahl zerschmettert, von allen Freunden verlassen, das Schrecklichste erleben mußte, was einem Vater begegnen kann, das Auflehnen des eignen Sohnes, der nach seiner Kaiserkrone strebte, da floh er, als Herumirrender, an die Ufer des Rheins. Hier raffte er nochmals die letzten Kräfte zusammen, um einen, nach Mainz vom Sohne ausgeschriebenen, Reichstag zu hindern, oder dort durch die Waffen seine Rechte geltend zu machen und den ungerathenen Sohn in die Schranken des kindlichen Gehorsams zurück zu drängen. Das Heer mochte stark genug seyn, den Gegnern Furcht einzuflößen und der Ausgang ihnen zweifelhaft scheinen. Da kroch der heuchlerische Sohn unbewehrt herbei, warf sich in Koblenz reuig dem Vater zu Füßen, flehte um Gnade, und das Vaterherz verzieh leicht und gern, berief sich aber auf den Ausspruch der Versamm-

lung in Mainz, wohin Vater und Sohn die Reise antraten.

Unterwegs heuchelte der Sohn Besorgnisse für die Sicherheit des Vaters, dessen Feinde in Mainz zu zahlreich wären, und rieth gleisnerisch an, in der Burg zu weilen, bis er ihm von Mainz Botschaft sende. Der Vater vergaß den Kaiser und ging in die Falle. Kaum hatte er mit einigen Begleitern den Fuß in die Burg gesetzt, als die Pforten hinter ihm sich schlossen, und der Sohn, jubelnd der gelungenen Schandthat, nach Mainz eilte, wo der eingekerkerte Heinrich entsetzt ward.

Die Burg, in welche man Heinrichen zu Bingen lockte, wird zwar nicht deutlicher bezeichnet, noch mit Namen genannt, es kann aber wohl keine andere als Klopp gewesen seyn, da es keine zweite Burg in Bingen gegeben. Es war mithin die Burg Klopp schon im J. 1106 da, hieß aber noch nicht so. Auch im Jahre 1200 wird ihrer erwähnt, aber immer noch ohne Namen, vielleicht daß sie schlechtweg die Burg in Bingen hieß. Erst gegen das Jahr 1282 findet sich der Name Klopp, der ihr, vielleicht zur Bezeichnung dessen, was man von hier aus trieb — klopfte, faustkämpfte — gegeben ward. Am Ende des 13ten Jahrhunderts erschienen die Edlen von Rüdesheim als Burgmänner auf Klopp. Im 14ten Jahrhunderte kommen noch mehrere Vasallen und Burgmänner der mainzischen Veste Klopp vor, unter denen sich selbst Grafen von Sponheim und Wildgrafen befanden, was der Veste damaliges Ansehn beweist. Dieses Ansehn

wuchs besonders durch folgende Begebenheit, die ihr auch den Beinamen der „Unüberwindlichen" verschaffte.

Der Erzbischof Gerhard II von Mainz hatte dem Grafen Adolph von Nassau zur Kaiserkrone verholfen, ihn aber auch, durch die Wahl Albrechts von Oesterreich, wieder gestürzt. Nachdem der Nassauer bei Göllheim Leben und Reich verloren hatte, wollte Gerhard den Oesterreicher, den er auch haßte, weil er die räuberischen Zölle am Rhein abgeschafft wissen wollte, die Wichtigkeit seines Einflusses fühlen lassen. Albrecht errieth jedoch diese Absichten zeitig genug, fiel im Jahre 1301 in das Erzstift ein, besetzte das Rheingau und nahm die wohlvertheidigte Stadt Bingen mit Sturm ein. Die Burg Klopp aber war er nicht vermögend zu erobern, so hart er sie auch bedrängte. Diese tapfere Gegenwehr und Ausdauer verschaffte ihr jenen Beinamen der unüberwindlichen. Im folgenden Jahre, wo der Erzbischof durch einen harten Frieden gedemüthigt war, mußte dieser sie, nebst andern Vesten, dem Kaiser abtreten, und lange nachher erst, unter Kaiser Heinrich VII und Ludwig IV, erhielt sie Mainz zurück. Der vom päpstlichen Stuhle, gegen den Administrator des Erzstifts Mainz, den Erzbischof Balduin von Trier, eingesetzte Erzbischof Heinrich (von Virneburg) mußte dem Mainzer Domkapitel unter andern auch die Burg Klopp abtreten, um seine Anerkennung zu bewirken. Als nach der berüchtigten Kurfehde zwischen Heinrich und seinem Gegner, Gerlach von Nassau — von welcher mehr in der hier folgenden Geschichte der Burg Ehrenfels erzählt wird —

Gerlach nach Heinrichs Tode, 1353, zum ruhigen Besitze des Erzstifts kam, fand er den bisherigen Verweser des Stifts, Cuno von Falkenstein, Erzbischof von Trier, mit einer bedeutenden Summe ab, welche er ihm durch die Verpfändung von Klopp und Bingen gab. Nach zwölf Jahren zahlte Gerlach die Summe baar, und erhielt beide Pfandstücke zurück.

Im 15ten Jahrhunderte kamen, unter der Regierung des Erzbischofs Conrad III, Klopp und Bingen an das Mainzer Domkapitel, in dessen Besitz es sich durch die erzbischöfliche Wahlkapitulation zu bewahren wußte.

Im dreißigjährigen Kriege wurden Bingen und Klopp, 1639, von den weimarschen Truppen unter dem Herzoge von Longueville eingenommen, ein Jahr lang behauptet, und dann von den Kaiserlichen und Mainzern wieder genommen.

Im Jahre 1644 hatten die Franzosen beide besetzt, und zerstörten auch beide im Jahre 1689 gänzlich. Bingen wurde wieder aufgebaut, Klopp zwar wieder etwas hergestellt und von Kurmainz auch mit Soldaten besetzt, aber 1713 sprengte es vollends eben diese Besatzung.

* * *

Wie die Burg Klopp im Jahre 1646 aussah, zeigt uns ein Blatt von Merian in Zeiler's Topographie des Mainzer Erzstiftes. An neuern Abbildungen ist kein Mangel. In den malerischen Ansichten vom Rhein, von Roux; in der Reise auf den Rhein von A. Klebe, 2te Aufl.

Frankf. 1806. 8., in den Ansichten des Rheins von N. Vogt. 1ster Bd. 1804, und in vielen andern Schriften noch, sind Abbildungen zu finden. Unter den vielen einzeln vorhandenen Abbildungen, ist die von Nadl und Schütz bei Wilmans in Frankfurt a. M. erschienene die vorzüglichste.

Eigene Bekanntschaft, Dahl's Panorama des Rheinstroms, und Vogt's rheinische Geschichten und Sagen, erzeugten diese Nachrichten von Klopp.

137.

Ehrenfels

und der Mäusethurm bei Bingen am Rhein im Herzogthum Nassau.

Wie öd' und unfruchtbar, o Tod, sind deine Fluren?
Die Vorsicht deiner Grausamkeit
vertilgt sogar von der Vergangenheit
zuletzt der Zukunft noch die mißgegönnten Spuren.

v. Creutz.

137.

Ehrenfels und der Mäusethurm.

Schon längst ist der Rheingau als eins der schönsten Länder am Rhein, ja in ganz Deutschland bekannt. Er ist sowohl durch seinen vortrefflichen Weinwuchs als durch die mannichfaltigen Ereignisse berühmt geworden, die sich dort zugetragen. Mit einem Blicke kann man ihn von den Anhöhen Ingelheims übersehen, wo Karl der Große seinen Pallast auf hundert Marmor- und Granitsäulen erbaut hatte. Nebst dieser allgemeinen Aussicht erhält man auf dem Rheine selbst drei vortreffliche Ansichten: bei Biberich, bei der sogenannten großen Giese, und bei Rüdesheim; jede derselben hat ihre eigenen Schönheiten. Erst sanft und lieblich, dann edel und erhaben, gehen sie endlich bei Rüdesheim und der Burg Ehrenfels ins Große und Schauerliche über. Hier, auf der rechten Seite des Rheins, wölbt sich der runde Rüdesheimer Berg steil zum Rhein herab, und läßt dem Fußgänger (bei großem Wasser) kaum einen schmalen Pfad, durch Hecken und Felsen sich

windend. Die gleichen Reihen der Weinstöcke und Mäuerchen, zur Stütze des kargen Erdreiches, sind so künstlich herum gezogen, daß man sie mehr der Schönheit als des Nutzens wegen angelegt glaubt. Dem jenseitigen wilden und düstern Ufer gewähren sie einen auffallenden und reizenden Vorgrund. Auf den zwischen den Weinbergen noch hervorragenden Felsenstücken, Bingen und Klopp schräg gegenüber, ruhen die Trümmer des stolzen Ehrenfels *), dessen Geschichte wir nun kennen lernen wollen.

Ehrenfels wurde ums Jahr 1218 oder 19 von dem Rheingauer Vizthume, Philipp II von Bolanden, auf Befehl und auf Kosten des Erzbischofes Sifried II von Mainz, erbaut. Letzterer überließ seinem Vetter **), für seine Bemühung bei des Schlosses Erbauung, den nutznießlichen Gebrauch. Aber der Herr Vetter maßte sich das Eigenthum an, und die Frau Base, Philipps Gemahlin Beatrix, setzte nach seinem Tode die Anmaßung fort. Der daraus entstandene Streit wurde zu Gunsten des Erzstiftes Mainz entschieden, und Beatrix mußte von Ehrenfels abziehen. — Das war freilich nicht galant von dem Erzbischofe, der ohne weiteres das Schloß in

*) Gar schön und lieblich zeigt sich dieses auf dem neuesten Bilde von Ehrenfels, Bingen und dem Mäusethurm, gezeichnet von Schneider und gestochen von Rheinheimer in Frankfurt.

**) Des gedachten Philipps († 1120) Mutter war Sifrieds II Schwester.

Besitz nehmen ließ, welches von nun an größtentheils bei dem Erzstifte blieb. Im J. 1298 wurde demselben von dem deutschen Könige Albert von Oesterreich ein privilegirter Rheinzoll bei dem Schlosse Ehrenfels gestattet, der in der Folge sehr einträglich wurde, ungeachtet er nicht gerade der erste daselbst war.

Bekanntlich hatte Erzbischof Gerhard von Mainz dem Grafen Adolph von Nassau zur Kaiserkrone verholfen, und ihn durch die Wahl Albrechts von Oesterreich auch wieder gestürzt; allein er mußte bald die Strafe dafür von eben dem fühlen, den er begünstigt hatte. Albert, der König, zeigte sich ganz anders gegen ihn (wenigstens in der Folge seiner Regierung), als Albert, der Herzog. Statt den Erzbischof Gerhard und dessen Mitkurfürsten am Rheine zu bereichern und zu erheben, wie sie dachten, berief er sie vielmehr im J. 1301 auf einen Reichstag nach Nürnberg und forderte von ihnen die Einschränkung ihrer Zölle am Rhein, und Gehorsam gegen die Gesetze des Reichs. Ergrimmt über diese Anmuthungen des Kaisers, stieß der Erzbischof Gerhard, auf einer Jagd mit den übrigen Kurfürsten, in sein Horn, mit den Worten: „Aus diesem Horn will ich bald einen andern Kaiser „herausgeblasen haben." Er beredete die übrigen Kurfürsten zu einer Versammlung auf den Königstuhl nach Rense, wo dem Kurfürsten von der Pfalz der Auftrag ertheilt wurde, vermöge seines Amtes Albrechten zu richten, und ihn des Thrones verlustig zu erklären. Diese

sonderbare Verhandlung — bis jetzt ohne Beispiel — machte die Kurfürsten bei den übrigen Ständen des Reichs verhaßt, und verschaffte Albrechten einen großen Anhang. Mit einem starken Heere zog der Kaiser im Jahre 1301 nach dem Rheine, und fiel die Länder seiner Feinde auf drei Seiten zugleich an. Hauptsächlich aber richtete Albert seine Waffen gegen das mainzische Gebiet, weil dessen Erzbischof Gerhard das Haupt und der Anstifter der ganzen Verschwörung war. Er nahm den Rheingau mit Gewalt ein und zerstörte die Schlösser desselben. Hierauf setzte er über den Rhein, belagerte und eroberte die Stadt Bingen. Alberts Bundesgenossen und dessen eigene Truppen waren eben so glücklich in den Ländern der drei übrigen rheinischen Kurfürsten. Diese nun von allen Seiten in die Enge getrieben, mußten sich, 1302, zum Frieden bequemen, und der stolze Gerhard war gezwungen, demüthig zu dem Kaiser nach Bingen zu kommen, und um Verzeihung zu bitten. Diese erhielt er, jedoch unter der traurigen Bedingung, die Städte Bingen und Lohnstein, mit den festen Burgen Klopp, Ehrenfels, Scharfenstein und Lahneck, dem Kaiser zu überlassen, welches alles erst später, und nur nach und nach, an das Erzstift wieder zurück kam. Namentlich konnte das Schloß Ehrenfels erst im J. 1314 Erzbischof Peter erhalten, und zwar anfangs nur pfandweise und zur Tilgung gewisser Schuldforderungen. Eine Zeitlang war auch Ehrenfels an den Kurverweser Kuno von Falkenstein versetzt, und wurde erst 1356 wieder eingelöst. Auf welche Art einst dieser Kurverweser

sein

sein Heil auf Ehrenfels suchen mußte — verdient einer nähern Erwähnung.

Kuno wohnte im J. 1350 auf der Burg Klopp über Bingen. Die damals aufrührischen Bürger dieser Stadt wollten den Reichsverweser aufheben und zu sich in gefängliche Haft bringen. Sie überlisteten und überrumpelten die Wache des Schlosses, und drangen bis an sein Bett, worin er eben noch schlief. Klug wie eine Schlange und zahm wie ein Lamm, gab er gute Worte, versprach alles zu thun, was sie verlangten, nur bat er, ein wenig aus dem Zimmer zu gehen, daß er sich ankleiden könne. Ersteres geschah, allein — ohne das letztere zu thun, benutzte Kuno den Augenblick, durch ein Fenster in den Burggraben zu springen, was ihm auch glückte. Unbeschadet, aber im Hemde, entfloh er seinen Feinden und kam glücklich nach Ehrenfels. Wüthend verließen die Bürger das Schloß Klopp, als sie sich von dem schlauen Kuno überlistet sahen. Daß sie es nicht besetzt hielten — war ihr Unglück. Besser verwahrt wurde nun solches und tapfer vertheidigt, als sie zum zweiten Mal den Versuch wagten, es zu überrumpeln. Förmlich belagern mußten sie es, da sie sich einmal vorgesetzt hatten, es zu nehmen und für sich zu behalten. Kuno hörte zu Ehrenfels in seinem Schlafgemache das Geklirr der Waffen, das Geschrei der Bürger, das Geläute der Glocken in Bingen; und als daraus sehr deutlich er merkte, daß man gegen das Schloß Klopp einen nächtlichen Ueberfall wagen wollte, setzte er sogleich mit einem Trupp entschlossener Burgmän-

ner und Söldner über den Rhein, rückte mit schnellen Schritten zur Festung heran, und war unter den Kühnen der erste, welche in den Graben sprangen, um den Belagerten Hülfe zu schaffen. Glücklich kamen sie hinauf zur Burg, welche Kuno nun selbst zu vertheidigen übernahm. Der Sturm der Bürger wurde abgeschlagen, und letztere, durch einen Ausfall, in die Flucht gejagt. Nachdem auf diese Art die Burg gerettet war, ließ Kuno strenges Recht über die aufrührischen Bürger ergehen. Die Rädelsführer wurden aus der Stadt gejagt, und Kuno kehrte nach hergestellter Ruhe wieder nach Ehrenfels zurück. Von dieser Zeit an gewann dieses Schloß immer mehr Reize für die Kurfürsten von Mainz. Zu einem Hoflager wurde solches förmlich eingerichtet und mehr befestiget. Johann II, Konrad III, Dieterich (von Erbach), Diether (von Isenburg) und Adolph II (von Nassau) hielten sich gern darin auf, und datirten von dort aus viele Urkunden. Ja, nach dem Tode Johanns II versammelte sich darin das ganze Domkapitel, und wählte Konrad III im J. 1419 zum Erzbischofe und Kurfürsten. Auch wurde in das feste Ehrenfels zuweilen der Domschatz zu Mainz in Kriegszeiten geflüchtet, wovon wir im J. 1374 ein Beispiel finden.

Im dreißigjährigen Kriege hatte Ehrenfels, so wie der ganze Rheingau, starke Stöße auszuhalten. Bereits im Jahre 1631 nahmen es die Schweden ein, und ließen die Besatzung über die Klinge springen. Nach abwechselndem Glücke, wo das Schloß bald Kaiserliche, bald Baiern,

bald wieder Schweden, zur Besatzung erhielt, blieb es endlich, nach dem Jahre 1639, in den Händen der Kaiserlichen, die es nach geendigtem dreißigjährigen Kriege (1648) den Mainzern wieder einräumten. Fälschlich ist daher, was man in verschiedenen Geschichtbüchern liest, daß die Schweden bei ihrem Abmarsche, 1635, Ehrenfels abgebrannt und zerstört hätten. Es stand noch im J. 1646 ganz unversehrt, wie wir auf dem schönen Merianschen Kupferstiche (in der Topographie des Erzstiftes Mainz) ersehen. Nur ein, wie mir scheint, älteres Gebäude bei dem Zollhause scheint früher ruinirt oder abgebrannt worden zu seyn. Es war, wie man dort sieht, in der That ein sehr festes, mit hohen Thürmen, doppelten Mauern uud Bastionen wohl verwahrtes Schloß. Wahrscheinlich ging es mit dem Schlosse Klopp zu gleicher Zeit zu Grunde, nämlich im J. 1689, und hat seinen Ruin den Franzosen zu verdanken.

Ehrenfels war nicht allein stets mit einer guten Besatzung versehen, sondern hatte auch, in früheren Zeiten, seine eigenen Burgmänner, worunter sich eine adelige Familie sogar davon nannte. In einer Stralenbergischen Urkunde vom J. 1291, kommt ein Heinrich v. Ernvels, und derselbe oder sein Sohn, Heinrich v. Erenvels, in einer pfälzischen Urkunde vom J. 1314 vor. Letztere ist zu Lorch im Rheingau ausgestellt, und wird es um deshalb noch wahrscheinlicher, daß gedachter adeliger Zeuge Burgmann auf Ehrenfels war und sich davon nannte.

Eine Merkwürdigkeit vom Schlosse Ehrenfels, welches man unter dem Namen Ehrenstein in einigen Urkunden findet, ist die, daß auf demselben der erste Feuerschütze (Ignis Sagittarius) sich aufhielt, welcher das Mainzische — und vermuthlich auch der erste, welcher Deutschland betreten hat. Ihn zeigt uns eine Urkunde vom J. 1344, und also noch vor Berthold Schwarz, welcher das Pulver soll erfunden haben, und damit erst im J. 1380 aus Deutschland zu den Venetianern kam *).

Der sehr beträchtliche Zoll zu Ehrenfels, der, wie gesagt worden, durch die Privilegien des Königs Albrecht erst seine rechte Kraft erhielt, ward in späteren Zeiten an das Domkapitel zu Mainz versetzt, und nie wieder ausgelöst. Nach Zerstörung des Schlosses Ehrenfels kam er

*) Die Urkunde, welche uns Schunk in den Beiträgen zur Mainzer Geschichte, I. Band S. 39, geliefert hat, lautet wörtlich also: „Archiepiscopus Mogunt. (Henricus III) Tibi Ludovico nostro in Ehrenfels Thelonario mandamus, quatenus absque mora Ignis Sagittarium, videlicet (Furschutzen) tecum in Ehrenfels commorantem ad nos Aschaffenburgum cum omnibus suis praeparamentis transmittere non obmittas et dicas sibi, si aliquem in sua arte similem sciat, quod illum una secum adducat. Datum Aschaffenburgi ipsa die beatorum Symonis et Judae Apostolorum. Et necessaria secum ad artem suam nostro nomine emas et procures. Dat. ut supra. Anno Dni M.CCCXLIIII."

nach Bingen; jedoch haftete die Zollgerechtigkeit noch immer auf den Ruinen des Schlosses. Letztere waren bei der Ankunft des Kaisers von Oesterreich zu Bingen am 25. September 1818 mit 30,000 Lampen, und das ganze Rheinufer bis Rüdesheim durch 6 Pechpfannen erleuchtet, welches einen Anblick ohne gleichen gewährte *).

So viel vom Schlosse Ehrenfels. Wir kommen nun zu dem

M a u s t h u r m.

Der sogenannte Mausthurm steht auf jede Art mit der Burg Ehrenfels in der nächsten Verbindung; von ihm muß also auch hier die Rede seyn. Von diesem Thurme liest, schreibt, kauet und wiederkauet man noch immer eine alte abgeschmackte Fabel, die, so widersinnig sie auch ist, doch noch geglaubt wird. Ungeachtet ich vermuthe, daß sie den Lesern der Ritterburgen ziemlich bekannt seyn wird,

*) Was ich über Ehrenfels gesagt habe, ist entnommen aus den bewährtesten Schriften, nämlich von Gudenus, Joannis, Schunk, dem Theatro Europaeo u. m. a. — Die schönste Ansicht des bemeldeten Schlosses, wie es noch im J. 1644 gewesen, hat uns Merian (in Topographia Elector. Mog.) geliefert. Neuere Ansichten von den Ruinen hat man mehrere, besonders eine schöne kleine von Schütz, in den malerischen Ansichten des Rheins (Frankfurt 1806), und die schon benannte sehr liebliche und deutliche von Schneider.

so will ich sie doch denselben noch einmal auftischen und zwar in Knittelversen aus dem Froschmäusler, gar seltsam und schrecklich zu lesen. Sie lauten also:

Fürwahr es ist kein Zweifel dran,
Daß die Maus gar wohl schwimmen kann;
Denn als Hatto Bischoff von Mentz
Das Korn sammelt in seiner Grenz,
Und arme Leuth kamen gelaufen,
Um für ihr Geld ihm Korn abzukaufen,
Versperrt er die in eine Scheu'r,
Und ließ sie verbrennen im Feu'r.

Als aber die gefangenen Mann
Ihr Jammergeschrei fingen an,
Lacht der Bischoff von Herzensgrund,
Sprach mit seinem gottlosen Mund:
„Wie schön können die Kornmäus singen!
„Kommt, kommt, ich will euch mehr Korn bringen."
Von Stund an sah er Abentheu'r,
Die Mäus liefen zu ihm vom Feu'r,
So häufig, daß Niemand konnt' wehren,
Sie wollten ihn lebend verzehren.

Darum baut er mitten im Rhein
Einen hohen Thurm von rotem Stein,
Den Euer Viel haben gesehen,
Darauf den Mäusen zu entgehen.
Aber es war verlorne Sach,
Sie schwummen ihm mit Haufen nach,
Stiegen muthig den Thurm hinauf,
Fraßen ihn ungebraten auf.

So wie diese Verse, lautet auch ungefähr die Legende, die man davon kennt, welche aber bei dem gänzlichen Stillschweigen der gleichzeitigen Schriftsteller, die von dem Erzbischof Hatto II absichtlich geschrieben, bei dem Lobe, welches ihm dagegen die Fuldaer Annalen und Geschichtschreiber beilegen, bei dem schwankenden Urtheile der neueren Schriftsteller, bei der großen Unwahrscheinlichkeit und physischen Unmöglichkeit, welche in der Sache selbst liegen, billig als eine schändliche und verläumderische Fabel angesehen, und, nach dem Serrarius, der den Ungrund derselben sehr schön bewiesen hat, mit Recht eine *infamis narratio* genannt wird *). Um diese völlig zu entkräften, will ich kürzlich dasjenige anführen, was gegen jene abgeschmackte Legende gesagt werden kann und — gesagt werden muß.

Hatto II, der angebliche Schandbischof, war, ehe er Erzbischof zu Mainz wurde, Abt zu Fulda; dort regierte er nicht allein zwölf Jahre lang sehr löblich, sondern er stand auch bei Kaiser Otto dem Großen in bedeutendem Ansehn. Der Kaiser konnte fast ohne ihn nicht seyn. Auf allen seinen Reisen begleitete ihn Hatto. Auf den Reichstagen zu Regensburg und Worms (in letzterem wurde Otto der Sohn des Kaisers, 961, zum Reichsnachfolger erklärt), und bei der Kaiserkrönung zu Aachen war Hatto bei dem Kaiser. Dieser schickte ihn hierauf, in der Eigenschaft als Reichsmarschall, nach Italien, um dort die Zubereitungen

*) Joannis S. R. Mog. T. I. p. 440 seq.

zum kaiserlichen Hoflager zu machen. Bei der bald hernach erfolgten Krönung zu Mailand war Abt Hatto nicht allein gegenwärtig, sondern er unterzeichnete auch jene merkwürdige Urkunde, durch welche der Kaiser dem Papste Johannes XII die Erbschaft des heil. Peters bestätigte. Im Jahre 965 kam er aus Italien zurück, reiste aber im folgenden Jahre abermal mit dem Kaiser und dem römischen Könige dahin und nach Rom ab. Von dem Könige Otto II eben so geliebt, als von dessen Vater, erhielt er durch Vorschub des ersteren im J. 968 die Würde des ersten Erzbischofes in Deutschland, und er bestieg den heiligen Stuhl zu Mainz, auf welchem er jedoch nur zwei Jahre saß, im J. 970 eines sanften Todes starb, und in die St. Albanskirche bei Mainz begraben wurde. — Das ist nun die kurze aber wahre Lebensbeschreibung Hatto's II. Wie paßt aber auf diesen braven und allgemein geschätzten Prälaten die ihm angedichtete infame Behandlung der Armen und Nothleidenden? Wie sein unglücklicher und schmählicher Tod? Schon Juvenal sagt in seiner zweiten Satyre: „Niemand wird auf einmal ganz lasterhaft." Hatto war als Abt zu Fulda zwölf Jahre lang sehr brav. Soll er nun in einem Jahre als Erzbischof so schrecklich und unbarmherzig und niederträchtig geworden seyn? Doch — gesetzt auch, er sey es geworden, die Rache Gottes habe ihn hierauf durch die Mäuse schnell verfolgt, und er sey gezwungen worden, einen Thurm mitten auf dem Rhein zu seiner Sicherheit zu erbauen: konnte dieses wohl in einem Jahre ge-

schehen? Wer den Mausthurm und dessen felsenfestes Gemäuer gesehen, wird den Kopf gewaltig schütteln, und mit — nein antworten. Aber — auch das Unmögliche als möglich zugegeben, so fragt sich: Wo hat sich Hatto bis zur Vollendung des Thurmes aufgehalten, wo und wie sich vor der Verfolgung der Mäuse gesichert? Ja — wird mancher hier denken, daran habe ich freilich noch nicht gedacht, und daran haben auch alle die Topographen und Reisebeschreiber nicht gedacht, die jene abgeschmackte Legende auf Treu und Glauben eines boshaften Mönches nachgeschrieben haben. Daß aber dieser Mönch — sey es wer es wolle — nicht einmal der Erfinder jenes elenden Märchens von dem Mäusefraße gewesen, solches kann man bei dem mainzischen Geschichtschreiber Johannis (R. M. T. II, 446.) ausführlich lesen. Auch Froschmäusler singt hiervon in sauberen Reimlein:

Pompil, den Andern dieses Namens,
König in Poln, der seines Stammes
Alle Verwandten umgebracht,
Töden die Mäus mit ihrer Macht.

Dieser König hatte zwar auch alle Vorsicht angewendet, um sich vor den Verfolgungen der Mäuse zu sichern. Er läßt ein Feuer um sich her dammen, aber — Sie laufen durch Kohlen und Flammen. Er läßt sich führen in das Meer, allein — Sie schwimmen nach mit großem Heer. Er steigt auf den Thurm Krozwizka, doch — Die Mäus steigen mit Haufen nach, — Durch Fenster, Thüren und

Gemach, und — Fressen ihn, sein Weib und zween Söhn *).

Aller weitern Bemerkungen mich enthaltend, schreite ich zur Etymologie des Namens Mausthurm. Dieser Thurm, dicht am Bingerloch und dem Rheinzolle zu Ehrenfels erbaut, war, seiner ursprünglichen Bestimmung nach, nichts anderes, als ein zur Sicherheit und Beschützung der Rheinfahrt und zu Durchsuchung der vorbeifahrenden Schiffe und Personen (wegen des Zolles) angelegter und mit Muserie, d. i. mit Geschütz, in der Folge versehener Musethurm, welcher nur aus Un- oder Mißverstand des Wortbegriffes in einen Mausthurm verwandelt worden ist. In der gothischen Sprache wird unter dem Worte Mus, Musa, Mus-ysar nur ein Harnisch angedeutet. In Deutschland erstreckte sich der damit verbundene Begriff noch weiter. Mushaus, Moshuß, und Maushuß kommt gewöhnlich als ein großes oder kleines befestigtes Gebäude, und oft auch als Zeughaus vor. So z. B. hieß das in der mainzischen Vorstadt Filzbach ehedem gestandene städtische Zuchthaus Moseshuß, und in Lübeck und Braunschweig wurden die zur Aufsicht über das Stadtgeschütz (die Muserie) bestellten Rathsherren Musemeister genannt **), wovon die Worte

*) S. Aehrenlese aus der Vorzeit, von Haupt, S. 177.

**) v. Ihré Glossar. Suevo-Gothic. P. II. p. 209. — v. Leibnitz, Script. rerum Brunswic. T. III, 354. — Haltaus, Gloss. voce Mus-haus. — Mencken, Script. R. Germ. — Schöttgen, R. Sax. — Schminken, Monum. Hass. etc.

Musket und Muskedonner noch Abkömmlinge sind. Diese Ableitung des Namens Mausthurm ist gewiß besser, als jene von Mausen, auflauern, oder von Rauben. Am allerwenigsten darf jene von Mauth (Mauthsthurm) hier angenommen werden. Der Rhein kennt oder kannte, wenigstens vormals, das Wort Mauth gar nicht, und hatte also keine Mauthsthürme, sondern Zollthürme.

Was die Zeit der Erbauung des Mausthurms betrifft, so haben Einige, da es doch mit Hatto II nicht recht gehen wollte, solche bei dem Erzbischofe Willegis, dem zweiten Nachfolger Hatto's, gesucht *). Bestärkt wurden sie in ihrer Meinung durch die Verse, welche ehemals um den Thurm der St. Stephanskirche zu Mainz angeschrieben gewesen, und die, einer elenden Abschrift zu Folge, also lauten sollten:

Pontem construxit apud *Aschaffburg*, bene duxit
Ac pontem per *Naha* miles quoque transit verna.
Et bene Necesse prope *Bing-Mausen* dedit esse **).

Allein — nach einer andern und bessern Abschrift aus dem Anfange des 13ten Jahrhunderts liest man den letztern Vers also:

Et bene Necesse prope *Binguuensem* dedit esse ***).

*) Er regierte von 975—1011.

**) Joann. I, 457. Rhein. Antiquarius, S. 666.

***) Bemeldete Abschrift aus dem 13ten Jahrhundert in Codice membran. manuscripto findet sich in Officio de S. Willegisio, gedr. bei Küchler in Mainz.

Diese Worte lehren uns, daß an den Mausthurm gar nicht gedacht worden sey, sondern dieser Zusatz sollte nur die große Nothwendigkeit einer Brücke bei Bingen (prope Bingwensem civitatem) anzeigen. Die alte römische Brücke daselbst war, wie es scheint, damals schon zerstört.

Der gegenwärtig auf einer Insel des Rheins, in der Nähe von Bingen und zunächst am Bingerloche und dem Schlosse Ehrenfels, noch sichtbare Mausthurm kann also weder dem Erzbischofe Hatto II, noch dem Willegis zugeschrieben werden. Er ist vielmehr ein Werk des dreizehnten Jahrhunderts und ganz gleichzeitig mit dem Schlosse Ehrenfels, mithin um das Jahr 1219 erbauet. Schon eine bloße Vergleichung der Bauart und Bauzierathen an beiden Gebäuden zeigt auch einem Ungeweihten in der Baukunst, das weder eins noch das andere einen Baumeister des zehnten Jahrhunderts — mit größerer Gewißheit aber einen und den nämlichen aus späterer Zeit verrathe *).

Der Mausthurm ward stets als eine Vormauer von Ehrenfels betrachtet, daher auch solcher gewöhnlich, besonders zu Kriegszeiten, mit Geschütz (Muserie) und

*) S. die Abbildung beider Gegenstände in Merians Topographie, und jene des Mausthurms im Rhein. Antiquarius S. 662. Sogar die vieleckige Form findet sich am Mausthurme wie an dem noch stehenden Thurme zu Ehrenfels.

Mannschaft besetzt und versehen war. Sein Schicksal war daher auch stets mit jenem des Schlosses verkettet, und sobald letzteres einmal in Verfall kam, ging es dem Mausthurme nicht besser. Ohne Dach, trauernd und öde steht er nun da, aber

Selbst im Versinken noch zeuget des Mausthurms altes Gemäuer
Von dem eisernen Sinn derer, die es gebaut *).

*) Was ich oben von den Ansichten des Schlosses Ehrenfels gesagt habe, gilt auch vom Mausthurme.

Dahl.

138.

Heldburg

bei Hildburghausen im Herzogthum Sachsen-Hildburghausen.

Doch Menschenwerk zerfällt;
Dem Arm der Zeit erlag
Die Heldenburg.
Wie manche hohe That
Versank in Dunkelheit!
Der alt bemooste Thurm
Erzählt sie nicht.

J. G. Jacobi.

138.

Heldburg.

Zwei Meilen südlich von Hildburghausen, den Trümmern des einst berühmten Bergschlosses Strauf nicht volle zwei Stunden gegenüber, findet man die Heldburg. Düster trauernd, ihrer gänzlichen Hinfälligkeit nahe, schaut sie mit mehr als hundert nackten starren Fensteröffnungen dort von der Spitze eines mäßig hohen Berges herab. Wehmüthig naht sich ihr der Wanderer, innigst bedauernd, daß man ein Gebäude eingehen ließ, für welches es, sowohl seiner alterthümlichen, verschiedenartigen Bauart, als vorzüglich seines weiten Gelasses wegen, ewig schade ist, und das bei seiner Festigkeit sicher Jahrhunderte noch der Zeit getrotzt haben würde, hätte man Dach und Fenster in gehörigem Zustande zu erhalten nicht versäumt.

Der felsige, ziemlich steile Berg, auf welchem das Schloß ruht, ist, die Mittagsseite ausgenommen, mit dichtem Buschholze bewachsen, und erhöht, besonders wenn man demselben von Norden, wo die Burg durch ihre Einfachheit gefällt, sich nähert, die Reize der Umgegend ungemein. Südwestlich von demselben breitet sich die

Stadt Heldburg aus. Zunächst am Fuße des Berges liegen, nebst dem Amthause, die Wirthschaftsgebäude eines herzoglichen Kammerguts, der Neuhof genannt. An diesen vorüber führt der Weg von der Stadt aus, zwischen Obstgärten und Anlagen, sehr anmuthig hinauf. Bevor man noch vor die alte Veste gelangt, kommt man an ein kleines steinernes Gebäude, das zur Aufbewahrung von Kanonen dient, deren zwei außerhalb dieses Hauses immer bereit stehen, um bei einer ausgebrochenen Feuersbrunst die Umgegend durch ihr Losbrennen schnell davon zu benachrichtigen. Der Wallgraben, von dem man hie und da bedeutende Spuren noch gewahrt, mochte tief und größtentheils in Felsen gehauen gewesen seyn.

Die Umsicht auf dieser Höhe ist, vorzüglich auf dem einen Thurme des Schlosses genossen, von weitem Umfange und bietet in einem bunten Gemische von Dörfern, einzelnen Höfen und Mühlen, Wiesen, Saatfeldern, Gebüschen, Bergen u. s. w. ein überaus liebliches, heiteres Rundgemälde dar, vor dem das Auge gern verweilt. Gegen Mitternacht übersieht man zunächst einen malerischen Wiesengrund, welcher, von dem Flüßchen Krek durchschlängelt und mit zerstreuten Häusern besäet, zwischen sanft anschwellenden, beholzten Anhöhen eine Stunde weit sich hinaufwindet und durch die Reize seiner holden Ländlichkeit entzückt; links, mehr im Hintergrunde, überraschen dagegen durch ihre ernste Größe die beiden vier Stunden entfernten Gleichberge, hoch und frei aus einer ziemlich flachen Gegend mit ihren Felsenhäuptern sich erhebend; rechts, in

nur geringerer Entfernung, ragen auf einem kegelförmigen waldigen Berge, als ein unverwüstliches Denkmal entflohener Jahrhunderte, kühn und stolz die grauen Mauerschädel der Burg Strauf in die Lüfte; den Horizont begrenzt eine Waldkette des Thüringer Waldes. Im Westen schaut das Auge über eine beackerte Fläche hinweg, oben mit bewaldeten Höhen bekränzt, aus denen die freundliche Kapelle der heiligen Ursel bei dem Dorfe Gumpertshausen hervorleuchtet, und den Hintergrund schließt das Rhöngebirge. Wendet man seinen Blick mehr nach Süden, erblickt man die Stadt Heldburg, beinahe in der Gestalt einer Laute ausgebreitet. Die Aussicht gegen Mittag erstreckt sich tief ins Frankenland hinein, und bei heiterm Himmel kann man mit bewaffneten Augen sogar die Thurmspitzen der Stadt Bamberg über die fernen blauen Berge hervorragen sehen. Ausgedehnt und angenehm ist auch der Blick nach Osten hin, wo man in einer Entfernung von 5 — 6 Stunden die Burg Callenberg *) und dahinter die Veste Koburg gewahrt.

Nicht ohne Gefühle der Ehrfurcht betritt man diese alte Grafen- und Fürstenwohnung, aber nicht ohne wehmüthige Empfindungen verläßt man sie. Es ist niederbeugend, wenn man sieht, wie ungehindert jetzt die Zerstörung darin hauset, wie nachdrücklich sie ihre verheerende Kraft an diesem ehrwürdigen Alterthumsstücke schon ge-

*) Beschrieben im 5ten Bande der Ritterburgen S. 213.
F. G.

äußert hat, und wie schleunig sie dessen gänzlichen Untergang herbeiführen wird, wenn man nicht bald und ernstlich darauf bedacht ist, daß das, was ihr nagender Zahn noch verschonte, der spätern Welt erhalten werde. —

Das Schloß hatte zwei Ringmauern, von deren äußern nur unbedeutende Bruchstücke, deren andern aber einzelne Theile mit Rundelen und Basteien noch vorhanden sind, und mag daher, hierzu den tiefen Wallgraben in Betracht genommen, gut befestigt gewesen seyn. Hat man den Eingang der zweiten Mauer verlassen, so gelangt man erst vor das eigentliche hochgewölbte Burgthor, welches auf der Südseite durch das Thorhaus in den innern geräumigen Hofraum führt. Dieser ist durch die ziemlich hohen Schloßgebäude gänzlich geschlossen, bildet ein langes, unregelmäßiges Viereck, hat aber nördlich durch den sogenannten Heidenbau, dem vordern Ausgange schräg gegenüber, noch einen eben so großen zweiten, und enthält eine Zisterne, die vom Regen gewöhnlich gefüllt ist.

Sämmtliche Gebäude sind massiv und ihre untersten Geschosse steigen, nach dem innern Gehöfte zu, meistentheils in die Erde hinab, wogegen sie außerhalb desselben sichtbar und gewöhnlich mit Fensteröffnungen versehen sind. Die vielen Zimmer sind im Allgemeinen, weil Regen und Wind durch Dach und Fenster in sie eindringen können, — in äußerst schlechtem Zustande, doch zum Theil noch mit eisernen und andern Oefen versehen und fast durchgängig auf den Fußböden mit Estrich belegt; nur etliche Stuben,

wozu auch das jetzige Archiv und eine Kammer mit alten Waffen gehören, sind erhalten und noch bewohnbar, und einige andere könnten mit geringem Kostenaufwande wieder hergestellt werden.

Der Heidenbau beurkundet in seiner einfachen, geschmacklosen Bauart sein hohes Alter. Außerordentlich starke Wände mit Basteien und nur einigen kleinen Fensterhöhlungen versehen, an denen die Zerstörungskraft zu ermatten scheint, zeichnet ihn vor den andern Gebäuden merklich aus. Ein Theil desselben diente früher zu einem Pferdestall, jetzt befindet sich in ihm die sehr kleine Schloßkirche; der andere Theil mochte hauptsächlich zu einem Heu-, Stroh- und Getreidemagazin bestimmt gewesen seyn. Eine breite, aber beschädigte Treppe führt in seine zwei an einander stoßenden, großen Keller, von denen der vordere neuern Ursprungs zu seyn scheint; der hintere, ein uraltes, meisterhaftes Kreuzgewölbe, einige Schuh hoch in Felsen gehauen, ruht kühn auf einem dicken Pfeiler, und ist sicher mit dem Heidenbaue, als dessen Grundlage, zu gleicher Zeit erbaut worden, denn Steine und Felsen sind, durch die Länge der Zeit, wie in einander verschmolzen. An solchen alten Werken, die man eher für ein Spiel der großen Natur, als für menschliches Machwerk halten möchte, zeigt sich sprechend der Charakter unserer Ahnen. — Ein hoher steinerner Thurm soll sich, im Hofe, am Heidenbau erhoben haben, wo jetzt eine hölzerne Wand eingezogen, doch nicht ausgebaut ist. Er wurde, da er den Einsturz drohte, neuerdings weggerissen.

Der östliche Flügel der Burg ist mit dem Erdgeschosse vierstockig, und stammt, was auch seine neuere und gefälligere Bauart schon verräth, aus dem 16ten Jahrhunderte, wo man dem alten gothischen Style mehr welschen beimischte. An der dem Hofe zugekehrten Seite, woran zwei steinerne runde Thürme emporsteigen, hat des Bildhauers Meißel viel Kunst verschwendet. Frevelnde Hände haben aber einige schöne Heldenfiguren stark beschädigt. Unter den zahlreichen Zimmern dieses Flügels befinden sich auch zwei große, nunmehr fast gänzlich verfallene, Säle. Das tiefe Erdgeschoß machen Gefängnisse, Gewölbe und Gänge aus. Die Thürme besteigt man auf schönen Wendeltreppen und nur ganz oben mit einiger Gefahr. Beide wurden, der Gewitter wegen, die öfter schon in das Schloß eingeschlagen haben und zuweilen gleichsam an dasselbe anstoßen und aufgehalten werden sollen, bis zum Dache abgetragen, und der eine ragt mit seinem hölzernen baufälligen Aufsatze, worin das Kirchenglöckchen hängt, mehr als der andere, worauf die Uhr angebracht war, über die Dächer hervor.

Der vordere, der Stadt mehr zugekehrte Theil der Heldburg, enthält unter andern die vormalige Apotheke und Silberkammer, die sogenannten Fürstenzimmer mit kleinen bemalten Gemächern, und zunächst des Einganges etliche Stuben, die einige Weibspersonen, die einzigen Bewohner der Burg, inne haben.

An das Thorhaus stößt westlich das Küchen- und Waschgebäude, dessen Ursprung unbekannt ist. Sein unteres

Stock besteht aus den Küchen, das obere aus mehreren Zimmern und in seinem Schooße enthält es Gewölbe, Vorrathskammern, Gänge rc. — An der äußern Ecke, zwischen der Küche und dem Thorhause, steht der starke, runde, sogenannte Hexenthurm. Man gelangt in ihn durch eine kleine, mit zwei Thüren versehene Oeffnung, 8—9 Schuh hoch über der Erde. In dieser Höhe hat er, dem Eingange gleich, eine Abtheilung, durch welche in der Mitte ein viereckiges Loch in den untersten Raum des Thurmes, in das grauenvolle Burgverließ hinabgeht. An der Decke dieser Abtheilung ist ein eiserner Haken, woran das Seil, mit welchem die Gefangenen in die Tiefe hinabgelassen und aus derselben herausgezogen wurden, befestigt war. Der obere Theil des Thurmes steht mit den Zimmern in Verbindung.

In Rudolf's Gotha diplomatica wird über alles dieses gemeldet: „Daß man vom hintern und mittlern Bau, „wenn und von wem sie erbauet worden, keine Nachricht „habe; den neuen Stock aber, vom hintern Thor an„fahend, herfür an die Silberkammer stossend, sammt „2 Wendelstiegen und 2 Ausladungen darinnen, ingleich „den grossen Schneckenthurm, des Haußmanns (wahr„scheinlich Burgwächters) Thurm, auch den äussern „Thurm uff den Ecken, darin das Gefängniß, und die „Fürsten- und andere Gemach in den alten Häusern, von „der Silber-Kammer anfahend, bis hin an die grosse „Küche gehend, hat Herr Johann Friedrich der Mittler,

„Hertzog zu Sachsen, anno 1560 und in nachfolgenden „Jahren erbauen lassen ꝛc.“

Eine Kapelle hatte die Heldburg schon im Papstthume; da aber das Schloß 1560 mit neuen Gebäuden versehen und erweitert wurde, so weiß man nicht mehr die Stelle, wo diese gestanden hat. Dagegen soll, der Sage nach, da wo jetzt die Zisterne ist, ein heidnischer Tempel gestanden haben. In der jetzigen Kirche wird vom Pfarrer zu Holzhausen, einem benachbarten Dorfe, jährlich am zweiten Pfingstfeiertage noch Gottesdienst gehalten. Der im Zwinger unter einem Häuschen befindliche Brunnen, welcher in Felsen gehauen ist, soll so tief, als der Berg hoch ist, gewesen seyn, und eben so viel als der neuere Theil des Schlosses selbst zu bauen gekostet haben, wie der Amtsverwalter Andreas Volk, der um das Jahr 1642 auf dem Schlosse wohnte, erzählt hat. Seine Tiefe enthielt früher (nach Dr. H. Schorch's Handlungs-, Post- und Zeitungslexikon) 211 Schuh über und noch 222 Schuh unter dem Wasser; doch bei seiner jetzigen Baufälligkeit und dem steten Hineinwerfen von Steinen derer, die die Heldburg besuchen, hat sich seine Tiefe bis auf 339 Fuß vermindert.

Früherhin wurde dieses Schloß auch „die fränkische Leuchte“ genannt, weil, da die Straße von Franken nach Thüringen vorbeiging, auf ihm zur Nachtzeit eine Leuchte ausgesteckt worden seyn soll. Es mag diese Benennung aber erst aus den spätern Zeiten herrühren, nachdem dies Schloß erweitert und mit neuen Gebäuden versehen wor-

den war. Man will auch sagen, das Schloß habe so viel Fenster, als das Jahr Tage.

Die Entstehungszeit der Heldburg läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, mag aber — dafür bürgt der Name des hintern Theils derselben, des Heidenbaues — weit in die Vorzeit zurücktreten. Es ist eine nur unzuverlässige, doch ziemlich wahrscheinliche Sage, daß das Schloß von den Heiden, und zwar von einem Namens Hilbert, erbaut worden sey, welcher da gewohnt habe, auch öfter nach Hilpertshausen (dem jetzigen Hildburghausen) gereist sey, woselbst er zwar keine Stadt, sondern nur ein Schloß dieses Namens gehabt. Mit mehr Gewißheit läßt sich das Daseyn dieser Burg bis aufs Jahr 837 hinausführen, wo das damalige Dorf Heldburg schon vorhanden war, welches ohne Zweifel, nebst dem umliegenden Amte und Gericht, nicht nur den Namen von ihm führt, sondern auch in der Folge ein besonderes Ansehen erlangte, weil die Landesherrschaft, wenn auch nicht immer, doch öfter auf der Heldburg sich aufhielt. Diese villa Helidberga wurde im Jahre 837, nebst mehreren umliegenden Dörfern, zum Seelenheil des Grafen Aßis, welcher als königlicher Beamte im fränkischen Gaue Grabfeld das Gaugrafen-Amt bekleidet haben mochte und daselbst stark begütert war, dem Stifte Fulda zugeeignet.

Im Besitze der Grafen von Henneberg lernt man die Heldburg kennen, nachdem dieselben in Grabfeld sich den Grund zum Besitze eines ansehnlichen Landstriches gelegt hatten, der einen Theil des östlichen Frankens ausmachte,

und von welchem die Bergveste Strauf der Haupt- und Stammsitz war *). Schon Graf Poppo VII mochte sie besessen haben, da im Jahr 1206 auch die Burg Strauf mit ihrem Dorfbezirke zu seinen Besitzungen schon gehörte.

Im Jahre 1245, bei der Ländertheilung zwischen seinen beiden Söhnen, Heinrich III und Hermann I, erhielt ersterer die hennebergischen Stammgüter, und Hermann, der Stifter der henneberg-koburgischen Linie, die neue Herrschaft, wozu die Heldburg gehörte, zu seinem Erbtheile. Er wohnte meistentheils auf Strauf. Poppo VIII, sein Sohn, beschloß durch seinen im Jahre 1291 erfolgten Tod die henneberg-koburgische Linie, und vererbte die Herrschaft Koburg auf seine Schwester Jutta, die Gemahlin des Markgrafen Otto zu Brandenburg.

Von hier an finden wir die Heldburg ein und zwanzig Jahre lang im Besitze des markgräflichen Hauses Brandenburg. Doch brachte sie Graf Berthold VII von Henneberg, Schleusinger Linie, wieder an sein Haus, indem er im Jahre 1312 seinen Sohn, Heinrich VIII, mit Jutta, Tochter des Markgrafen Hermann von Brandenburg, vermählte, welche ihren Erbtheil an der koburgischen Herrschaft als Heirathsgut ihm zubrachte. — Laut eines Urbar-Buches, welches Graf Berthold über die Herrschaft Koburg fertigen ließ, war Heldburg im Jahre 1317 der Sitz eines eigenen Amtes, zu welchem die Ortschaften

*) Deren Geschichte im 5ten Bande der Ritterburgen mitgetheilt ist. F. G.

des vorher auf der Veste Strauf ruhenden Landgerichts geschlagen wurden, und begriff meistens die Dörfer, die zum Theil jetzt noch zum hildburghausischen Amte Heldburg gehören.

Bei der 1353 geschehenen Vertheilung der koburgischen Herrschaft unter des Grafen Heinrich von Henneberg hinterlassene drei Erbtöchter, bekam Sophie, die mit dem Burggrafen Albrecht zu Nürnberg vermählt war, das Schloß und Amt Heldburg, nebst einem ansehnlichen Landstriche von der Herrschaft Koburg, zu ihrem Antheile. Dieser wurde wieder auf deren zwei Töchter vererbt, von welchen die eine, Margarethe, sich mit dem Markgrafen Balthaser zu Meißen (Landgraf in Thüringen) vermählte, und ihm 1374 die Schlösser und Aemter Heldburg, Hildburghausen und Eisfeld zubrachte. Seitdem bezeichnete man diesen Landestheil mit dem Namen der „heldburgischen Pflege" im Gegensatz der „koburgischen Art," welche Markgraf Friedrich der Strenge zu Meißen, durch die Vermählung mit der zweiten hennebergischen Erbtochter, Katharine, an sein Haus gebracht hatte. Diese getheilten Verhältnisse dauerten bis zum J. 1440, wo Herzog Friedrich der Einfältige, der einzige Sohn des Markgrafen Balthaser, ohne Erben starb, und das Schloß nebst der ganzen Pflege Heldburg seinem Vetter, Markgrafen Friedrich dem Strengen, vererbte.

Nachdem nun das Amt Heldburg an das Kur- und herzogliche Haus Sachsen gekommen war, so wurde die Stadt und das Gericht Hildburghausen dazu geschlagen

und seit 1440 beides als ein gemeinschaftliches Amt von einem Beamten, der gewöhnlich auf dem Schlosse Heldburg wohnte, bis 1639 versehen.

Herzog Friedrich der Mittlere zu Sachsen ließ 1560 und in den folgenden Jahren das Schloß mit neuen Gebäuden versehen und erweitern, und dessen Gemahlin brachte den 13. Februar des Jahres 1563 daselbst ihren zweiten Sohn, Friedrich, zur Welt.

Im dreißigjährigen Kriege wurde die Veste Heldburg von kaiserlichen Truppen zweimal erobert und geplündert: das erste Mal 1632 im September, das zweite Mal im November 1634.

In der fürstbrüderlichen Theilung kam Heldburg, als ein der Pflege Koburg einverleibtes Amt, 1640 an Herzog Albrecht zu Eisenach, nach dessen Tode (1645) an Herzog Ernst den Frommen zu Gotha. Dieser ließ 1662, bei dem entstandenen Türkenkriege, das Schloß befestigen und auch die jetzige Kirche einrichten. Nach dessen Ableben (1680) kam dasselbe an seinen Erbprinzen, Herzog Ernst zu Hildburghausen, bei welcher Familie es noch jetzt ist. Ernst wandelte das Schloß gänzlich in eine Festung um, wodurch die am Schloßberge gelegenen Obst- und Weingärten vernichtet wurden. Es hat aber das Festungswerk nicht lange gedauert.

Eine alte, doch ziemlich unrichtige Abbildung der Heldburg von der Südseite, findet man in dem Werke: Gotha diplomatica von Rudolf.

Den Stoff zu Obigem gaben dem Verfasser, in Hinsicht des Oertlichen, dessen wiederholte Besuche auf der Heldburg; in geschichtlicher Hinsicht, die Werke: A. von Schultes's koburgische Landesgeschichte des Mittelalters; J. W. Krauß's S. hildburghäusische Landeshistorie und G. P. Hönn's S. koburgische Chronik, umgearbeitet und fortgesetzt von Ch. F. Dotzauer.

Elias Christoph Bauer.

139.

Kruckenberg

bei Karlshafen an der Weser im Kurfürstenthum Hessen.

Einst lag die Burg dort an des Waldes Saum,
Wo Thau und Regen jetzt Ruinen netzen,
Und wo uns lehrt ein weiter öder Raum,
Wie Größe sinkt nach ewigen Gesetzen.

Wilhelmine Kall.

139.

Kruckenberg.

An der nördlichen Grenze des Kurfürstenthums Hessen, vier Meilen von Cassel, liegt die uralte Stadt Helmershausen. Schon im zehnten Jahrhundert kommt sie in Urkunden vor. Dicht vor derselben dreht sich die Landstraße um einen links vorspringenden felsigen Berg. Von seiner Spitze schauen die Ruinen des Kruckenbergs öde herab in das enge finstere Thal, durch das sich die Landstraße und das Flüßchen Diemel winden. Der Fußgänger zieht den nähern Pfad über den Berg vor, um auf der andern Seite die Landstraße wieder zu erreichen. Im steilen Aufsteigen erblickt er hinter sich, tief im Thale, Helmershausen; auf der Höhe führt der Weg an den Ruinen und an einem einsamen Hirtenhause vorüber; beim Herabsteigen erfreut das Auge das schöne Städtchen Carlshafen und die zwischen Gebirgen hervorströmende Weser, die hier die Diemel aufnimmt.

In Helmershausen stiftete am Ende des zehnten Jahrhunderts ein Graf Eckard aus unbekannter Familie (wahr-

scheinlich Markgraf Eckard I von Meißen) und seine Gemahlin Mathilde ein Benediktiner-Mönchskloster, daß jedoch erst im Jahre 1011 von dem berühmten Bischof Meinwerk von Paderborn eingeweiht wurde. In den Bestätigungsbriefen vom Jahre 998 und 1002 setzt Kaiser Otto III die Stadt der Abtei Corvey in allem gleich. Vogt des Klosters blieb der Stifter und seine Nachkommen, die jedoch bald ausgestorben zu seyn scheinen. Schon im Jahre 1017 entstanden über den Sprengel Streitigkeiten, und der Bischof Meinwerk wußte es dahin zu bringen, daß auf dem, vom Kaiser Heinrich II im Jahre 1017 im Liesgau gehaltenen Reichstage, ihm diese Abtei, als zu seinem Sprengel gehörig, zu eigenem Besitz und Verwaltung gegeben wurde. Die Mönche mußten, ungeachtet sie es nicht anerkannten, sich dieses einige Zeit gefallen lassen. Um sich indessen dieser Einschränkung zu entledigen, schenkten sie die Hälfte ihrer Stadt Helmershausen im J. 1220 dem Erzbischof Engelbert von Köln, welcher es unternahm, in der Nähe eine Stadt und Festung zu erbauen. Diesem widersetzten sich die Mönche, und im Jahre 1222 verglich man sich dahin, daß das angefangene Bauwerk unterblieb. Noch auf den heutigen Tag findet man wenige Ruinen davon auf dem Berge zwischen Helmershausen und Carlshafen unter dem Namen Alten-Köln, und die Sage hält es für Trümmer einer in grauer Vorzeit zerstörten großen Stadt, deren Alter weit über das Alter Kölns am Rhein reiche. Späterhin führten die Mönche den Bau der Festung, jedoch näher an Helmershausen, aus,

und die Aebte in Helmershausen besaßen solche, wie die Stadt, gemeinschaftlich mit dem Erzstifte Köln.

Die Bischöfe von Paderborn suchten ihre Ansprüche dessen ungeachtet durchzusetzen und im Jahre 1326 behaupteten sie solche mit Gewalt der Waffen. Der Abt Reinbold, der bei dieser Veranlassung vertrieben wurde, wendet sich nun an den Erzbischof Balduin von Trier, als damaligen Verweser des Erzstifts Mainz, und bittet um Hülfe; dagegen verspricht er ihm die Hälfte aller Klostergüter und namentlich die Hälfte seines Antheils am Schlosse Kruckenberg abzutreten. In der desfallsigen Urkunde vom 24. Mai 1333 erklärt der Abt — für einen Geistlichen sonderbar genug, und in dieser Hinsicht eine seltene Erscheinung — Burgmann des Erzstifts Mainz auf der Burg Schonenberg geworden zu seyn. Zum ersten Male wird hier des Kruckenbergs urkundlich erwähnt.

Auch sein Gegen-Abt Engelhard wurde den Mönchen verhaßt, und ohne sein Vorwissen suchten sie den Kruckenberg, mit Hülfe mainzischer Beamten und der Bürger zu Geismar, der mainzischen Hoheit zu unterwerfen, während Abt Engelhard 1337 das Kloster, als der Diöcös und Gerichtsbarkeit des Bischofs von Paderborn unterworfen, anerkannte. Zugleich brachte Bischof Bernhard von Paderborn die kölnische Hälfte des Kruckenbergs und Helmershausen, für die Pfandsumme von 590 Mark Silber, pfandweise an sich.

Aber auch die bisher gehabte Hälfte konnte das Kloster nicht behaupten. Abt Engelhard, aus der Familie von

Schartenberg, verkaufte ums Jahr 1339 ein Drittel dieser Hälfte an Paderborn, ein anderes an Erzbischof Heinrich von Mainz, und nur Ein Drittel blieb dem Kloster. Cuno von Falkenstein, als Provisor oder Vormund des Erzstifts Mainz, verpfändete den mainzischen Antheil an Bischof Balduin von Paderborn, und 1356 an Arnold von Partenheim. Der Pfandschilling betrug hundert Mark löthigen Silbers.

Von jetzt an erkannte die Abtei Helmershausen die Gerichtsbarkeit von Paderborn an, und seine Geschichte wird unbedeutend.

Im Jahre 1360 laut Urkunde vom 11. October ertheilt Kaiser Karl IV dem Erzbischof Gerlach von Köln vor dem Kruckenberg

„einen freyen Stuhl vnd freyen Grafen zu haben,
„do es ime, vnd synen Nachkommen vnd stifft allerbequemlichst ist vff Engerscher oder Westfelscher
„Erden."

Im Jahre 1464 entstand zwischen dem Landgrafen Philipp dem Freimüthigen und dem Erzbischofe Dietrich von Köln, der zugleich Bischof von Paderborn war, Fehde. Der Landgraf eroberte Helmershausen und erstieg den Kruckenberg, er konnte ihn jedoch nicht behaupten. Nachmals zog er 1470 mit den Bürgern vor Helmershausen, aber ohne Erfolg. Im Jahre 1471 endigte ein dreißigjähriger Friede diese Fehde.

Inzwischen scheint Mainz seinen Antheil an Helmershausen und dem Kruckenberg auf unbekannte Art gänzlich aufgegeben zu haben.

Die Anmaßungen der Bischöfe von Paderborn fielen dem Kloster immer beschwerlicher, und Landgraf Philipp der Großmüthige, der die Erbschutz- und Schirmgerechtigkeit über solches ausübte, schützte es in seinen Besitzungen und Rechten. Aber das Kloster war verschuldet, die Gebäude verfallen, und der Landgraf forderte an Kosten viertausend Gulden. Im Jahre 1540 verkauften daher die Mönche unter dem Abt Georg von Marnholz (Morenholt) ihren und ihres Stiftes Antheil und Gerechtigkeit an dem Schlosse Kruckenberg und Helmershausen mit allen Dörfern an den Landgrafen wiederlöslich um zwölftausend Gulden. Dieser nahm sogleich Besitz und erstieg den Kruckenberg mit List. Die mit den Bischöfen von Paderborn hierüber entstandene langwierige Fehde endigte im Jahre 1597 ein Vergleich, nach welchem die erkauften Stücke dem Hause Hessen, bis zum Aussterben im Mannsstamme, eigen bleiben und dann an Paderborn fallen sollten. Seit dieser Zeit besitzen es die Landgrafen von Hessen.

Im dreißigjährigen Kriege und zwar im Jahre 1623 besetzte Tilly Helmershausen und den Kruckenberg und behielt es bis ins dritte Jahr. Im Jahre 1632 den 8. März eroberten die Pappenheimischen die Stadt; auch verlor 1641 der hessische Rittmeister Hans Wilke daselbst durch einen Ueberfall zweihundert Pferde.

Der dreißigjährige Krieg brachte dem Kruckenberg so wie dem Kloster den Untergang. Man sieht noch bedeutende Ueberreste der Burg. Durch einen Graben von dem Berge abgeschnitten führte ein doppeltes Thor ins Innere. Die Ruinen eines großen runden Gebäudes sollen eine Kirche gewesen seyn. Die Giebelmauer eines Hauses, über welcher ein Schornstein emporragt, und mehreres anderes Gemäuer trotzt der Zerstörung. Die unwahrscheinliche Sage geht, ein unterirdischer Gang führe aus der Burg nach dem Kloster hinab.

* * *

Diese Nachrichten lieferten: Wenck's hessische Landesgeschichte; Rommel's Geschichte von Hessen; Winkelmann's Beschreibung des Hessenlandes; Engelhard's hessische Erdbeschreibung; Teuthern's Geschichte der Hessen; Merian's Topographie. Eigene Ansicht. Von Ansichten des Kruckenbergs kenne ich außer der Merianischen von Helmershausen, wo man auf dem Berge den Kruckenberg und Alten-Köln sieht, keine.

Dr. Usener.

Noch giebt es eine kolorirte Ansicht der Ruinen von Kruckenberg, welche in den neunziger Jahren, von Grape in Göttingen, in Querfolio geliefert wurde und damals sehr treu war. Die neueste ist die, welche diesen Band als Vignette ziert. Sie ist vom Herrn Verfasser vorstehenden Aufsatzes nach der Natur gezeichnet im Jahre 1800.

F. G.

140.

Güßenburg
bei Giengen im Würtembergschen.

Wo der Pforte hoher Bogen
prangt, an Wappen reich,
staudet, üppig angeflogen,
dorniges Gesträuch.
Wo die Ritter Hof gehalten,
oft der Tummler klang,
kreischt die Eul' in öden Spalten
bangen Klaggesang.

140.

Güßenburg.

Im würtembergschen Oberamte Heidenheim, zwischen den Dörfern Hürben und Hermaringen, liegen die Ruinen der Güßenburg, auf einem anmuthigen, felsigen Berge, an dessen Fuße die Heerstraße von Heidenheim nach Baiern hinläuft und die Brenz vorüber fließt. Weit umher schaut man in seine bebaute, angenehme Landschaft, sieht die Thürme und einen Theil der Stadt Giengen, früher eine Reichsstadt, zahlreiche Dörfer und Ruinen von Burgen, deren sich in dieser Gegend an zwanzig befanden.

Güßenburg war das Stammhaus der ritterlichen Familie der Güßen von Güßenberg und gehörte zu dem, den Grafen von Helfenstein zustehenden Lehnhofe über das Brenzthal, von denen die Güßen Lehnsmänner waren.

Wer die Güßenburg erbaute und wann dies geschah, das sind nicht mehr zu beantwortende Fragen. Die Geschichte erwähnt ihrer zuerst bei Erzählung der Kriege, welche in der Mitte des 15ten Jahrhunderts Schwaben verheerten, wo die Fürsten und die Reichsstädte gegen einander

ankämpften. Wahrscheinlich hatten die Güßen Theil gegen die Städte genommen, wie die Ritter damals fast immer thaten, und dafür züchtigten sie die Ulmer. Am Johannistage 1448 überfielen sie die Güßenburg und zerstörten sie gänzlich. Die Lehnsherren der Güßen, die Grafen von Helfenstein, verkauften hierauf, und noch in demselben Jahre, die zerstörte Burg nebst der Stadt Heidenheim, und fünf und zwanzig dazu gehörige Dörfer, an den Grafen Ulrich von Würtemberg, für sechzigtausend Gulden. Mit welchem Rechte sie dies konnten, ist unbekannt. Zwei Jahre später, 1450, ging die Güßenburg an den Herzog Ludwig von Baiern über, und kam erst nach funfzig Jahren, 1504, mit der Herrschaft Heidenheim wieder an Würtemberg, als Ersatz für die Kriegskosten, welche Herzog Ulrich von Würtemberg während des pfälzischen Krieges aufgewendet hatte, wo er für Herzog Albrecht von Baiern focht. Aufgebaut war die Güßenburg aber noch nicht wieder und scheint es auch, daß dies nie wieder geschehen ist. Im würtembergschen Besitz blieb sie aber, nebst dem was dazu gehörte, seitdem immer.

Jetzt steht wenig mehr von der Burg. Doch zeigt dies wenige noch, daß sie ansehnlich groß gewesen seyn und ein Viereck gebildet haben müsse, das auf den Ecken mit Thürmen versehen war.

Das größere Mauernfragment besteht meist aus röthlich geadertem Marmor, was in so fern merkwürdig ist, als es auf einen in der Nähe befindlich gewesenen Marmorbruch schließen läßt, wovon man jetzt nirgends mehr

eine Spur wahrnimmt. In eben diesem Mauerstücke sieht man Oeffnungen, die großen gewölbten Portalen gleichen, aber keine waren; denn sie entstanden allmählig durch das Herausbrechen der Steine, was das Nachfallen anderer herbeiführte und bald das Einsinken des Ganzen zur Folge haben wird.

Gegen Osten und Westen ist der Burggraben noch deutlich zu sehen. Der Eingang in die Burg scheint von Westen her gewesen zu seyn. Hinter der Mauer dehnt sich eine lange öde Heide aus. Da von dieser Seite der Burg am leichtesten beizukommen war, so war auch die Mauer hier am stärksten, hatte auch gar keine Oeffnung.

Von einem Brunnen findet man nirgends Spuren, wiewohl selten eine Burg ohne einen solchen noch angetroffen wird. Am Fuße des Berges fließt ein Wasser, die Eselsschapfe genannt. Davon geht noch die Sage, daß hier das Wasser durch Esel auf die Burg geführt worden sey. Die Wirthschaftsgebäude der Burg lagen auch am Fuße des Berges. Erst vor dreißig Jahren wurde ein Schafstall abgebrochen, der dazu gehört hatte.

Die sichere Lage und die vorüber laufende Heerstraße, wo die Kaufleute überfallen und beraubt werden konnten, mochte wohl zur Erbauung der Güßenburg und vieler andern Burgen in der Nähe, als: der Kaltenburg, Hürben, Bindstein, Falkenstein, Eselsburg, Stromberg, das auch den Güßen gehörte, Hellenstein, Herwartstein u. s. w., Veranlassung gegeben haben. Jetzt liegen diese Raubsitze alle in Trümmern, und jeder Kaufmann,

der in unsern Tagen die Straße zieht, dankt dem Himmel, daß jene grausigen Zeiten des Mittelalters vorüber sind, wo nur körperliche Kraft und Stärke regierten, Gesetze schwiegen und Recht und Gerechtigkeit unbeachtet blieben.

Das Alter der Familie der Güßen geht weit zurück. Schon im Jahre 942 kommmt ein Friedrich Güße von Güßenberg bei einem Turniere vor, das in Rotenburg an der Tauber gehalten wurde. Und daß sie in Ansehn standen, beurkunden die bedeutenden Ehrenstellen, welche sie bekleideten. Zwei Güßen blieben in der Schlacht bei Sempach unter Herzogs Leopold von Oestreich Mannschaft. Sixt Güß war 1433 Hofmeister der „gnädigen Frau in Stuttgart.” Diepold Güß war 1448 Rath des Bischofs in Augsburg, sein Bruder Gerwig, Graf Ulrichs von Würtemberg Hofmeister. Heinrich Güß bekleidete 1449 die Deutsch-Ordens-Kommenthurstelle in Obermessingen. Wilhelm Güß war 1505 Hofmarschalk und Stadtvogt in Dillingen, auch Bundeshauptmann in Schwaben. Hans Güß war 1514 Burgvogt zu Hohenstaufen u. s. f. Auch ihre Verheirathungen mit den damals angesehensten Häusern bezeugen das Ansehn, in welchem sie standen. Man findet in ihrer Genealogie Ehefrauen aus den Geschlechtern der Truchsesse von Waldburg, der Grafen von Mömpelgard, von Urach, von Montfort u. s. w.

Ihre Besitzungen waren sehr bedeutend. Außer der Stammburg, Güßenburg, gehörte ihnen Dorf und Schloß Bergenweiler, die Stromburg, die Stadt und Schloß Leipheim an der Donau, Witlingen bei Urach, Dalfingen

bei Ulm, Rietheim, Dorf und Schloß Brenz, Marktflecken Glött u. s. w. Aber alle diese schönen Besitzungen verloren sie allmählig. Im Jahre 1613 wurde die letzte, das Dorf Brenz, veräußert.

Wann das Geschlecht der Güßen ausstarb, weiß man nicht genau. Es scheint, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Die Unbedeutenheit, zu der es herabgesunken war, mochte wohl verursachen, daß ihr Erlöschen unbeachtet geblieben ist.

Wer die Ruinen von Güßenburg besteigt, dem erzählt der Führer gewiß Fabeln und Sagen aus der Gegend, deren noch mehrere unter den Bewohnern sich lebendig erhalten haben. Eine davon haftet an den Ruinen der Burg.

Zur Zeit, als die Güßenburg zerstört ward, hatte der Burgherr zwei schöne Töchter, die wurden geliebt von zwei stattlichen Jünglingen auf einer benachbarten Burg, und liebten wieder. Aber der Eltern Einwilligung zum engern Freundschaftsbunde war nicht zu erlangen, wurde immer weiter verschoben. Selten durften die liebenden Paare sich sehen, und nur aus den Fenstern der väterlichen Burgen blieb es ihnen unverwehrt, sich in weiter Ferne zu begrüßen.

Da geschah es, daß die Güßenburg am Johannistage von den Ulmern überfallen und mit Feuer zerstört ward. Kaum sahen die liebenden Jünglinge von ihrer Burg den Rauch und Feuersäulen aufsteigen, als sie sich auf ihre Rosse warfen und herüber eilten zur Hülfe. Kühn fochten sie mit gegen den gewaltigen Feind, wollten eindringen, ihr Liebstes zu retten, aber übergroß war die

Schaar des feindlichen Heeres. Sie fielen beide unter den Streichen der Ulmer. Zertreten wurden ihre Leiber vom Rossesfuß und zu Asche verwandelt von den Flammen.

Entflohen waren långst aus der Burg die zarten Fråulein. Auf dem Felselbůhl, in der Nåhe der Burg, sahen sie wimmernd und klagend dem schrecklichen Schauspiele zu, hôrten die Stimmen ihrer Freunde, bangten und zitterten fůr ihr Leben, denn sie sahen, wie sie kåmpften und wůrgten, bis — ach! sie beide sinkend unter Schwerdtstreichen erlagen. Da sanken auch sie, und nie erblickten ihre schônen Augen das Sonnenlicht wieder.

Kommt nun Johannistag heran, so ôffnen sich um Mitternacht ihre Gråber. Sie richten sich auf, die Schattengestalten, wandeln um die Trůmmer der Gůßenburg herum, suchen die Gråber der schônen Jůnglinge, suchen und suchen und jammern, daß es im Thale klåglich wiederhallt, denn sie finden sie nicht. Und sind sie nun gewandelt bis zum Hahnengeschrei, so sieht man zwei Flåmmchen zuckend verlôschen und die bleichen Gestalten verschwinden, bis Johannistag wiederkehrt und sie von neuem ruft zum Wandeln in grausiger Nacht.

* * *

Aus der kleinen Schrift: Der Gůßenberg und die Gůßen, ein Beitrag zur Kenntniß des Brenzthals, von Magenau. Ulm 1823. 8. ist Vorstehendes genommen. Eine Ansicht der Ruinen der Burg, von Hummel gestochen, ist ihr als Titelblatt beigefůgt.

141.

Buchfart

bei Weimar im Großherzogthum Sachsen-Weimar.

Tabida consumit ferrum lapidemque vetustas
Nullaque res majus tempore robur habet! —

141.

Buchfart.

Die Ruinen der Burg Buchfart, Buffarte, liegen fünf Viertelstunden von Weimar, beim Dorfe Buchfart. Merkwürdig ist es wegen seines seltsamen, originellen Baues oder Anlage. Nicht wie man sonst Ruinen von Burgen zu erblicken pflegt, zeigen sich diese, auf, sondern in einem Berge. Man glaubt Zwerglöcher zu sehen, denn alle Gemächer, die sie enthält, sind in den Felsen eingehauen, der über ihnen noch hoch herauf ragt, und ihre Oeffnungen gähnen, in einer Höhe von 90 bis 100 Fuß, in gleicher fortlaufender Richtung den staunenden Wanderer an, der, aus der Ferne, ein großes Gebäude mit einer Reihe Fenster zu erblicken glaubt.

Mit Schwierigkeit ist ihre Besichtigung verknüpft und ohne Leiter kann man zu den größern dieser Oeffnungen gar nicht gelangen. Die zwei erstern haben eine Vormauer von glatt gehauenen Steinen, an 30 Fuß hoch, die mit der steilen Felsenwand in einer Linie steht. Sie bilden einen Gang von 36 Fuß Länge, welcher zwei Oeff-

nungen hat. Die erste ist viereckig, die zweite aber gewölbt. Der westliche Theil dieser Mauer ist von oben eingestürzt. In diesem Gange befinden sich die Eingänge jener zwei Höhlen, wovon die eine 8 Fuß breite und 12 Fuß Länge hat. Die andere ist etwas größer, hat am Eingange auf beiden Seiten eingehauene Löcher, worin wahrscheinlich hölzerne Riegel von innen eingeschoben wurden zur Verschließung der Thüren. Gleiche Spuren von solcher Verwahrung findet man auch am westlichen Eingange der Vormauer, an welchem auch ein langer Stein hervorragt, der einen schön gehauenen Löwenkopf, auf den Vorderklauen ruhend, deutlich darstellt. Einige Fuß tiefer ist eine dritte Höhle, in welcher in der Mitte ein Pfeiler als Träger steht. Dieser Umstand, und daß sie die größte ist, scheint es wahrscheinlich zu machen, daß dies die Kirche war.

Außer diesen Höhlen, oder Gemächern, sind noch zwölf vorhanden, aber alle kleiner und verfallener als diese. Am Fuße des Berges ist ein verschütteter Gang, der vielleicht nach der Burg führte und jetzt noch von den Anwohnern für den Sammelplatz von Schätzen gehalten wird, über denen sie oft Flämmchen tanzen sehen. Sie zu heben, wagt aber keiner mehr, seitdem der Müllerpursche aus Hetschburg, vom bewachenden Geiste eine Ohrfeige erhielt. Dieser, so spricht die Sage, wurde von dem Geiste aufgemuntert, den Schatz zu heben, aber ja nicht seinen Pathen, einen Hexenmeister der Gegend, mitzubringen. Aber der Müllerpursche dachte, den Schatz eben deshalb

sicherer zu fassen, und brachte den Pathen mit. Was geschah? Kaum hatten sie sich dem heiligen Orte genähert, so bekam der Pursche vom Geiste eine derbe Ohrfeige, und nie machte er den zweiten Versuch.

Daß Buchfart sehr alten Ursprungs seyn muß, zeigt die Regellosigkeit seines Baues, das Kleinliche und Unbequeme der in den Felsen gehauenen Wohnungen. Die Schießlöcher und der Löwenkopf sind spätere Zuthaten, letzterer war wohl der orlamündische Löwe.

In das zehnte Jahrhundert scheint sein Entstehen zu fallen. Um sich gegen die jährlichen Einfälle der Ungarn zu sichern, suchten die Sachsen und Thüringer Schutz in natürlichen Höhlen, oder in selbst geschaffenen, und so mag auch Buchfart entstanden seyn, indem man sich in diesen Felsen einarbeitete und den Zugang durch Vormauern sicherte.

Daß Heinrich I solche sichernde Plätze anlegen ließ und begünstigte, ist bekannt. Im frühern Besitz von Buchfart waren also die Herzoge von Thüringen, welcher auf Markgraf Albrechten den Bären und so auf dessen Nachkommen, die Grafen von Orlamünde, überging.

Graf Otto IX von Orlamünde besaß Buchfart als Erbgut *). Er und seine Brüder trugen es, nebst Schauenforst, Mellingen, Köttendorf und Magdala, dem Landgrafen Balthasar von Thüringen, für 600 Schock

*) Ein im weimarschen Archive gefundener Lehnsrevers bestätigt dies.

Freiberger Groschen im J. 1393 zu Lehn auf und empfingen es auch von ihm zu Lehn.

Nach Otto's Tode theilten sich im J. 1414 die drei Söhne in ihre väterlichen Besitzungen, doch war zu der Zeit Buchfart, von den Orlamünder Grafen, lehnsweise ausgethan. Die Vasallen und Besitzer von Buchfart waren die von Hetschburg, Heitingesburg, bei Berka an der Ilm. Dies beweist eine Urkunde, worin die Grafen Friedrich und Hermann von Orlamünde, Herren zu Weimar, auf ihre Lehen, die sie auf einige Besitzungen nahe bei Berka gehabt hatten, verzichteten, welche Ludwig von Hetschburg zu Buchwerthe, ihr Lehnsmann, dem Kloster in Berka zugewendet hatte.

Bald darauf, im Jahre 1428, verkauften die Söhne Otto's IX Schulden halber ihre Rechte an Magdala, Köttendorf, Mellingen und Buchfart an den Grafen Heinrich von Schwarzburg für 400 rheinische Gulden, mit der Bedingung, daß die Einlösung dieser Güter den Landgrafen um die nämliche Summe jederzeit frei stehen solle.

Heinrich von Schwarzburg belieh hierauf im J. 1440 den Ritter Hermann von Harraß *) mit dem Dorfe Buchfart und Zubehör, also wahrscheinlich auch mit der darüber gelegenen Burg, die um diese Zeit ruinirt gewesen zu seyn scheint.

*) Die Urkunde darüber ist in der Schrift, aus welcher diese Nachrichten genommen sind, wörtlich abgedruckt.

Fünf Jahre später kauften die Herzoge Friedrich und Wilhelm dem Grafen Heinrich von Schwarzburg jene Güter für 400 rheinische Gulden ab, stellten aber dem Grafen Siegsmund von Orlamünde einen Revers aus, daß er, für dieselbe Summe, jederzeit diese Besitzungen wieder zurück erhalten könne.

1478 gab Herzog Wilhelm zu Sachsen der Ehefrau des Ulrich von Harraß, Katharinen, einen Leibgedingebrief über Osmannstedt, Ulrichshalben und Buchfart, und Friedrich und Johann von Sachsen gaben den Brüdern und Vettern von Harraß, 1499, in Gesammtlehn, Osmannstedt, Buchfart u. a. m.

1508 belehnten die Herzoge Friedrich und Johann von Sachsen den Ritter Hans von Meusebach in Schwerstädt mit dem Dorfe Buchfart und anderm mehr, welche Lehen Heinrich und Quirin von Harraß zu Osmannstedt an ihn verkauft hatten.

Am 1. Februar 1594 ward der Kanzler Dr. Markus Gerstenberg in Weimar mit Buchfart beliehen, verkaufte es aber drei Jahre nachher an die fürstliche Kammer zu Weimar, und jetzt gehört es zum Amte Weimar.

Wann und weshalb die Burg Buchfart zerstört wurde, oder ob sie verlassen ward und verfiel, weiß man nicht mehr.

* * *

Aus der kleinen Schrift: Das alte Bergschloß Buchfart im Großherzogthum Weimar. Aus urkundlichen Nachrichten beschrieben von Karl Gräbner. Weimar 1822. 30 Seiten in 8., ist Vorstehendes genommen. Beigefügt ist dieser Schrift eine Abbildung des Felsens mit den Ueberresten von Buchfart.

142.

Hornberg

am Neckar, im Großherzogthum Baden.

Nun stehn die Thürme leer, durch ihre Fenster
Glüht Abendroth und wandelt Zugluft frei,
Wenn nicht ein wucherndes Gesträuch
Die üpp'gen Gitter drüber hin verzweigt,
Hoch rauscht das Gras im Schloßhof,
Die Mauern nicken ein, und ihre Steine
Sehn gräbergleich aus dem Gebüsch hervor.

Fouqué.

142.

Hornberg *).

Wenn man am Neckar herabfährt, da wo sein Thal am lieblichsten und schönsten ist, und mehrere alte Burgen, die auf der Höhe prangen, den Geist bedeutsam anregen durch Erinnerungen aus tiefer Vorzeit, so erblickt man schon unterhalb Guttenberg die Thürme des königlichen Hornbergs. Immer herrlicher entfaltet vor unsern Augen die Burg, die zum Schutz der ganzen Umgegend sich weit über alle ihre Schwestern erhebt, ihre mannigfaltigen Reize. Bei dem Dorfe Neckarzimmern führt ein bequemer, allmählig ansteigender Weg zur Burg hinauf. Majestätisch steht vor uns die ehrwürdige Burg, und wunderbare Gefühle wecken in uns ihre Trümmer, an denen schon die Stürme so mancher Jahrhunderte vorübergegangen sind. Der Berg, auf dem die Burg steht, so wie die ganze Bergkette, die er beherrscht, ist bis oben an mit den edelsten

*) Der Burg Hornberg werden nach und nach in den folgenden Bänden dieses Werkes die übrigen Neckarburgen folgen.

Reben bepflanzt, aus denen einer der trefflichsten Neckarweine gewonnen wird, da der Berg sich des vollen Sonnenlichtes freut, ohne den Nordwinden Preis gegeben zu seyn. Die Burg selbst ruht, wie es scheint, mehr auf einem Felsen. Indem wir vor das schöne Burgthor treten, so sehen wir oben an demselben das Wappen des Bisthums Speier, ein Kreuz, auf dem aber, was wir sonst an diesem Wappen nicht sehen, ein Adler sitzt. Ein Schwert und eine Fahne bezeichnen die einstige Bestimmung der Burg. So treten wir durch das Thor in den untern Burghof, der beinahe ein Viereck bildet und von mehreren sehr ansehnlichen Gebäuden umschlossen ist. Zu unserer Rechten steht ein neueres Gebäude, ehemals die Wohnung des Herrn Barons von Gemmingen, jetzigen Besitzers der Burg, der sie nie seinem Pachter angewiesen hat.

Wir besuchen dieses Gebäude zuerst, um eine Reliquie des tapfern Ritters Göz von Berlichingen, der hier oben hauste, — die einzige, die sich noch von seinem Aufenthalte auf der Burg erhalten hat, — zu beschauen. Wir treten in einen großen Saal, der überallhin eine freie und wunderliebliche Aussicht eröffnet; hier steht mit geschlossenem Helme, auf sein Schwert gestützt, neben ihm seine Lanze, der gepanzerte Ritter Göz — das Bild des mit ihm zu Grabe gegangenen Ritterthums und der tiefen Ruhe nach manchen harten Kämpfen und Verkennungen, an denen auch dieses Leben eines zwar immer schlagfertigen, aber allezeit aufrichtigen und redlichen Ritters so reich war.

Das Aeußere des Harnisches ist ganz ungeschminkt, wie das Herz, das einst unter ihm schlug und wie es wohl bei einem Ritter der Fall gewesen seyn muß, der in seiner eigenen Lebensbeschreibung sich einen armen Gesellen nennt. Er ist von so mittelmäßiger Größe, daß man fast nicht begreifen kann, wie ein so eisenfester Ritter, welcher der Schrecken seiner Zeit war, darin gewohnt haben soll. Desto breitschultriger und knochiger muß Göz gewesen seyn. Daß der Panzer ächt und wahrscheinlich der einzige ächte ist, den man von ihm vorzuzeigen hat, dafür bürgt schon die Berlichingen'sche Familientradition, nach welcher Göz ein kleiner und untersetzter Mann war; noch mehr bürgen dafür die Umstände, unter denen der Panzer auf den Hornberg kam. Sie sind folgende: Göz stand, wie er überhaupt viel Freundschaftsgefühl hatte, in einem besonderen freundlichen Verkehr mit der alten Patricierfamilie der Feyerabende in Heilbronn, die ihm wahrscheinlich in den mißlicheren Lagen seines Lebens manche Beweise ihrer freundschaftlichen Gesinnungen gegeben haben mag. Als einst Göz schon fast Lebens und Kampfes satt von Heilbronn auf seine Burg Hornberg zurückkehrte, so ließ er seinen Helm und Harnisch seinem theuren Freunde Feyerabend zurück, mit der Weisung, er solle ihn behalten, bis er selbst wiederkommen und ihn abholen würde. Statt des Schwertes ergreift der ergraute Ritter die Feder, schrieb an dem Abende seiner Tage die Geschichte seines an Veränderungen und Erfahrungen so reichen Lebens nieder — wie er sagte, zur Warnung für Andere, welche

welche den Menschen zu wohl trauen — und widmete diese seine Lebensgeschichte seinem Freunde Feyerabend als Zeichen seiner innigen Dankbarkeit für die ihm auch bis ins späte Alter bewiesene Liebe und Treue. Von Angesicht sollten sich beide Freunde nicht mehr sehen. Der Ritter Göz legte sich bald zur ewigen Ruhe nieder, und Harnisch und Helm blieben als ein theures Vermächtniß in den Händen des Freundes zurück. So vererbte sich diese ehrwürdige Reliquie in der Feyerabend'schen Familie von einem Glied zum andern. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurden dem ehrwürdigen Familienältesten der Berlichingen, dem Herrn Staatsrath von Berlichingen, von Küffner in Nürnberg ein sogenannter Harnisch von Göz von Berlichingen angetragen. Der erste Anblick gab es, daß er unächt sey, er war für's erste zu groß für Gözen, hatte ein geäztes Familienwappen, da bekanntlich diese Kunst damals nicht sehr im Umlauf war, und man hingegen auf Harnischen immer nur erhabene und getriebene Arbeit antraf, und hatte unten eine Vorrichtung, um den eisernen Handschuh befestigen zu können. Allein die ganze Einrichtung des Handschuhs, den ich selbst mehrere Male deshalb betrachtete, ist so beschaffen, daß er blos angeschnallt wurde. Dennoch soll eben dieser Harnisch nachher nach Erbach gekommen seyn, wo er bisher für ächt angesehen wurde, während alle Reisebeschreiber des Neckarthales des Harnisches auf dem Hornberg nur obenhin gedenken, und auch nicht entfernt ahnden, daß dieser leztere der ächte ist.

Aus diesen Gründen wies Herr Staatsrath von Berlichingen den Antrag zurück, da er wußte, wo der ächte Harnisch zu finden sey. Er beschloß deshalb gemeinschaftlich mit dem damaligen Herrn von Gemmingen zu Hornberg, einer Wittwe Feyerabend in Heilbronn den Harnisch abzukaufen. Diese dachte so edel, daß sie ihn unentgeldlich abtrat, und so steht er nun auf dem Hornberge, als eine wahre Zierde der Burg. An dem Fenster des Saales, das den Blick nach Hesmersheim und nach der auf dem Berge liegenden Michaelskirche öffnet, ist oben eine schöne Glasmalerei angebracht, welche Philipp Ernst von Berlichingen zu Hornberg und Sennfelden auf dem Pferde sitzend und mit der Falkenjagd beschäftigt vorstellt. Er ist der letzte der Berlichingen, der die Burg besaß und der sie auch an manchen Orten ausbessern und einen Thurm bauen ließ.

Die übrigen Wirthschaftsgebäude des untern Burghofes sind meist auch alt; sie sind an einzelnen Stellen mit dem Wappen der Berlichingen, der Hausenstamme, Riedesel und Schottensteine geziert. Die Mauern des Zwingers sind mit dichtestem Epheu bewachsen, gleich als wolle er mit seinen Riesenarmen das ganze Gebäude zusammenhalten. Der Weg, der auf die Burg hinaufführt, zieht in einem weiten Umkreise innerhalb fester Mauern hinan, wie auch die schneckenförmige Bauart der Burg den Namen Hornberg veranlaßt hat. Ein Thor führt, noch ehe wir auf die Burg hinaufkommen, in das freie Feld hinaus und zu dem an der nördlichen Seite der Burg

hinziehenden Walde. Wir dürfen es nicht übersehen, vor das Thor hinaus zu treten, indem die Burg von diesem Standpunkte aus eine sehr großartige Ansicht darbietet; majestätisch thürmen sich die verschiedenen Parthien derselben hinan, und es ist, als ob sie jeden Augenblick bei dem leisesten Winde auf uns herabstürzen und uns unter ihre Trümmer begraben wollten. In der Richtung gegen das Neckarthal hin zieht die äußerste Burgmauer, von Gesträuchen aller Art dicht bewachsen. Ehrfurcht gebietend schaut der hohe Thurm auf uns herab, welcher der Burg zum Schutze gegeben zu seyn scheint, indem sich alle andere Gebäude an ihn anlehnen und gleichsam an ihm halten. Hiernächst an den großem Thurm lehnt sich die Giebelseite eines alten Gebäudes, durch dessen weite Fensteröffnungen der blaue Himmel zu uns herabsieht. Zu allen Reizen der Steinmassen drängen sich Gesträuche aller Art hervor, und es wäre wirklich zu wünschen, daß ein geschickter Kupferstecher sich die Zeichnungen von den verschiedenen Ansichten der Burg verschaffte. Es giebt deren nicht weniger denn zwölf, deren jede wieder überraschender ist. — An der innern Mauer des Zwingers zunächst an dem alten Thürmchen, durch dessen Thor wir ins Freie hinausgetreten sind, steht die Jahreszahl 1662, die aber wohl nur auf eine Ausbesserung des Zwingers deutet, der gerade von dieser Seite her am meisten der Zerstörungswuth eines Feindes ausgesetzt war. Um weiter oben durch die Pforte des Zwingers kommen zu können, müssen wir den Burgwächter kommen lassen, der zunächst oberhalb des

Eingangs in dem untern Burghofe wohnt, und dem mit dem Schlüssel auch die Verantwortlichkeit für die Erhaltung der ehrwürdigen Burg übergeben ist — eine sehr dankenswerthe Anstalt allen zerstörungssüchtigen und unnützen Händen zuvor zu kommen. Wäre es doch überall so! An einem zweiten verfallenen Thore sehen wir von Epheu umrankt das Wappen der Familie von Berlichingen, ein Rad, mit der Jahreszahl 1571. An das dritte Thor lehnt sich von der Neckarseite aus ein halb zerstörter Thurm, in dessen Tiefe ein Burgverließ von etwa 30 Schuh Höhe sich befindet. Noch ehe wir das Innere der Burg, zu dem nur ein weites Thor führt, betreten, verfolgen wir vorher den Zwinger bis zu seinem Ende. Auf einem halb zerfallenen Thürmchen hat man eine Aussicht, die auf jedes Gemüth einen tiefen Eindruck machen muß. In einem der hintersten Thürme, der noch ziemlich bedacht ist, befindet sich ein zweites Burgverließ von ungefähr 36 Schuh Tiefe. Indem wir wieder etwas rückwärts gehen, so treten wir durch ein großes Thor in das Innere der Burg selbst. Die innere Ansicht der Ruinen ist etwas schauerlich; die verfallenen Gebäude stehen eng zusammengedrängt, und nur wenig Raum ist für den Verkehr im Innern der Burg gelassen. Es sind besonders zwei große, ehemals bewohnbare Gebäude, die uns hier in die Augen fallen; das eine sieht in den Neckar, das andere in den Wald hinab. Die Bedachung fehlt hier überall. An dem vordern gegen den Neckar gekehrten Gebäude, das wahrscheinlich das ältere und daher auch schon mehr Ruine

ist, steht an einer der hintern Seiten, gerade gegenüber der Burgkapelle, das Wappen der Schotten von Schottenstein. Das gegen den Wald gekehrte Gebäude trägt oberhalb des Thores die Jahreszahl 1471, und ist wahrscheinlich von den Geyern von Giebelstatt gebaut. Dieses Gebäude ist an Gemächern und Abtheilungen das reichste. Man sieht hier noch viele Einrichtungen für eine Haushaltung, und es soll auch wirklich noch im vorigen Jahrhundert gebraucht worden seyn. Zu dem äußersten untern Gemach führt ein Pförtchen, dessen Thürgewände bewundernswürdig schön ist, so wie überhaupt alle Steinhauerarbeiten an der Burg sehr geschmackvoll und fleißig gearbeitet sind. Unter diesem großen Gebäude sieht man noch mehrere unterirdische Gewölbe, deren Eingänge von Schutt von Hallen verdeckt sind. Hiernächst an diesem Gebäude steht ein kleinerer Thurm. Noch ehe wir diesen besteigen, treten wir in die Burgkapelle; sie ist zwar sehr finster, und indem sie alle äußere Einwirkungen auf die Sinne unmöglich macht, im Sinne des Mittelalters ganz zu einem Andachtsorte geeignet, doch wurde sie eigentlich erst so finster durch den Anbau des kleinern Thurmes. Die Kapelle ist nächst dem hohen Thurme ohne Zweifel das älteste der Burg; sie hat gothische Fenster und ein gothisches Kreuzgewölbe. Oben an der Thüre stehen zwei verwitterte Wappen, die man nicht mehr recht erkennen kann. Im Innern der Kapelle treffen wir noch auf die Spuren eines Altars; theils an den Wänden, theils oben, wo die Gewölbgurten sich schließen, sieht man

man noch alte Wappen, z. B. die der Schottensteine, der Heusenstamme und Riedesel, die jedoch alle erst später eingehauen worden seyn müssen, da das Alter der Kapelle weit höher hinauf reicht, als der Besitz dieser Familien von der Burg. Sehr schön muß sich die Kapelle ausgenommen haben, als die Fenster noch mit Glasmalereien geziert waren.

Wir besteigen nun den kleineren Thurm, der zu dem größeren führt, und wohl das Neueste von der Burg ist. Der Eingang in denselben ist verziert und trägt oben das Wappen der Berlichingen mit der Jahreszahl 1573 und der Aufschrift:

> Anno domini 1573 hat der edel und ernfest Philipp Ernst von Berlichingen diesen Bau vollbracht, seines Alters im 23 Jar.

Eine noch wohl erhaltene Wendeltreppe führt hinauf; die Wände derselben sind dicht überschrieben von Reisenden, die hier ihres Namens Gedächtniß verewigen wollten. Wir haben hier mehrmals Gelegenheit, hinauszutreten in die oberen Theile des großen Gebäudes, das in den Wald hinabsieht, und es scheint, der ganze Thurm sey darum aufgebaut worden, um einen natürlichen Eingang zu den obersten Stockwerken des Gebäudes zu bilden. Wenn wir durch die erste Oeffnung hinaustreten, so kommen wir an den Boden, wo ehemals der Rittersaal war, und noch jetzt manche Spuren zeigen, daß dieser Theil der Burg noch im vorigen Jahrhundert bewohnt gewesen seyn muß. Es stehen aber von dem ganzen Gebäude nur noch die Sei-

tenmauern und Giebelspitzen. Ein Theil des Bodens, der noch erhalten ist, wird zu einer Baumschule benutzt. Ein anderer Ausgang aus dem Thurme führt uns über den Boden der Kapelle weg zu einem Ruheplätzchen, von wo aus man eine äußerst liebliche Ansicht vom Neckarthale hat. In dem Thurme selbst ist das Archiv, welches noch manche Nachrichten über den Hornberg enthält. Von der äußersten Spitze des Thurmes aus führt uns ein Gang hinüber in den hohen Thurm, der weithin gesehen wird. Er ist von einer ganz eigenen Bauart; da, wo er in das Freie hinaussieht, ist er rund, während die der Burg zugekehrte Seite eckig ist. Dies ist wohl nicht blos Laune dessen, der den Thurm erbaut hat; sondern es geschah wahrscheinlich um der größeren Festigkeit willen, die bei einem so hohen Thurme, der noch dazu auf einer so beträchtlichen Höhe steht, wohl zu berücksichtigen war. Der Thurm steht auf einem Felsen und ist unten schwerlich hohl, wenigstens entdeckt man rings herum nicht die mindeste Spur eines Eingangs in denselben. Da keine Gefahr mit dem Besteigen des Thurmes verbunden ist, so scheuen wir die kleine Unbequemlichkeit nicht, ihn zu besteigen, da wir uns belohnt sehen werden für das großartige Naturschauspiel, das sich auf dieser höchsten Spitze der Burg uns darbietet. In unermeßlicher Tiefe geht der silberhelle Strom seinen ruhigen Gang und bewässert ein schönes fruchtbares Land; vor uns liegt das Dorf Hasmersheim mit seinen Schiffen; oben auf dem Berge steht die Michaelskirche und ruft in uns die Erinnerung aus Römer-

zeiten hervor. Gegenüber von ihr sieht die stattliche Burg Guttenberg zu uns herab; weiterhin sehen wir Wimpfen mit seinen alten Thürmen, den Wartberg bei Heilbronn, und in blauer Ferne erkennen wir die Berge, welche die Murgegenden begränzen. Oestlich sehen wir die Gebirge bei Maienfels und den Mainharder Wald; nördlich ist der Blick beschränkt durch das sich an die Burg lehnende Waldgebirge, das hier ein Thälchen bildet, in welchem man das Wild ungestört hin- und hergehen sehen kann. Diese nördliche Aussicht bildet mit der entgegengesetzten Aussicht ins Neckarthal einen auffallenden Contrast; hier zeigt sich ein Wald von Eichen dicht bewachsen, dort ein mit Reben bepflanzter Hügel. Westlich ist der Blick ebenfalls beschränkt durch das hohe Neckargebirge. Unter uns liegt am Fuße des mit den edelsten Reben bepflanzten Berges das Dorf Neckarzimmern; ein liebliches Wiesenthal führt zu der am jenseitigen Felsengestade, das mit Gebüsch bewachsen ist, gelegenen Notburgahöhle, und von hier aus nach Hochhausen, wo ein Kirchlein von hohem Alter die Gebeine der Heiligen bewahrt, und auf den waldumkränzten Höhen liegt der dem Grafen von Helmstatt gehörige Finkenhof. Südwestlich sehen wir die Spitze des Gebirgs bei Schweigern und Sinzheim. Nicht satt genug kann man sich an diesem Anblick sehen; es ist als schwebte man auf dieser ungemessenen Höhe zwischen Himmel und Erde, indem die unter uns sich im Thale herumtreibenden Menschen nur als die winzigsten Geschöpfe erscheinen.

Die Burg ist ohne Zweifel älter, als die schriftlichen Nachrichten von derselben; die ganze Bauart, besonders die wenige Rücksicht, die man auf Bequemlichkeit nahm, indem nur alles auf Festigkeit und Dauer berechnet ist, deuten auf ein hohes Alter. Die Burg giebt wirklich ein anschauliches Bild von der Befestigungsweise unserer Altvordern, und ist daher in jeder Hinsicht sehr merkwürdig. Der Urbau der Burg, von dem freilich nur noch wenige Spuren vorhanden sind, gehört vielleicht schon den Römern an. Reinhard von Gemmingen zu Hornberg setzt die erste Gründung der Burg (in seiner handschriftlichen Chronik) in die Zeiten der Römer, deren Aufenhalt in dieser Gegend allerdings durch mehrere Denkmale außer Zweifel gesetzt wird; dahin gehört die zunächst oberhalb des Hornbergs auf dem Bergrücken gelegene Michaelskapelle, die einst der Verehrung Jupiters und der Juno geweiht war, und später in eine christliche Wallfahrtskapelle umgewandelt wurde. „Die Römer, sagt Reinhard von Gemmingen, kamen auch wohl über den Neckar, wenn gleich lange Zeit der Neckar für sie die Gränzscheide war, und hatten hier einige Schlösser inne, die sie gleichsam als verlorne Schildwachen in Feindesland betrachteten; und ich halte dafür, daß mit Steinach, Hirschhorn, Stolzeneck, Zwingenberg, Guttenberg und Ehrenberg auch der Hornberg erbaut worden sey." Unwahrscheinlich ist diese Ansicht nicht, es haben alle Burgen des Neckars, auch der Hornberg, etwas von römischer Bauart, besonders ihre hohen Thürme. Auf den Trümmern römischer Kastelle

erhoben sich später die Burgen ihrer Ueberwinder — die Rittersitze, welche von daher den Namen castra in den alten lateinischen Urkunden führen. Zur Zeit der Völkerwanderung waren sie von großem Nutzen, weil sich an dem Muth ihrer Besatzungen und der Kraft ihrer Mauern die Macht der alles zerstörenden Hunnen, die auch durch das Neckarthal zogen, und Slaven brach. Wo in der Vorzeit der Hauptschauplatz des Krieges aufgeschlagen war, oder auf allen vortheilhaften Angriffs- und Uebergangspunkten, sehen wir daher die Adelsgeschlechter am zahlreichsten ansässig, und es ist begreiflich, warum gerade in dem Striche der ehemaligen Zehentlande schon früher ein zahlreicher Adel gefunden wird, weil an der Rhein- und Neckargränze der Kampf am längsten und hartnäckigsten gewährt hatte.

Die erste Nachricht über die ehrwürdige Burg kommt uns aus uralten Zeiten aus dem Reiche der Sagen entgegen, die uns erzählt, Notburgens Vater, der Frankenkönig Dagobert, habe hier oben Hof gehalten.

Hierher, so lautet die Sage, kam einst vor langen Zeiten der Frankenkönig Dagobert gezogen, die Gränzen seines Reiches gegen das heidnische Wendenheer zu schützen. Während er auf der stattlichen Burg weilte, sandte er seine Boten aus, ob er nicht im Frieden mit den Heiden unterhandeln möchte. Er hatte ein gar frommes und züchtiges Töchterlein, Notburga genannt; die ward zum Friedenspreis bestimmt. Der Wendenführer Samo, einst selbst ein Franke, und von seinem Volke abgefallen, ver-

nahm gar bald von Notburgens Schönheit, und nicht der Schlachtenruhm lockte ihn in ihre und Dagoberts Nähe, sondern, ob er wohl schon mit zwölf Frauen vermählt war, um Notburga sich zur Gemahlin zu nehmen.

Da sandte Dagobert, der von seinem Entschluß vernommen, einen seiner vornehmsten Ritter, den Wendenkönig an den Gränzen seines Reiches zu empfangen. Schon sieht der Burgvogt an der äußersten Krümmung des Neckarthales den Wendenherrscher, begleitet von dem Ritter, reiten, und Alles rüstete sich, des Königs Eidam gebührend zu begrüßen; nur Notburga, das zarte Fräulein, hielt grauses Entsetzen vor dem Heidenfürsten in ihrem einsamen Kämmerlein.

Als Samo auf der Burg erschien, da glaubte er, Notburga werde vor Allen ihm entgegenkommen und ihn willkommen heißen. Dagobert selbst, ergrimmt über den Frevel seiner Tochter, der ihm das ganze Spiel verderben konnte, gestattete daher gleich nach dem ersten Empfange dem Ritter, der den Wendenfürsten begleitete, in der Jungfrau Kämmerlein zu gehen, um sie, sollt's nicht mit guten Worten gehen, mit Gewalt herbeizuholen. Gar unsanft zog sie der Ritter an den Haaren herbei, und alsbald stand Samo als Werber vor der zitternden Jungfrau. Aber sich ermannend, erhob sie voll heiligen Ernstes ihr Haupt: „Du Vater, sprach sie, hast mir das Leben gegeben, darum nimm es hin, wenn's den Frieden deines Landes sichern kann, aber nie werd' ich von meinem Glauben weichen und mein Glück in eines Heiden Hände legen."

Ergrimmt über solche Dreistigkeit, hieß sie Dagobert zurück in ihre Kammer gehen: „dort, rief er ihr nach, werd' ich dich zur rechten Zeit als Königin des Festes holen lassen." —

Weinend betritt Notburga ihr einsames Gemach; und ihre Thränen wollten nimmer versiegen, während Burg und Wälder von dem Bellen der Hunde und dem Rufe der lustigen Jäger widerhallten und ein Fest dem andern folgte. Auch dem Wendenkönig war's unter all dem Getümmel nicht wohl zu Muthe; schneidend wie ein Messer drangen die Worte der schönen Notburga in sein Herz; fleißig schickt er hinüber zu dem zarten Mägdlein, zu erkunden, ob sie noch nicht anderes Sinnes geworden seyn möchte. Aber leider immer vergebens.

Da trat einst Samo selbst mit dem Frankenritter, der ihn hierher geführt hatte, in Notburgens Gemach, als sie eben auf den Knien lag und zu ihrem Gott betete. Lange standen sie still vor Ehrfurcht, deren sich auch der rohe Heide nicht erwehren konnte. Als endlich Samo es wagte, seine Bitte vorzubringen, da wandte sich Notburga zu ihm um, und entgegnete ihm mit einem Ernste, der ihren Worten Nachdruck gab: „ich habe mit dem Himmel zu reden, und nicht mit Euch, darum entfernt Euch von hier, und laßt die Betende allein!" —

Ergrimmt über solche Rede, erfrechte sich der Heide, ihres frommen Gebetes zu spotten und ihren Glauben zu schmähen, während Notburga, ahnend, was ihr bevorstünde, nur die Blicke gen Himmel richtete. Doch nicht

länger wollte hier Samo als ein Bittender stehen; mit seiner Rechten schwang er das Schwert, während er mit der Linken die Jungfrau an den Haaren faßt, sie mit Gewalt fortzuziehen.

In diesem Augenblicke erwachte in des Frankenritters Brust ein edleres Gefühl. Mit gezogenem Schwerte tritt er zwischen die Betende und den Wendenfürsten, den letzteren ernstlich bedräuend, sich nicht an der Jungfrau zu vergreifen. Samo, sonst nicht des Nachgebens gewohnt, ließ erschrocken von ihr ab; doch drohend schied er, wenn er wiederkommen müßte, so würde er nicht mehr so friedlich von dannen gehen. Aus dem Blicke des Ritters dagegen sprach inniges Mitleiden mit der Betenden.

Da lag nun Notburga allein in ihrem Kämmerlein auf den Knien, aber je mehr Gefahr ihr die Welt drohte, desto mehr öffnete sich der Himmel vor ihren Geistesaugen. Schon funkelten die Sterne am weiten Firmamente, in tiefes Schweigen war Thal und Wald und Berg gehüllt, und nur das Rauschen des ewig jugendlichen Stromes drang herauf zu den Ohren der Jungfrau.

Als allmählig Notburga aus ihren Träumen zurückkehrte, da schien es ihr immer mehr, als riefe ihr die Stimme eines Engels zu: Entfliehe Notburga! Ohne sich lange zu besinnen, eilte Notburga, der Stimme folgend, hinaus in die düstere Nacht. Durch eine kleine unbewachte Pforte, über schroffe Klippen, durch Dornen und Gebüsche trugen ihre zarten Füße sie an des Stromes Rand. Ihre Kraft schien zu ermatten, und wohin sollte

sich nun die Verlassene wenden? — Steil hob sich auf dem jenseitigen Ufer des Neckars das Felsengestade, von dichtem Gebüsch bedeckt, so daß, wenn auch der Strom den Uebergang nicht wehren, doch das jenseitige Ufer ihn unmöglich machen würde. So verlassen und rettungslos, trat vor ihre Seele noch einmal das Glück der Jugend, dem sie nun auf immer und ewig den Rücken kehren wollte. Aber auch die Schreckgestalt des Wendenfürsten trat vor ihre Seele, und immer fester wurde in ihr der Entschluß: da, wo das Kleinod des Himmels verloren ginge, lieber dem Irdischen zu entsagen, und die Freuden, die eine erleuchtete Seele genieße, den Freuden der Welt vorzuziehen. Ihr ganzes Wesen ward nun zu einem frommen Gebete, das um Stärkung von oben flehte. Da stieg, ihr des Himmels Gewährung vorbedeutend, über dem Gebirge der Mond hervor, erhellend die grüne Aue und den an ihr hinfließenden Strom.

Auf einmal schien es ihr, als vernähme sie hinter sich ein Rauschen, wie das eines lebendigen Wesens, und als sie sich erschrocken umdrehte, stand vor ihr eine Hirschkuh, kein scheues Wild, sondern gepflegt von der Hand der Jungfrau, und ihr längst vertraut. Auch im Unglück wollte das treue Thier nicht von seiner Herrin weichen. Besonders traulich schmiegte es sich diesmal an die Jungfrau an. Schien es doch Notburgen, als wollte ihr der Himmel in diesem treuen Thiere eine Freundin senden, sie zu trösten. — Endlich läßt es sich auch vor ihr auf die Knie nieder, blickte hinüber auf die Felsen,

wand und auf den Strom, gleich als wollte es sagen: da drüben ist für dich Rettung zu finden, vertraue mir, ich will dich dahin bringen. Vertrauend auf des Himmels Schutz, setzte sich Notburga auf des Thieres Rücken. Schnell erhob es sich und eilte mit seiner theuren Bürde dem Strome zu. Wie auf einem sanft hingleitenden Nachen ward sie durch den Strom getragen, und bald hatten sie das jenseitige Ufer erreicht. Durch das dichteste Gebüsch drängte sich das Thier mit ihr durch, gleich als hätte es seine Pflicht noch nicht gethan, und zeigte ihr endlich in dem Felsen eine sichere Höhle. Indeß die Hindin schon beinahe das jenseitige Ufer wieder erreicht hatte, lag Notburga — wie es einer frommen Jungfrau ziemt — noch auf den Knien, ihrem Gott zu danken, der so Großes an ihr gethan hatte.

Mit den ersten Sonnenstrahlen kam die Hindin wieder zurück zu ihrer Herrin, und brachte ihr Brot an ihren Hörnern, da die Quelle, die in der Grotte entsprang, zwar ihren Durst, aber nicht ihren Hunger stillen konne. Und so alle Morgen und Abende kehrte das treue Thier mit der Speise, die es in des Schlosses Küche fand, bei Notburga ein. Lange Zeit lebte hier die Jungfrau in abgeschiedener Stille, indeß Notburgens Vater sammt allen seinen Gästen und vor Allen dem Wendenfürsten, der seine Braut nicht verloren geben wollte, das Thal durchzogen, die Verlorne zu suchen. Nur der Hörner Klang, das Rufen der Jäger und das Bellen der Hunde drangen zu Notburgens Ohren und zeigten ihr an, daß alles dieses ihr gelte.

Auch der höchste Preis, welchen Dagobert dem geben wollte, der sein Töchterlein wieder in seine Arme führen würde, konnte die Verlorne nicht wieder zurückführen.

Doch nicht lange stand es mehr an, so kam auch für Notburgen eine schwere Prüfungsstunde. — Der Küchenmeister wunderte sich längst, daß ihm bald von dieser, bald von jener Speise etwas abhanden kam, ohne daß es ihm bisher gelungen wäre, den Thäter zu erforschen. Erboßt hierüber stellte er sich einstmals in einen dunkeln Winkel seiner Küche, um endlich auf die Spuren des frechen Diebes zu kommen. Da erschien endlich die Hindin, und nachdem sie sich lange scheu umgesehen hatte, ergreift sie ein Stückchen Brot und eilt damit davon. Nicht wenig wunderte sich der Küchenmeister über einen solchen Dieb, und eilte begierig zum Fenster, zu sehen, wohin die Hindin damit eile. Da sieht er mit Staunen, wie sie damit den Berg herabspringt, über den Wiesengrund hinweg sich in den Strom stürzt, an dem jenseitigen Ufer sich im Gebüsche verliert, und schnell wieder zurückkehrt — ohne das Brot.

Sogleich gab der Küchenmeister seinem Herrn Kunde von diesem seltsamen Vorfall; und augenblicklich stieg in diesem der Verdacht auf, die Hindin möchte vielleicht des Mägdleins Spuren anzeigen. Dagobert eilt schnell mit vielen Begleitern zu den Ufern des Flusses hinab, und bald wimmelte der Neckar mit Kähnen, an ihrer Spitze Dagobert mit seinem Küchenmeister. An dem jenseitigen Ufer angelangt, warten die Gefährten des Königs seiner

am Ufer, während dieser unbemerkt den Weg durch das Gebüsche sucht. Ein Blick in das Innere einer Felsenhöhle zeigt ihm sein Kind, wie es auf den Knien liegt und Gott für seine Gaben dankt.

Auch in der Brust des harten Mannes weckte dieser Anblick mildere Saiten, und mit der Stimme eines Flehenden rief er Notburgen auf, doch mit ihm auf die Burg zurückzukehren. Entsetzt über den schnellen Anblick des Vaters, fährt die Betende empor. Doch etwas milder sah er jetzt aus, und Notburga hoffte daher um so eher, von ihm die Gewährung ihrer Bitte zu erhalten: „Laß mich, entgegnete sie mit kindlicher Unterwürfigkeit, laß mich an diesem stillen Orte, wo ich dem Herrn leben möchte, da ich längst der Welt schon abgestorben bin."

Da faßte abermals den Vater eine grimme Wuth über solche Widersetzlichkeit. Mit starkem Arme greift er in die Höhle, die Widerstrebende herauszuziehen. Doch nur der Arm der Jungfrau, vom Leibe getrennt, folgt der Faust, und bewußtlos sinkt die Unglückliche zu Boden, während der ergrimmte Vater sprach: Du bist gestraft für deinen Ungehorsam, drum bleibe hier, ob todt oder lebendig, du bist ja doch der Welt schon abgestorben! — In seinem Entsetzen kehrte Dagobert mit seinen Genossen zurück. Noch lange lag Notburga bewußtlos an dem Boden, und erst, als es Abend ward, kehrte die fromme Magd des Herrn aus ihrem Todesschlummer zurück. Schwach und matt, war sie kaum mehr im Stande das schöne Haupt vom Boden aufzurichten; und schon schickt sie sich zum letzten

Gebete an, Gott an ihrem Ende ihre Seele zu befehlen. Eine heiße Sehnsucht zog sie himmelwärts. Nur wenige Augenblicke, hoffte sie, sollte es noch anstehen, so würde ihre Seele frei werden; da hörte sie auf einmal ein Rauschen hinter sich, und als sie sich gleichsam unwillig, in ihren gen Himmel gerichteten Gedanken gestört zu werden, nach dem Gebüsche umwandte, aus dem sie das Rauschen vernommen hatte, so gewahrte sie mit Entsetzen eine Schlange, die sich ihr immer mehr näherte, und so nah am Tode mußte die Jungfrau noch erbeben vor dem, was den Tod bringt. — Bei näherem Betrachten sah sie jedoch, wie die Schlange mit der Krone auf dem Haupte, ein Kräutlein in dem Munde trägt, ihr Haupt erhebt, und mit dem Kräutlein nach der Wunde hinblickt. Notburga, den Wink des Herrn verstehend, der noch nicht die Todesstunde über sie beschlossen hätte, nahm das Kräutlein aus der Schlange Mund und legt es auf die wunde Stelle. In demselben Augenblick verschwindet alle Mattigkeit und neue Kraft durchströmt den schon halb erstorbenen Leib. Da trat die geheilte Jungfrau an die Oeffnung des Felsens, ließ sich zum Gebete nieder und lobte Gott mit lauter Stimme, also daß es durch Strom und Thal ertönte. Die Schlange blickte freudig zu ihr auf, und auch die Hindin lockte der Gesang der Jungfrau herbei. Doch Dagobert ist nicht mehr oben auf der Burg, Graus und Schrecken und Qualen des Gewissens trieben ihn von dannen, und nur der alte Burgvogt hatte noch vieles zu erzählen von dem Schrecklichen, das seinem Herrn begegnet

war. Im Thal und auf den Bergen ward daher bald die Kunde laut von Dagoberts frommem Töchterlein und was sich mit ihr zugetragen.

Das Volk, das noch dem Götzendienste anhing, kam bald zu Notburgens Höhle und sah das Wunder. Gläubig öffnete es sein Herz dem lebendigen Gott, der so Großes an seinen Bekennern thun könne. Am Neckarstrom wurde den Gläubigen die Taufe ertheilt, und die einsame Grotte Notburgens wurde allmählig ein berühmter Wallfahrtsort.

Die Heilige aber führte das Volk nicht nur zum wahren Seelenheil, sondern suchte auch die Sitten des Volkes zu mildern; lehrte dasselbe die schönen Künste Frankenlands, die Erde anzubauen und die Berge mit Reben zu bepflanzen.

Noch lange lebte Notburga in ihrer Grotte, weithin durch alle Lande bekannt. Als aber einst im Abendschein, da die erste Erndte schon in diesem Thale zu reifen begann, Notburga zu dem Volke sprach, was ihr der Herr geoffenbaret hatte, so sagte sie: „auch für mich ist die Erndtezeit gekommen, darum vernehmt meinen letzten Willen! Sobald ich verschieden bin, so legt meinen Leichnam auf einen Wagen, mit zwei Stieren bespannt, die noch kein Joch getragen haben. Diese laßt ihr ungehindert ihres Weges gehen, und wo sie stille halten, dort legt den Leib ins kühle Grab, und über'm Grabe bauet ein Kirchlein zum Gedächtniß der Wunder, die der Herr an mir gethan hat." — Also redete Notburga, das Volk noch einmal recht drin-

gend ermahnend zum festen Glauben an den lebendigen Gott und seinen Sohn Jesum Christum. —

Des andern Tages, als der Abend wieder hereinbrach und die Sonne schon nicht mehr den Strom beleuchtete, sondern nur noch die hohen Wipfel der Eichen auf den Bergen in das Gold der Abendsonne getaucht waren, da trat auch Notburga aus ihrer Zelle, und ließ sich arf den Knien zum Abendgebete nieder. Da winkte ihr der Engel des Todes, und schnell löste sich die Seele von dem Leibe.

Das Volk that, wie ihm Notburga befohlen hatte; eine Kirche ward erbaut auf der Stelle, welche die Stiere bezeichneten, und der Heiligen hier ein Grab bereitet, zu dem nah und fern die Gläubigen wallfahrteten. Das ist das Kirchlein zu Hochhausen; dort ruht ihr Grabmal, und noch zeigt man die Jungfrauhöhle.

Wie viele Ausschmückungen auch dieser Sage im Verlauf der Zeiten zu Theil geworden seyn mögen, so ist doch, wenn man das Grabmal Notburgens aus vorcarolingischen Zeiten in der Kirche zu Hochhausen betrachtet, nicht zu läugnen, daß etwas Wahres an der Sache sey, und daß es scheine, daß schon damals der Hornberg bewohnt war. Auf den leider nun verschwundenen Gemälden aus dem Leben der Notburga, die in Hochhausen waren, erscheint der Hornberg mehrmals in der Perspective, aber freilich anders, als jetzt die Burg aussieht, aber doch schon auf der Stelle, wo sie jetzt steht.

Die Erbauung des Hornbergs, seiner Form nach, wenn gleich die jetzigen Gebäude selbst neuer sind, fällt un-

streitig in carolingische Zeiten. Der Thurm der Burg gehört wenigstens gewiß in diese Zeit, wenn nicht in eine frühere. Es bestand in älteren Zeiten ein Dynastengeschlecht von Hornberg, das die Burg nebst den dazu gehörigen Gütern mit den Gaugrafen von Lauffen gemeinschaftlich besessen haben mag. Wie früh oder wie spät die Gaugrafen von Lauffen in den Besitz der Burg kamen, weiß man nicht gewiß. Eine Urkunde vom Jahre 1184, deren wir gleich erwähnen werden, scheint auf einen schon etwas längeren Besitz zu deuten, als erst vor dem Jahre 1184. Möglich wäre es, daß beide Geschlechter an der Erbauung der Burg gleichen Antheil hätten, da namentlich die Gaugrafen von Lauffen schon früher in dieser Gegend begütert waren.

Diese Grafen nannten sich von der Stadt Lauffen am Neckar. Bekannt ist unter Kaiser Ludwig dem Frommen durch die Sage von der heiligen Regiswindis ein Graf Ernst von Lauffen, der aber, wie es scheint, mit dem am untern Neckar begüterten Grafen dieses Namens in keiner Verbindung stand. Den ersten bekannten Grafen von Lauffen *), von dem das Geschlecht dieses Namens abstammte, finden wir nicht, wie man früher glaubte, erst im Jahre 1037, sondern schon im Jahre 1011 unter dem Namen Boppo. Seiner erwähnt eine Urkunde, durch welche Kaiser Heinrich II dem Bischof Burcard von Worms übergiebt: Comitatum in

*) In Urkunden: Loufe, Louffen, Louve, Lauffen.

in Wingarteiba, et tale beneficium, quale Comes Boppo apud Hasmaresheim habuerit *). Dieses Hasmersheim liegt in dem untern Neckargau, wo die Grafen von Lauffen angesessen waren, und wohin sogar die Stadt Lauffen am Neckar selbst gehörte. Die geringe Entfernung von einer Viertelstunde, in welcher der Hornberg von Hasmersheim liegt, macht nicht nur den Antheil dieser Grafen an dem Hornberge sehr erklärlich, sondern deutet auch darauf, daß sie denselben weit früher hatten, als unsere schriftlichen Nachrichten über ihren Besitz reichen. Eben dieser Boppo kommt gleich darauf in einer Urkunde Kaiser Heinrichs, die er im Jahre 1012 zu Nierstein ausstellte, vor. In dieser Urkunde, in der er einen Streit zwischen dem Domstifte Worms mit der Abtei Lorsch über gewisse Gerechtigkeiten im Odenwalde schlichtet, sagt der Kaiser: wir schicken den Grafen des Lobdengaues Boppo in des Reiches Namen, um diesen alten Streit zu schlichten.

Kurz vorher hatte er den Lobdengau dem Bisthume Worms überwiesen, weshalb aber die Befugniß des Kaisers, durch seinen Gaugrafen Recht zu sprechen, nicht aufgehört hatte. In dieser letzteren Urkunde muß der verdiente hessische Geschichtschreiber Wenk übersehen haben, daß Boppo ausdrücklich als Graf des Lobdengaues angeführt wird, wenn er behauptet: „die Grafen von Lauffen waren im Kraichgau und Neckargau angeses-

*) S. Orig. Guelf. T. 4. p. 298.

sen, daß sie aber zugleich den Lobdengau verwaltet, davon findet sich keine Spur, auch nicht einmal, daß sie dort begütert waren." Zwar wird bei diesem Boppo, der in den Urkunden vom Jahre 1012 genannt wird, so wenig der Name „Lauffen" hinzugesetzt, als bei der vom Jahre 1011, die Wenk anführt. Allein, daß dieser Boppo, der als Gaugraf des Lobdengaues aufgeführt wird, derselbe ist, von dessen Hasmersheimischen Besitzungen in der Urkunde vom J. 1011 die Rede ist, das beweist eine Urkunde Kaiser Conrads II, die er im Jahre 1026 in Augsburg ausstellte, in der er die Schenkungen seines Vorfahren an die Wormser Kirche bestätigt, und neben den Besitzungen des Grafen Boppo in Aasmaresheim zugleich die Grafschaft Lobdengau und Wingarteiba nennt und eben hieraus die Verbindung Boppo's mit dem Lobdengau nicht unwahrscheinlich wird. Dieses Lehen, das Graf Boppo in Hasmersheim hatte, ging im Verlauf der Zeit an den deutschen Orden über, und zwar an die Kommenthurei Horneck.

Der gelehrte Lamey giebt diesem Boppo, der wahrscheinlich auch Graf des Lobdengaues war, einen Sohn Heinrich als Nachfolger. Im Jahre 1067 bestätigte eine Urkunde Kaiser Heinrichs IV dem Kloster Lorsch jus mercatus publici, in villa Werrenloch, in comitatu Heinrici filii Bobbonis sita. Also über 40 Jahre verwaltete Heinrich nach dem Tode seines Vaters die Grafenwürde.

Im Jahre 1037 nennt eine Urkunde einen zweiten Grafen Boppo von Lauffen, den man früher für den ersten bekannten Grafen dieses Namens hielt. Wahrscheinlich ist er der Sohn des obigen Boppo und Bruder des gedachten Heinrichs, mit dem die Grafenwürde im Lobdengau ausgegangen zu seyn scheint. Mit Unrecht giebt Kremer in seinen Origg. Nass. diesen Heinrich dem unter dem Jahre 1037 vorkommenden Boppo zum Sohne, da er doch wohl eher ein Bruder von ihm seyn konnte; denn Heinrich hat nach der obigen Urkunde sein Grafenamt schon im Jahre 1023 verwaltet, und konnte also nicht der Sohn Boppo's II seyn.

Wahrscheinlich ein Sohn Boppo's II war Graf Arnold von Lauffen. Seine Gemahlin hieß Adelheid, und war eine Tochter des Gaugrafen Zeistolf im Kraichgau, und brachte auf diese Weise dem Grafen Arnold große Besitzungen im Kraich-, Elsenz- und Enzgau zur Ehesteuer (S. Gesta Trevirorum in Honth. Prodrom. hist. Trev. p. 76 und Tritheim zum Jahre 1102). Auch die Kraichgau'sche Grafschaft, welche nach dem Sitze des Gaugrafen die Grafschaft Bredaheim (Bretten) genannt wurde, brachte diese Adelheid an die Grafen von Lauffen. Boppo II hatte nach dem Zeugniß des Annalista Saxo ad 1026 drei Söhne: Heinrich, Boppo III und Bruno. Diese drei Söhne theilen sich in das våterliche Erbe, so daß Heinrich die Grafschaft Lauffen, Boppo die Güter im Elsenz- und Enzgau, und Bruno die im Kraichgau erhielt. Der jüngste unter diesen drei Söhnen, Bruno, brachte es

Staatliche Bibliothek Bamberg

sogar zur Würde eines Erzbischofs von Trier; zuerst war er Domprobst zu Trier und Speier, dann Probst zu St. Florian in Coblenz, Archidiaconus und endlich Erzbischof, er war im Besitze dieser Würde von dem Jahre 1102 — 24. Aus der Stiftungsurkunde des Klosters Sinzheim, wo es heißt: in comitatu Brunonis, erhellt, daß im Jahre 1100 ein gewisser Bruno dem Kraich-, Elsenz- und Enzgau vorgestanden sey; man könnte daraus schließen, dieser Bruno sey der Vater des Erzbischofs gewesen, wenn nicht die Gesta Trevirorum ausdrücklich sagten, der Erzbischof sey ein Sohn des Grafen Arnold gewesen. Erzbischof Bruno stiftete im Jahre 1122 das Kloster Odenheim bei Bruchsal mit Bewilligung seines Bruders, in dessen erblichem Eigenthume der Ort lag. Die Vogtei über das Kloster, die er sich vorbehalten hatte, kam nach dem Erlöschen der Familie von Lauffen im J. 1219 an den Kaiser Friedrich. Bald nachdem Bruno das Kloster gestiftet hatte, so übergab er durch seinen Bruder dem Kloster mehrere Rechte und Gerechtsame. Bruno starb im Jahre 1124.

Sein Bruder Heinrich I hatte zur Gemahlin Ida, Tochter des Grafen Bernhards von Werla, die sich in zweiter Ehe mit Sifrid I von Ertineburg an der Elbe vermählte. Heinrich hatte von seiner Gemahlin nur eine Tochter, Adelheid, welche den Grafen Adolph von Hövili oder Berg heirathete; durch diese Heirath wurde sie die Stammmutter der Grafen von Berg und Mark. Nachdem Adolph im Jahre 1106 gestorben war, so trat Adel-

Staatliche Bibliothek Bamberg

heid mit dem Pfalzgrafen von Sommerseburg in Sachsen in die zweite Ehe, mit welchem sie den Pfalzgrafen Friedrich den Jüngern erzeugte. Wann Adelheid gestorben, wissen wir nicht; Friedrich ist schon im Jahre 1120 todt. Der dritte Sohn des Grafen Arnold von Lauffen war Boppo III, der das Geschlecht fortpflanzte. Ihm scheint Bruno das Gouvernement übergeben zu haben. Er kommt im Jahre 1122 zum ersten Mal als Lehensmann des Bisthums Worms vor. Wer seine Gemahlin war, wissen wir nicht; er starb in einem sehr hohen Alter, wie man sowohl aus den Jahren seiner angeführten Bruderstochter, als auch besonders daraus schließen kann, weil sein jüngerer Bruder Bruno schon im Jahre 1102 Erzbischof wurde. Kurz vor dem Jahre 1127 scheint er gestorben zu seyn, wie die Wormsische Belehnungsurkunde seines hinterlassenen einzigen Sohnes Conrads I bewies. Widder (in seiner Beschreibung von der Pfalz, I. Bd. 361) scheint sich zu irren, wenn er dem unter dem Jahre 1142 als Gaugraf vorkommenden Boppo den dritten dieses Namens nennt; denn der um diese Zeit genannte Boppo war der vierte dieses Namens und ein Enkel Boppo's III, wie aus dem Wormsischen Belehnungsbriefe erhellt.

Aus dieser Zeit haben wir die erste Nachricht über ein Glied der Hornbergischen Dynastenfamilie. Kaiser Heinrich IV schenkt im Jahre 1123 einen Wald, der zu seiner Curtis regia Wilibaden (Wiesbaden) gehörte, seinem Ministerialen Eberhard. Hier ist unter andern Zeugen genannt ein Godefridus de Horimberch; derselbe Gott-

fried kommt auch in einer Urkunde vom Jahre 1140 vor. Wahrscheinlich ist es, daß schon dieser den Hornberg gemeinschaftlich mit dem Grafen von Lauffen besaß.

Boppo's III von Lauffen Sohn war Conrad I; seine Gemahlin war eine Tochter des Grafen Ludwigs von Arnstein an der Lahn (nach dem Biographen des Grafen Ludwigs von Arnstein, Hontheim Prodrom. P. 2. p. 709). Bis in das Jahr 1139 reichen die Nachrichten von ihm; um diese Zeit scheint er gestorben zu seyn. Er hatte zwei Kinder, Boppo IV, und Adelheid. Diese heirathete einen Grafen von Katzenellenbogen, dem sie auch ihren Erbschaftsantheil zubrachte; woraus begreiflich wird, wie das Haus Katzenellenbogen mit Mönchzell, einem Zehentorte, Hoffenheim, Düren und andern kraichgau'schen Orten begütert in der Geschichte vorkommen kann. Man glaubte früher, Graf Heinrich II von Katzenellenbogen sey der Gemahl der Adelheid gewesen, allein Wenk hat bewiesen, daß es Graf Heinrich III war, der schon im Jahre 1151 mit dem Beinamen des Jüngeren vorkommt. Sie gebar ihm zwei Söhne, Berthold und Diether. Conrads I Sohn war Boppo IV; nach Besolds Monast. rediv. p. 452 und Schannat hist. Worm. p. 243 folgte er im J. 1139 seinem Vater in dem Wormser Lehen. Unter diese letzteren gehörte auch das Stück Land, auf dem um diese Zeit das Kloster Schönau im Odenwalde erbaut wurde. Boppo trat dieses Stück an Bligger von Steinach ab; dieser aber trat es bald nachher auf die Bitte des Bischofs Buggo von Worms wieder an Boppo ab, von dem es dann Buggo

zum Bau des Klosters eintauschte. Transeunt, heißt es in der Urkunde, termini possessionum in valle omnis Gansahen, et inde per Rorental usque ad lapidem cruce signatam, ex hinc per Langeneige usque Eppenbrunnen, deinde ultra Ottersbach in valle petra signatam, aequali spatio per latus Fugersberch cum omnibus pratis inter Montana sitis usque Blindenbach. Dafür entschädigte ihn der Bischof in Wimpfen, Nauenheim, Bensheim und Eisisheim. Diese Lehen gab aber nachher Boppo wieder in die Hände Bliggers von Steinach. Dieser letztere entschädigte Buggo, zur Anerkennung seiner Bereitwilligkeit, durch die Zurückgabe dieser Güter in die Hände Boppo's den Bau des Klosters zu Schönau zu fördern, durch einige die Kirche zu Neckarsteinach betreffende Rechte. Auf der Stiftungsurkunde des Klosters vom Jahre 1142 kommt unser Boppo als Zeuge unter den liberis vor. In einer babenbergischen Urkunde vom Jahre 1144, in der Kaiser Conrad II die Herstellung einer Kirche erlaubte, die einst Herzog Nantharius errichtet hatte, und die nun Herzog Friedrich von Schwaben wieder herstellen wollte, ist er ebenfalls als Zeuge aufgeführt. Eine Urkunde des Bischofs Conrad vom J. 1152, in der er die Güter in Glismuttershusen und Husen in litore Neckere, juxta Steinache, sita in comitatu Bipponis de Loufe dem Kloster Schönau übergab, nennt ihn als Zeugen: wie überhaupt das Verzeichniß der Wohlthäter des Klosters Schönau die Grafen von Lauffen obenan stellt. Wir kennen den Maaßstab, nach welchem die

alten Klöster ihre Wohlthäter schätzten, und können daraus abnehmen, daß die Grafen dem Kloster manche solide Freundschaftsbezeugungen werden erwiesen haben. Boppo's Namen nennt das Zeugenverzeichniß einer Urkunde vom Jahre 1152, in der das Kloster Schönau einen Gütertausch trifft, eben so eine Wormser Urkunde im Jahre 1159 über die Advocatie in Rohrheim. Ob er, wie Wenk glaubt, schon im Jahre 1174 gestorben sey, kann man nicht sagen, indem er erst in der gleich anzuführenden Urkunde Kaiser Friedrichs vom Jahre 1181 zwar als schon gestorben angeführt, aber nichts Näheres über die Zeit seines Todes bestimmt wird.

Boppo IV hinterließ drei Söhne, Heinrich II, Conrad II und Boppo V, die, wie wir sehen, zum ersten Mal ausdrücklich in Urkunden als Besitzer der Burg Hornberg vorkommen. Zwar kommt in einer Urkunde des Erzbischofs Conrad von Mainz vom Jahre 1189 über den Zehnten zu Oettingen ein Wortwin von Lauffen vor, der aber wahrscheinlich einer andern Familie angehörte. Conrad II, den wir, weil er wie Heinrich II kinderlos starb, zuerst nennen wollen, um die Geschichte Boppo's, die den Faden der Erzählung unterhält, nicht unterbrechen zu müssen, ist, wie Wenk vermuthet, wahrscheinlich der Graf von Eberbach, den Guden in der nachher anzuführenden Urkunde, in der Pfalzgraf Heinrich die Schenkungen seines Schwiegervaters an das Kloster Schönau bestätigt, unmittelbar vor Boppo als Conradus Comes de Eberbach aufführt. Die Wahrscheinlichkeit, daß die

Grafen von Lauffen auch in Eberbach, das dem Kloster Schönau so nahe liegt, begütert waren, kann nicht gelåugnet werden; nach dem Jahre 1196 geschieht seines Namens keine Erwähnung mehr. In einer Urkunde des Kaisers Friedrich, die er zu Gunsten des Klosters Lobenfeld im Jahre 1181 ausstellte, heißt es: „da das so reichlich ausgestattete Kloster außer seinem Schutze keinen andern Vogt gehabt habe, als den alten Grafen Boppo von Lauffen, weil er ohnedies in der Nähe des Klosters gewohnt habe, so wandte sich das Kloster in allen seinen Angelegenheiten häufig an ihn, und da Boppo wußte, daß es des Kaisers Wille so sey, so glich er manche dieser Kirche widerfahrne Unbill aus; deshalb wollte auch sein Sohn Boppo sich die Advocatie über das Kloster anmaßen, weßhalb die Sache nach einigen Streitigkeiten zu uns kam." Was der Vater als Last über sich genommen hatte, behauptete der Sohn als Recht; doch gab Boppo nachher selbst nach. Nachdem ihm Bischof Conrad II von Worms und Probst Sigfrid von Lobenfeld seines Unrechts überwiesen hatte, so verzichtete er auf die Advocatie. Nun begegnet uns die erste schriftliche Nachricht über unsere Burg Hornberg. Eine Urkunde aus dem Codex diplomat. monasterii Schonaugiensis in Guders Sylloge vom Jahre 1184 sagt: „Ich Conrad, von Gottes Gnaden, Pfalzgraf bei Rhein thue hiermit zu kund und wissen, daß Graf Boppo von Lauffen von einem edlen Burcard von Eberbach ein Gut gekauft hat, dessen einer Theil innerhalb des Orts Grensheim liegt, der unsern Schönau-

schen Brüdern gehört; nach Verlauf einiger Zeit entschloß sich Graf Conrad, Boppo's Bruder, seinen Theil an dem Kastell Horemberg für das genannte Gut in Grensheim zu übergeben; hierauf übergab er mir dieses Gut zur Verfügung, wie ich es denn nun hiermit zu meinem Seelenheil dem Kloster Schönau übergebe." Außerdem hatte derselbe Conrad neben dem unsern schönau'schen Brüdern gehörigen Elismuttershusen einen Berg, Namens Rotemberch (der Bezirk Rotheberg) von dem Herzoge Berthold von Zähringen zu Lehen; auch diesen Bezirk übergab er im Einverständniß und mit Bewilligung des gedachten Herzogs dem Kloster Schönau zum Eigenthum. Wie die Grafen von Lauffen und die Dynasten von Hornberg in den gemeinschaftlichen Besitz der Burg Hornberg kamen, darüber giebt die Geschichte keine Nachricht. In einer Urkunde, die in dem Itinerarium der Pfälzer Akademie mitgetheilt wird, die der Kaiser Heinrich VI dem Augustinerkloster Hert am Rhein über seine Güter ertheilte, dat. 1195, ist Arnoldus de Horenberc angeführt. Bald darauf erscheint eben dieser Arnold abermals in der Geleitschaft Kaiser Heinrichs; als er in Worms war, machte er mit dem dortigen Domstifte einen Gütertausch, bei welchem Arnold von Hornberg mit Bligger von Steinach genannt wird. Die Urkunde ist vom Jahre 1196. In einem zu Ladenburg von demselben Kaiser ausgestellten Diplom über den Antheil, der dem Grafen Boppo von Lauffen an dem Allodium Locheim zugehörte, so wie in der bald darauf von Heinrich ausgestellten Bestätigungsurkunde über den

ganzen Ankauf des Locheimer Allodiums, in der es heißt, Graf Boppo habe alles, was er von Rechten und Gütern dort gehabt habe, durch ihn, den Kaiser, dem Kloster Schönau übergeben, Arnoldus de Hornberc als Zeuge unterzeichnet. Arnold hatte zwei Brüder, deren Namen ebenfalls nicht nur in diesem Jahre, sondern auch in denselben Güterangelegenheiten des Klosters Schönau genannt werden. Kaiser Heinrich VI macht in einer Hagenauer Urkunde vom Jahre 1196 bekannt, daß sein getreuer Boppo von Lauffen sein Gut Locheim, sammt allen Gerechtsamen u. s. w. dem Abt Diepold von Schönau und seinem Kloster um 400 Mark Silbers verkauft habe. In dem Zeugenverzeichniß stehen Berengar von Horemberg und sein Bruder Heinricus. Diese nahe Berührung, in welcher dieser angeführten Urkunde nach die Grafen von Lauffen mit den Dynasten von Hornberg standen, und die Anwesenheit der letzteren bei allen Güterverhandlungen der ersteren, ferner das gleiche Ansehen, in welchem beide bei dem Kaiser Heinrich standen, deuten wo nicht auf eine Verwandtschaft beider Familien mit einander, zu der uns wenigstens die geschichtlichen Belege fehlen, aber doch gewiß auf eine Gütergemeinschaft, die wahrscheinlich auf dem gemeinschaftlichen Besitz der Burg Hornberg beruhete. Es wäre möglich, daß die Grafen von Lauffen durch ihre Besitzungen in dem nahen Hasmersheim auch zum Antheil an der Burg Hornberg gekommen wären, und daß vielleicht von jeher dieser Antheil an der Burg zu jener Besitzung gehörte.

Boppo IV von Lauffen kommt in dieser Zeit auch noch auf manchen andern Urkunden vor; so auf einer Bestätigungsurkunde vom Jahre 1196, in welcher der Pfalzgraf Heinrich eine Schenkung bestätigte, die sein Schwiegervater Conrad dem Kloster Schönau in Oppau machte. Ferner auf einer Urkunde vom Jahre 1198, die Bischof Diepold von Worms über das Lochheimer Gut ausstellte, in einer Urkunde desselben Bischofs vom Jahre 1206, in der er einen Vertrag unterzeichnet, den die Schönauer Brüder mit den Brüdern Heinrich und Conrad von Kirchheim über einen Zehenten in Grensheim machten, wobei es ausdrücklich heißt, daß zur Bekräftigung dessen nebst dem bischöflichen Sigill auch der Graf Boppo von Lauffen als Gaugraf sein Sigill beigedruckt habe. Im Jahre 1208 übergiebt ein miles de Weibstadt einen Theil seines Zehentens zu Blickerforst dem Kloster Schönau durch den Grafen Boppo von Lauffen, worüber Boppo selbst die Urkunde ausstellte. Die Advocatie in Blickerforst sprachen die von Kirchheim an, weshalb bald darauf derselbe Boppo mit dem Abte Wolfram von Sinzheim aufgefordert wird, den darüber erhobenen Streit mit dem Kloster Schönau zu schlichten. Auf der erstern Urkunde, welche Boppo selbst über die Weibstädtsche Schenkung ausstellte, hat sich unterschrieben Gerhard, gener Bopponis. Boppo, dessen Gemahlin unbekannt ist, hatte nämlich zwei Töchter, und mit ihm starb der männliche Stamm der Grafen von Lauffen aus. Eine Tochter, deren Name nicht genannt wird, hatte einen Gerhard von Schauenburg zum Gemahl; die

zweite Tochter Mechtilde heirathete den Dynasten Conrad von Düren. Boppo war wahrscheinlich der Erbauer des Schlosses Dilsberg bei Neckargmünd, oder, wie es in alten Urkunden genannt wird: Dilighesberc, das wenigstens im Jahre 1208 von Boppo bewohnt wurde. Wenigstens erwähnt kein früherer Geschichtschreiber und keine Urkunde vor ihm der Burg. Ob Boppo und nach ihm die Grafen von Düren das Schloß Dilsberg als pfälzisches Lehen besessen haben, wie Tollter und Andere behaupteten, steht sehr dahin, wenigstens lassen sich wichtige Zweifel dagegen erheben. Noch einmal erscheint unser Graf Boppo im Jahre 1213 in einer Urkunde Kaiser Friedrichs I, in welcher der Kaiser dem Bischof Lupold von Worms alle seine Regalienrechte bestätigt, als Zeuge, und es scheint, er sey vor dem Jahre 1219 gestorben. Mit ihm starb die Familie der Grafen von Lauffen aus; die Gaugrafschaft, die sie bisher besessen hatten, hatte nun ebenfalls ein Ende. Die Bischöfe von Worms wußten sich nach und nach die höchsten Hoheitsrechte über die Neckargegenden von den Kaisern zu verschaffen, so daß auch die Gaugrafengewalt, durch welche der Kaiser seine Hoheitsrechte ausübte, aufhören mußte. Brettheim kam unter anderem an die Grafen von Eberstein, von denen es an die Markgrafen von Baden, und durch diese an die Pfalz kam. Anderes kam an den Kaiser. Wir haben noch eine Urkunde vom J. 1219, der wir auch die Nachricht über Boppo's Todeszeit zu danken haben. Sie ist vom Kaiser Friedrich II bei Hagenau ausgestellt; er macht darin bekannt, daß der Abt des Klo-

sters Odenheim, Berengar, und sein Convent nach dem Absterben Grafen Boppo's von Lauffen, als des zeitherigen Klostervogts, da Boppo keine männliche Erben hinterlassen habe, sich entschlossen haben, ihn den Kaiser und alle seine Nachfolger zu Vögten des Klosters zu ernennen. Andere Besitzungen gingen mit Mechtilde, die den Conrad von Düren zum Gemahl hatte, an diese Familie über.

Wie es mit dem Antheil an der Burg Hornberg ging, ob die Grafen von Lauffen vielleicht schon früher ihren Antheil an derselben an die Dynasten von Hornberg verkauft, oder gegen andere Güter eingetauscht haben, oder ob vielleicht dieser Antheil mit Mechtilde von Lauffen an die Familie von Düren überging, darüber fehlt es uns an allen geschichtlichen Nachrichten. Das letztere ist jedoch sehr unwahrscheinlich, da denn doch in diesem Falle die an Urkunden nicht arme Geschichte der Dynasten von Düren einige Erwähnung davon thun würde. Das einzige, was sich geschichtlichen Andeutungen zu Folge an den Besitzungen der Grafen von Lauffen durch Mechtilde an die Düren'sche Familie vererbte, ist die Burg Dilsberg, verbunden mit dem Grafentitel. Daß dieser letztere Titel nicht den Dynasten von Düren eigen, sondern von denen von Lauffen anererbt sey, beweist der Umstand, daß erst von dieser Zeit an die Dynasten von Düren den Grafentitel, und zwar immer nur in namentlicher Beziehung auf den Besitz von Dilsberg führten, und selbst der Name Boppo von da an auch in der Familie derer von Düren einheimisch wurde. Es ist daher ein starker Verstoß gegen die

Geschichte, wenn man glaubt, mit der Grafschaft Dilsberg habe sich die Gaugrafenwürde in dem Elsenzgau auf die Dynasten von Düren ererbt; denn diese Gaugrafschaft hatte indessen aufgehört, und nur auf dem Besitze der Burg lag noch das Recht des Grafentitels.

Mechtilde von Lauffen wurde mit ihrem Gemahl Stifterin des Klosters Seeligenthal, und ihr Name kommt in Urkunden vom Jahre 1236—76 sehr häufig vor, wie man aus dem Diplomatorium dieses Klosters in Gudens Codex dipl. sehen kann, wo man auch die hinlängliche Bestätigung für die Behauptung finden kann, nach welcher die Grafenwürde erst durch die Grafen von Lauffen an die von Düren überging. Auch in den Urkunden des Klosters Amorbach wird Mechtildens Name sehr oft genannt. Sie gebar ihrem Gemahl mehrere Kinder, und wurde dadurch die Stammmutter derer von Düren.

Wie ich schon oben sagte, so war der Hornberg wahrscheinlich nach dem Aussterben der Familie von Lauffen ungetheiltes Eigenthum derer von Hornberg, deren Namen nun auch häufiger in der Geschichte vorkommen. Dagegen müssen wir bedauern, daß auf lange Zeit über die Burg in den Urkunden des Mittelalters ein tiefes Stillschweigen herrscht. Es scheint daraus hervorzugehen, daß die Besitzer derselben hier lange ein ruhiges und einfaches Leben führten, und im ungestörten Besitz der Burg blieben; weshalb über etwanige Veränderungen, welche in dieser Zeit mit der Burg vorgenommen wurden, nichts zu sagen ist. So lange der Fehdekrieg währte, konnte sie alle mögliche

Sicherheit gegen ungebetene Gäste darbieten, und vor Erfindung des Schießpulvers konnte man ihr nicht wohl beikommen; weswegen auch die Stürme der Zeit, welche überall so viele Spuren zurückließen, an dieser Burg ziemlich schonend vorübergegangen zu seyn scheinen.

Erst mit der Erfindung des Schießpulvers konnte man ihr beikommen, wovon sich auch noch Spuren erhalten haben, besonders an dem Theile der Burg, der von dem Berge aus, auf dem sie steht, am zugänglichsten war. Eine Urkunde aus dem Jahre 1222 nennt einen Walter de Hornberc, und eine vom Jahre 1238 einen Diether de Hornberg. Die Art der Geschlechtsverbindung der bisher genannten Glieder dieser Familie liegt zu sehr im Dunkeln, als daß hierüber etwas Sicheres ausgemittelt werden könnte. Im Jahre 1261 kommt in einer Schönauer Urkunde, in der Graf Boppo von Diligesberg bekannt macht, daß er aus Achtung für das Kloster und um seines eigenen Seelenheils willen dem Kloster erlaube, mit seinen Schiffen all sein Eigenthum auf dem Neckar, so weit dessen Ufer zu seinem Eigenthum gehören, hin- und herführen zu dürfen, ohne irgend einer Abgabe unterworfen zu seyn, Gottfried von Horemberch als Zeuge vor. Daraus, daß auf der Urkunde eines der Erben der Familie von Lauffen ein Hornberg als Zeuge vorkommt, könnte man vielleicht den freilich sehr entfernt liegenden Schluß ziehen, daß denn doch auch die von Düren durch die Lauffen'sche Erbschaft in einer Güterberührung mit den Dynasten von Hornberg, und zwar durch den Antheil der Grafen

fen von Lauffen an der Burg Hornberg, gestanden seyn möchten. Das Jahr 1266 nennt eine Hedwig von Hornberg; und um diese Zeit scheinen die Besitzungen derer von Hornberg sehr ausgedehnt gewesen zu seyn; sie waren unter andern auch in Wattenheim begütert. Im J. 1270 bezeugen Peter von Steinach und sein Sohn, Diether von Helmstadt, und Conrad von Maur, daß Gerhard von Hornberg und Gertrudis seine Gemahlin ihre Güter bei Wattenheim für das Heil ihrer Seele dem Kloster Schönau geschenkt haben. Es scheint, die Verbindung der Grafen von Lauffen mit Schönau haben sich auf die Besitzer des Hornbergs fortgeerbt. Nach dem Tode Gerhards bewiesen sich Gertrudis und ihre Tochter, vielleicht die obengenannte Hedwig, Wittwe Conrads von Lichtenstein, und Conrad, des letztern Sohn eben so freigebig gegen das Kloster. Im Jahre 1277 wird ein Walterus Advocatus de Hornberg genannt.

Von dieser Zeit an erscheinen die Dynasten von Hornberg mit dem Beinamen Pfauen; so kommt im Jahre 1283 auf einer weinsbergschen Urkunde ein Gerhard Pavo de Hornberg vor. Möglich ist es, daß sie sich durch diesen Beinamen von einem andern blos burgmännischen Geschlecht ihres Namens unterscheiden wollten. Es war überhaupt Sitte der damaligen Zeiten, sich verschiedene Beinamen zu geben, nicht nur um verschiedene Linien einer ursprünglichen Familie von einander zu unterscheiden, wie wir dieses schon in der ältesten Zeit bei der von verschiedenen Linien der im Heldenbuch aufgeführten Familie der Fiedler von Alzey

finden, sondern auch oft einen besondern Grund dabei zu haben. Man ließ im Verlaufe der Zeit die Familiennamen weg, und gedachte nur der Beinamen, wie es auch von jetzt an über hundert Jahre lang in der Familie derer von Hornberg üblich wurde. So nennt sich im J. 1289 ein Miles Gerhardus Pavo, im Jahre 1353 ein Arnoldus Pavo junior, und im Jahre 1367 ein Arnoldus Pavo senior. Dieser Art, sich zu schreiben, haben wir mitunter manche Verwirrung in der Geschichte zu danken. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte auch ein Edelknecht Conrad von Hornberg. In einer Urkunde vom Jahre 1397 des Erzbischofs Friedrich von Cöln, in der er dem Stifte Mainz den Grafen Gottfried von Leiningen zum Erzbischof empfiehlt, wird als Zeuge ein Phau von Hornberg angeführt, über den jedoch nichts Näheres bekannt ist. Um eben diese Zeit verkauften nach handschriftlichen Nachrichten ein Eberhard von Gemmingen nebst Conrad von Hornberg, genannt von Goßhaim, einen Theil von Goßhaim (am Kocher) an Eberhardt Gans und Hansen von Sachsenflur; ein Beweis, wie weit sich die Besitzungen dieser Familie damals erstreckten. In Rüxners Turnierbuche kommt bei dem im Jahre 1362 in Schaffhausen gehaltenen Turnier ein Ernst von Hornberg vor, und auch die Maneßsche Sammlung der schwäbischen Minnesänger führt ein Lied von Bruno von Hornberg auf, welche beide möglicherweise zu dieser Familie gehört haben könnten. Allein es ist darum schon unwahrscheinlich, weil Rüxnern gar nicht viel zu trauen ist, und die in seinem Turnierbuche aufge-

führten Personen selten als historisch richtige Personen gelten können. Sollte jener Bruno von Hornberg wirklich der wahre Name eines Minnesängers seyn, was man auch keineswegs zu erweisen vermag, so glaube ich eher, daß er dem Namen nach einer Ritterfamilie angehörte, die bei der Stadt dieses Namens, die auf dem Schwarzwalde liegt, ihre Stammburg hatte. Dagegen haben wir aus dieser Zeit Nachrichten von einem Arnold von Hornberg. Im Jahre 1389 schlichtete Graf Heinrich von Spanheim als pfälzischer Hofrichter in Sachen Arnolds von Hornberg wider Wyneman von Gymnich, die lehnbare Grafschaft Pheffingen betreffend. Von jetzt an beginnt in der Geschichte der Besitzer der Burg Hornberg eine große Namensverwirrung, es begegnen uns noch Hornecke von Hornberg, Hornecke von Hornberg zu Hochhausen, Hornecke schlechtweg, Hornecke von Heppenheim, Hornecke von Weinheim, Hornecke von Hornberg zu Bechstein bei Königshofen an der Tauber. Der gelehrte Reinhard von Gemmingen zu Hornberg in seiner handschriftlichen Chronik erklärt sich folgendermaßen darüber: „Der Geschlechtsname Horneck von Hornberg ist wunderlich zusammengeflickt, darüber ich mich oft verwundere, denn es liegen auf beiden Seiten am Neckar drei Bergschlösser, eines heißt Horneck, das andere Hornberg, das dritte Hochhausen; von allen diesen drei schreibt sich dieses adelige Geschlecht, wie sie vorgaben, also Hornecken von Hornberg zu Hochhausen; das erste Bergschloß ist eine deutschherrische Residenz, das zweite gehört mir zu, das dritte noch diesem Geschlecht.

Meines Theils kann ich nicht finden, ob und wann diesem Geschlecht die beiden ersten jemals zuständig gewesen, so viel Nachricht hab ich, daß sich ein ander Geschlecht von Horneck geschrieben, so Freiherren gewesen, und besagtes Gut dem deutschen Orden vermacht, befindet sich auch das Wappen noch zu Horneck. Gleichermaßen haben sich auch vom Adel von meinem Haus Hornberg die von Hornberg ohne allen anderen Zusatz geschrieben, und deren noch vor 300 Jahren, also noch zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gelebt." Einen Beitrag zur Entscheidung der Sache, die für die Specialgeschichte des Neckars nicht ohne Bedeutung seyn dürfte, könnte das ehemals auf der benachbarten Burg Horneck befindliche Gemälde geben, auf dem das Wappen derer von Horneck war. Allein leider kam das Gemälde bei Uebergabe des deutschherrischen Gebiets an die Krone Würtemberg abhanden; eine Folge der außerordentlichen Eile, womit das Mediatisationsgeschäft betrieben wurde.

Wahrscheinlich waren denn doch die Hornecke von Hornberg die Besitzer der Burg Hornberg, die überhaupt um diese Zeit als sehr begütert am Neckarthale erscheinen. Im Jahre 1409 bekennt Horneck von Hornberg, daß ihm König Ruprecht bewilligt habe, ein Viertel am Schloß Stolzeneck (am Neckar), so Pfalz eigen, und Albrechts von Erlickeim Lehen, für 200 Fl. zu verpfänden, jedoch mit Vorbehalt des pfälzischen Oeffnungsrechtes. Einen Zug dieser Familie dürfen wir nicht übergehen: in dem Brüderschaftsbuche des Findlings Heinrich, der auf dem

Arlberge in Tyrol ein Haus für verunglückte Wanderer erbaute (einem der merkwürdigsten Actenstücke zur Sittengeschichte des deutschen Mittelalters in dem Archiv zu Ambras in Tyrol), hat sich noch ein Horneck von Hornberg eingeschrieben und sich zu einem jährlichen Beitrage für diesen edlen Zweck anheischig gemacht. Jener Heinrich, der die Unterschriften sammelte, war, wie es scheint, selbst aus der Neckargegend.

Um diese Zeit lebte, ohne daß wir bestimmte Jahre angeben könnten, ein Heinrich Horneck von Hornberg, dessen Gemahlin eine Margarethe von Thalheim war, eine Cunigunde von Hornberg, Gemahlin Philipps von Ehrenberg, Maria von Hornberg, die einen Hans von Zaiskam zum Gemahl hatte, eine Gertraud Horneckin von Hornberg, Gemahlin Philipps von Ehrenberg, Christoph Horneck von Hornberg mit seiner Gemahlin Martha von Balzhofen. Die Kirche zu Hochhausen enthält mehrere Grabmäler dieser Familie, und da auch aus solchen Zeiten noch Grabsteine in dieser Kirche vorhanden sind, wo der Hornberg noch in den Händen der Familie, die hier begraben liegt, sich befand, so ist es wahrscheinlich, daß die Hornecke von Hornberg zu Hochhausen die Besitzer der Burg noch lange waren. Die Reihe der Grabsteine zu Hochhausen beginnt im Jahre 1353 mit einem Arnold dem Jüngern von Hornberg, den wir oben angeführt haben, und dessen Gemahlin Agnes von Horneck war. Ein anderer Grabstein, der zunächst für die Erklärung des schönen Altarblatts zu Hochhausen sehr wichtig ist, sagt:

A. D. 1453 auf den Kindleinstag starb der alt Velt Horneck vom Hornberg; neben ihm ruht seine Gattin, eine geborne Waldbott. Dieselben Wappen, die wir auf diesen beiden Grabsteinen finden, sehen wir zu den Füßen des bewunderswürdig schönen Altarblatts, das die Kirche zu Hochhausen ziert. Zu den Füßen des Gemäldes werden nach alter Malersitte immer die Stifter des Gemäldes kniend vorgestellt; und es scheint, daß der kniende Ritter mit seiner Ehegemahlin wirklich jener Velt mit seiner Gemahlin sey. Da das ganze Gemälde die Schule van Eyck's verräth, so ist es um so wahrscheinlicher, daß Velt Horneck von Hornberg in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts das Gemälde stiftete, da seine Gemahlin, als Waldbottin, mit der niederrheinischen Malerschule bekannt seyn mußte. Die in die Wand der Kirche eingemauerten Grabsteine gehören zwar den Hornecken von Hornberg an, aber sie sind aus einer Zeit, in welcher die Burg nicht mehr in ihren Händen war, weshalb sie auch für uns nicht wichtig seyn können.

Das Wappen der Hornecke von Hornberg stimmt mit der Bauart der Burg selbst überein; es war ein Horn auf drei Bergen. Im Jahre 1444 wohnte in dem untern Schlosse zu Hardheim im Odenwald ein Horneck von Hornberg, der dem Stifte Würzburg vielen Schaden zufügte. Bischof Conrad bezwang ihn, daher er auch bald darauf als Theilhaber an dem Ganerbenschloß Widdern als würzburgischer Lehensmann erscheint; wiewohl ihm nachher in den stür-

mischen Zeiten, von denen auch er sich hinreißen ließ, dieser Lehensverband sehr zu Statten kam.

Unter den Ganerben des Schlosses Widdern an der Jaxt war Hans Neidhard von Horneck zu Hornberg der unruhigste, der allezeit auf Beute ausging. Besonders traf es sich, daß Markgraf Albrecht von Brandenburg und Graf Ulrich von Würtemberg in dieser Hinsicht sehr heftig beleidigt wurden; so daß sie endlich zugleich mit dem Grafen von Hohenlohe bei dem Landgericht in Anspach klagten. Die Beklagten weigerten sich, vor dem Richter zu erscheinen, da sie das Landgericht nicht anzuerkennen vermöchten, vielmehr verlangten sie, von ihrem Lehensherrn dem Bischof von Würzburg gerichtet zu werden. Sie wurden deswegen von dem Landgericht in die Acht erklärt, und Albrecht von Brandenburg zog aus, in Verbindung mit dem Grafen Ulrich die Acht zu vollziehen.

Als die Ganerben vernahmen, daß der Zug der Achtsvollzieher gegen Widdern gehen werde, so suchten sie einen Bund zu schließen mit dem Kurfürsten von der Pfalz, der ohnedies schon lange eifersüchtig war über den Gerichtszwang des Ansbacher Landgerichts. Neidhard von Horneck war selbst unter den Unterhändlern mit der Pfalz. Allein man wurde über die Art und Weise der Hülfe nicht einig, daher begnügte sich Friedrich blos damit, in der Nähe von Heilbronn mit seinem Heere stehen zu bleiben und den Sturm von seinem Lande abzuhalten. Da er hierdurch Neidharden von Horneck Gelegenheit verschaffte, sich im Fall eines Unglücks schnell unter seinen Schutz zurückzu-

ziehen, so warf Ulrich lange Zeit auf Friedrich einen unversöhnlichen Haß. Bei einer Zusammenkunft in Bamberg geriethen Friedrich und Markgraf Albrecht über Horneckens Unfug so sehr an einander, daß sie sogar die Degen gegen einander zogen, da Albrecht dem Pfalzgrafen Vorwürfe darüber machte, daß er Hornecken von Hochhausen Aufenthalt und Gelegenheit verschaffte, sein Räuberhandwerk fortzusetzen. Horneck bewohnte damals das benachbarte Schloß Stolzeneck. Da endlich Friedrich der beständigen Klagen über Horneck überdrüssig war, so ließ er ihn auf seiner Burg mit seiner Familie festsetzen und nach Heidelberg bringen. Im Jahre 1459 scheint die Burg Stolzeneck ihm abgenommen, wenige Zeit darauf ihm aber wieder eingeräumt worden zu seyn; oder Horneck hat sich mit Gewalt derselben wieder bemächtigt, denn bald darauf erscheint der Ritter von Horneck wieder auf der Burg, von der aus er seine Räubereien im Würtembergischen fortsetzte. Endlich sah sich doch der Pfalzgraf genöthigt, ihm auf immer die Burg abzunehmen, so daß Horneck genöthigt war, sich auf das Schloß Drachenfels am Rhein zurückzuziehen, wo er seinen Unfug ungestörter treiben konnte. Hieraus geht hervor, daß damals Neidhard von Horneck an die Burg Hornberg keine Ansprüche mehr hatte, sonst hätte er nicht nöthig gehabt, sich nach dem Verlust von Stolzeneck über den Rhein zurückzuziehen.

Die Burg Hornberg ging von jetzt an für die Familie dieses Namens verloren. Sie blühte zwar noch lange, namentlich in dem benachbarten Hochhausen, ja sogar bis

zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Ob die Familie durch den unruhigen Neidhard von Horneck um den Besitz der Burg kam, oder ob sie kaufsweise in andere Hände übergegangen sey, wissen wir nicht. In Gemmingen'schen Familienpapieren erscheinen die Geyer von Giebelstatt auf eine kurze Zeit im Besitze der Burg. Der Theil der Ruinen, der noch am besten erhalten ist und zuletzt bewohnt wurde, nämlich der Bau, der gegen den Wald hinabblickt, bezeichnet mit der Jahrzahl 1471, ist von den Geyern von Giebelstatt erbaut; ihr Wappen, bestehend in einem Widderskopfe, trifft man hie und da auf der Burg an.

Vielleicht trugen sie die Burg von der Pfalz zu Lehen; die Namen der Besitzer sind nicht bekannt; um diese Zeit lebte ein Geyer von Giebelstatt, dessen Gemahlin eine Marschallin von Ostheim war; ihr Sohn Sebastian Geyer hatte eine Regina von Berlichingen zur Frau. Auch lebte damals ein Hans Siegmund Geyer von Giebelstatt, dessen Gemahlin Anna Elisabetha Rothin von Roth zu Brandenburg war. So wenig über die Art und Weise bekannt ist, wie die Familie zum Besitze der Burg kam, eben so wenig wissen wir, wie die Burg wieder aus ihren Händen kam. Auch das Bisthum Speyer hat nach unbestimmten Nachrichten den Hornberg eine Zeitlang inne gehabt; das Wappen des Bisthums ist noch über dem untersten Thore, das in den Burghof führt und der Neckarseite zugewandt ist. Ob früher oder erst später das Bisthum die Burg inne hatte, können wir nicht bestimmen. Wahrscheinlich als pfälzisches Lehen trugen sie bald

darauf die Schotten von Schottenstein. Daß schon der berühmte pfälzische Hauptmann Luz Schott den Hornberg besaß, erhellt aus einer Nachricht vom Jahre 1474, wo er den Berg wieder verlor. Unter den vom Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen mit dem Schwerte gemachten Eroberungen sind auch aufgeführt die Burgen Stolzeneck und Hornberg. Von dem Hornberg insbesondere schreibt der Kemnatensis p. 202: Anno LXXIIII da kam Hornberg in des Pfalzgrafen Friederichs Gewalt durch Verschuldung Luzze Schotte. — Diese Eroberung Hornbergs durch das Schwert muß für die Burg selbst nicht verheerend gewesen seyn; entweder wehrte sich Luz Schott gar nicht, oder er übergab sie, sobald er Ernst merkte, und Friedrich schonte der Burg; was zwar sonst Friedrich nicht gewohnt war: allein es scheint, als sey ihm selbst um die Erhaltung der Burg zu thun gewesen. Was Luz Schott gegen den Pfalzgrafen, dem er mit so vieler Auszeichnung gedient hatte, und dem Friedrich wahrscheinlich durch Uebertragung der Burg früher seine Dankbarkeit beweisen wollte, begangen hatte, das ihm den Verlust der Burg zuzog, wissen wir nicht. Doch muß die Ungnade nicht von großer Bedeutung gewesen seyn, indem die Schott'sche Familie wieder in den Besitz derselben kam und darin bis zum Jahre 1516 blieb. Diese Familie hat ihre Güter nahe am Thüringischen, und ihr Stammhaus heißt der Schottenstein; ihr Wappen trifft man mehrmals auf der Burg an, namentlich auch in der Kapelle. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war Conrad Schott von Schot-

tenstein der Eigenthümer der Burg, vielleicht derselbe, der unter dem Namen Hans Conrad von Stockenfels, Fischbach, Breidenau und Traubstadt bekannt ist, und eine Anna von Künsberg zur Gemahlin hatte. Göz von Berlichingen erzählt Folgendes von ihm in seiner treuherzigen Sprache: „Im Jahre 1504, da die bayerische Fehde begann, und Pfalzgraf Philipp vor dem Ausbruch des Kriegs nach Wirzburg kam, so war eben damals Conz von Schott auch in Wirzburg, und wollte des Pfalzgrafen Feind werden." Er wollte auch Gözen dazu bereden, und machte deshalb mit ihm einen Ritt ins offne Feld; allein, sagt Göz: „Herr Conrad Schott war ein fauler Reiter, daß wir auf diesmal nichts ausrichten konnten." Diesem nach war Conrads Ruhm als Rittersmann eben nicht sonderlich fein.

Mit dem Jahre 1516 beginnt für die Burg Hornberg eine glänzende Geschichte. In diesem Jahre kaufte sie der tapfere Ritter Göz von Berlichingen von Conrad Schott von Schottenstein, mit dem er, wie wir eben gesehen haben, schon früher zu thun hatte. Trotz dieses friedlichen Vertrags kam Göz doch bald darauf mit dem tückischen Schott in eine ernste Fehde, die in die erste Zeit seines Aufenthalts auf dem Hornberge fiel.

Dem, der den Hornberg besucht, und gern die Erinnerungen aus früheren Zeiten in sich hervorruft, wird es nicht unangenehm seyn, hier einiges von Ritter Gözens Thaten, die er während seines Aufenthaltes auf Hornberg

verrichtete, aus seiner eigenen Lebensbeschreibung, die er hier oben niederschrieb, zu vernehmen.

Gleich nach der Besitznahme des Hornberges geschah es, daß Georg von Bödigheim auf dem Wege von Möckmühl nach Neckarbünau niedergeworfen wurde, und der Pfalzgraf, dessen Dienstmann Ritter Georg war, ließ unsern Ritter Göz, der kurz zuvor für Pfalz gewonnen wurde, ansprechen, die That zu rügen. Er ritt von Hornberg nach Heidelberg, und vernahm dort, daß der Verdacht auf Conz Schott falle, denn Georg von Bödigheim habe ihm, da Conz noch die Burg Hornberg besaß, auf Treu und Glauben hundert Gulden geliehen, die er ihm lange schuldig gewesen. Göz selbst ging nicht gern den Auftrag ein, um seiner früheren Verhältnisse zu Conrad willen; auf jeden Fall hielt er es für Ritterpflicht, ihm öffentlich die Fehde anzukündigen. In diesem Fehdebriefe sagte Göz: Georg von Bödigheim habe bei Conz das Geld fordern lassen, dieser aber habe ihm ein Roß versprochen, wenn er selbst kommmen würde, und so habe er ihn an sich gelockt. Nachdem der Fehdebrief ausgegangen war, so sandte ihm der Pfalzgraf aus seiner Kanzlei einen Zettel zu, auf welchem verzeichnet war, wie Göz reiten und sich halten sollte. Da schob aber Göz den Zettel zurück, und sagte dabei: „ich weiß nach dem Zettel nit zu reiten, denn ich reit nit mehr heim gen Hornberg, ich weiß nit, was mir begegnen mag, das steht im Zettel nit, ich muß die Augen selbst aufthun und sehen, was ich zu schaffen hab." — So zog nun Göz aus von seiner Burg zur

ernsten Fehde; eben, erfuhr er, habe Conz und sein Hause einen großen Tag zu Ansbach vor dem Markgrafen, und so schickte Göz schnell zwei Knechte zu einem Freunde in Ansbach, um sich zu erkundigen. Gleich darauf brach Schott auf, und übernachtete in Bargel mit 95 Pferden, während Göz nur mit 15 Pferden in Windsheim übernachtete. Göz zog vor Bargel, und nachdem er erfahren, daß Conz nur mit 15 Pferden herausziehe, so ging er auf sie los, und es kam zum ersten Kampfe. Da aber Göz seinen eigenen Reitern nicht recht traute, ob sie gut Pfälzisch wären, so machte er sich bald los und zog auf die Straße nach Ansbach, ob er nicht vielleicht dort feindliches Gesindel finden möchte. Da begegnete ihm Conzens Hausfrau selbst, und er rückte zu ihr hin an den Wagen und er grüßte sie freundlich. Da er die Straßen sonst sauber fand, so ging er nach Windsheim, von da nach Frankenberg, wo eben Conz bei seinem Schwäher verweilte; da stieß Göz auf Friedrich von Limburg, und warf diesen, da er meinte, es sey Conz, nieder. Auf eine Urphede hin ließ er ihn ziehen; zwei andere Diener Conzens dagegen beschied Göz auf seine Burg Hornberg. Einer derselben, Heinz Buschmann, der dem Conz sehr lieb war, stellte sich wirklich nachher auf der Burg ein. Göz kannte Heinzen von seinen Knabenjahren an, und wußte auch um seine Fehden. Göz schrieb daher von Hornberg aus an den Pfalzgrafen, daß er ihm den Knecht hinabsenden wollte, wenn er ihm das Leben schenken würde, da er sein Wort so getreulich gehalten hätte. Es scheint daraus zu erhellen,

daß Göz auch mitten in ernsten Fehden immer auch wieder von Zeit zu Zeit nach Hornberg zurückkehrte, um sich Ruhe zu gönnen.

Bald darauf zog er in die Gegend des Haßgebirges, und setzte die Fehde mit der Schott'schen Familie fort; bei dieser Gelegenheit stach Göz einen Erhard von Truchseß in offenem Kampfe vom Pferde herab, „daß er mit samt dem Federbusch im Dreck lag." Göz behielt das Feld, und ließ seine Feinde eine Urphede schwören.

Göz war dem Conz von Schott noch 2000 Gulden auf die Burg Hornberg schuldig, die sollte er ihm auf St. Peterstag nach Schweinfurt bringen. Göz hielt sein Wort, und brachte das Geld auf den besagten Tag Conzens Hausfrau nach Schweinfurt. Eben hier war es, wo ihn der Stallmeister des Markgrafen von Ansbach warnte, er möchte sich vor Conzen, der ihm auflaure, in Acht nehmen. Göz hatte das Glück, durch ein Seitenthor noch zu entkommen, worauf er nach Heidelberg zu seinem Pfalzgrafen ritt. Bald darauf wurde Conz von dem Markgrafen von Ansbach gefangen gesetzt, und auf Anrathen des schwäbischen Bundes als Landfriedensstörer zu Cadolsburg enthauptet.

Im Jahr 1519 begann Gözens Fehde mit dem schwäbischen Bunde; er wurde von demselben in Möckmühl eingeschlossen, und da aller Vorrath so zu Ende gegangen war, so mußte er eine Thaidigung annehmen, nach welcher er freien Abzug mit den Seinigen haben sollte. Er traute dem Worte, allein er fand sich betrogen; seine Knechte wurden

erschlagen, und ihm wäre es nicht besser gegangen, wenn nicht, wie Göz selbst sagt, der Herr seine Hand über ihm gehalten hätte. Bald darauf kam Göz ins Gefängniß nach Heilbronn, wo man nicht minder unedel mit ihm verfuhr, so daß er genöthigt war, durch seine Hausfrau seine Freunde, Franz von Sickingen und Georg von Fronsberg, ersuchen zu lassen, sie möchten sich seiner annehmen. Noch steht am südwestlichen Ende der Stadt Heilbron der Thurm, in den Göz gelegt wurde, und der freilich nichts weniger als einem ritterlichen Gefängnisse gleicht. Seine Freunde wußten ihm jedoch bald seine Lage zu erleichtern; im Jahre 1522 wurde er seiner Haft frei gegen Erlegung von 2000 Goldgülden.

Von dieser Zeit an saß Göz einige Jahre ruhig auf seiner Burg Hornberg, aber nur, um Kräfte für neue Thaten zu sammeln. Im Jahre 1525 schrieb ihm sein Bruder Hans von Berlichingen nach Hornberg, er möchte zu ihm kommen, da viele aufrührerische Bauern zu Schönthal lägen, und er seines Beistandes gegen einen etwaigen Angriff nöthig habe. Göz ließ sein Weib allein zurück, und eilte dem Bruder zu Hülfe. In jener Zeit wußte Göz so wenig, als die meisten Edelleute in der Gegend, wie sie sich im Bauernaufruhr benehmen sollten; und wie mißbilligend man sich auch immer über den Uebertritt Einzelner zur Sache der Bauern ausgesprochen haben mag, so darf man doch auf der andern Seite auch die Pflichtvergessenheit mancher Machthaber jener Tage nicht übersehen, mit welcher sie die Mindermächtigen einer furchtbaren Rathlosigkeit Preis gegeben haben. Die Edelleute hielten deshalb

zu Boxberg eine Versammlung, die Göz mit dem Versprechen verließ, die Versammlung davon zu benachrichten, sobald er eine Weisung von seinem Kurfürsten erhalten haben werde. Als er in Hornberg ankam, so fragte er, noch ehe er Harnisch und Schwert von sich legte, ob nicht eine Botschaft von Heidelberg gekommen wäre. Sein Weib, die ihm indeß ein Kind gebar, und, da die Bauern bereits in Horneck waren, sehr in Sorge war, verneinte die Frage, und Göz wußte nicht, was er thun sollte; auch ging die Sage, der Kurfürst wolle sich an die Bauern anschließen. Erst lange nachher, nachdem die Sache nicht mehr zu ändern war, erfuhr er, daß seine Schwiegermutter, ein albernes Weib, den Brief von Heidelberg aus ängstlicher Besorgniß unterschlagen hatte, worüber sich auch Göz nie mehr mit ihr aussöhnen konnte. Indessen saß Göz noch einige Zeit ruhig auf Hornberg, und wartete immer noch auf eine Weisung. Als endlich die Bauern aus Gundelsheim aufbrechen wollten, schickten sie an Göz, er möchte zu ihnen kommen, daß sie mit ihm reden könnten. Göz fürchtete für sein Weib und seine Kinder, zumal da der Hornberg damals nicht mit gehöriger Mannschaft versehen war, und doch mußte er hinüber nach Horneck, wenn er sie nicht anders auf seiner Burg selbst haben wollte. Sie erklärten ihm nun geradezu, er müsse ihr Hauptmann werden; lange sträubte sich Göz gegen diesen Antrag, weil er es für ehr- und pflichtvergessen gehalten hätte, darauf einzugehen. Endlich aber war Göz doch gezwungen, diese Hauptmannschaft anzunehmen, aber keineswegs durch

eige-

eigene Neigung zu der Sache, sondern blos durch die Umstände. Man bedenke die Rathlosigkeit, in der er war, und ein solches Kraftgefühl in einer so vielfach bewegten Zeit, die auch dem Besonnensten den Kopf verrücken konnte; so wird man es ganz der Natur der Sache gemäß finden, daß auch Göz sein Schwert zog. Die traurigen Folgen des Bauernkrieges können keinem Auge entgehen, aber man vergesse doch ja nicht, die Schuld auf die zu schieben, die den Bogen so lange spannten, bis er entzwei brechen mußte; es ging damals so manches vor, was auch die Galle des gutmüthigsten Menschen aufregen mußte.

Nicht lange verweilte Göz in der neuen Laufbahn, die er begonnen hatte, und ob er gleich in dieser Zeit mannigfache Gelegenheit hatte, auch gegenüber von dem schwäbischen Bunde seine Absichten an den Tag zu legen, so bemächtigte man sich doch einst des Arglosen und brachte ihn nach Augsburg ins Gefängniß. Hier mußte er ernstliche Rechenschaft ablegen wegen seines Antheils an dem Bauernaufruhr, und es wurde ihm natürlich auch weit mehr zur Last gelegt, als er gethan hatte, worüber der Wehrlose, der stets gegen seinen Freund und Feind die Wahrheit zu reden gewohnt war, so heftig entrüstet wurde, daß er Thränen vergoß. Er mußte eine harte Urphede beschwören, und sich unter anderem verbindlich machen, sogleich nach seiner Freilassung sich auf seine Burg Hornberg zu begeben und in dem Bezirke, der Markung und dem Zehenten der Burg bleiben zu wollen, und zwar sein ganzes Leben hindurch; er sollte auf kein Pferd mehr sitzen, und

selbst dann, wenn er innerhalb seiner Hofmarkung bleibe, immer des Abends wieder auf die Burg zurückkehren. So hart diese Bedingungen waren, so treu blieb Göz seinem Worte — ein Zug seines Charakters, der überall in seinem Leben durchblickt. Sechzehn volle Jahre verweilte er so auf der Burg; und erst nach dieser Zeit scheint er seines Wortes entlassen worden zu seyn.

Nach dieser Zeit zog er einem Melchior Süzel in einer Fehde gegen den Landgrafen von Leuchtenberg zu Hülfe, wurde aber in einem Gefechte verwundet und von Georg Truchseß gefangen nach Balbach geführt. Nachdem er dort seiner Haft wieder entlassen wurde, so beschied ihn sein Schwager Franz von Sickingen auf sein Schloß Ebernburg. Später wurde er auch zum Antheil an dem Türkenkriege aufgefordert, allein er kam nur bis nach Wien, indem der eintretende Winter alle weitere Versuche niederschlug. Im Jahre 1544 folgte er Kaiser Karl V auf dem Zuge nach Frankreich, wo er sich darüber freute, daß man mit Sengen und Brennen den Uebermuth des Volkes zu dämpfen suche.

Die letzte Zeit seines Lebens brachte Göz auf seiner Burg im Kreise der Seinigen zu; er schrieb, um nicht ganz unthätig zu seyn, seine Lebensgeschichte nieder — die edelste Beschäftigung für das hohe Alter. Oft ruhete wohl in den späteren Tagen seines Lebens sein ernstes Heldenauge auf dem Spiegel des zu den Füßen seiner Burg vorbeigleitenden Stromes und auf den Wipfeln der jenseits rauschenden Eichen; sein inneres Geistesauge auf sein

zurückgelegtes thatenreiches, oft so verkanntes Leben gerichtet, bis sich den 23. Juli 1562 hier oben seine Augen für immer schlossen, und mit ihm das kräftige Ritterthum, dessen Kampf gegen den gewaltigen Wechsel der Zeit in ihm und seinen Geistesgenossen, Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, noch einmal erschienen war, auf immer unterging. Von Hornberg ging der Trauerzug nach dem Kloster Schönthal, dem Familienbegräbnißorte der Berlichinge; dort haben sie den tapfern Ritter zur Ruhe gebracht. An der Wand des Kreuzganges kniet in Stein ausgehauen der biedere Mann, und ein einfaches Monument bezeichnet die Stelle, wo seine irdischen Ueberreste ruhen.

Der letzte derer von Berlichingen, die den Hornberg besaßen, war ein Enkel Gözens, Philipp von Berlichingen zu Hornberg und Sennfelden, derselbe, der auf der Glasmalerei in dem unteren Gebäude abgebildet ist, und der den Schneckenthurm auf der Burg gebaut hat. Nach einem Lehenbriefe, der noch im Hornberger Archiv aufbewahrt wird, kam Philipp im Jahre 1568 in den Besitz der Burg. Wahrscheinlich verkaufte dieser Philipp die Burg an die Familie derer von Heußenstamm, deren Wappen man auch auf der Burg findet, und welche um diese Zeit in Gemmingen'schen Familienpapieren als Besitzer der Burg erscheinen. Diese Familie hat ihr Stammhaus in der Nähe von Frankfurt, und lebt noch in den Grafen von Schönborn fort. Sie war jedoch nur kurze Zeit im Besitze derselben, denn gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts ging der Hornberg verkaufsweise an die Familie von Gemmingen über,

worüber noch der Kaufbrief im Hornberger Archiv zu finden ist. Zunächst besaß ihn Reinhard von Gemmingen, der sich durch eine handschriftliche Chronik seiner Familie, die mit sehr viel diplomatischer Genauigkeit und vielem kritischen Scharfsinn abgefaßt ist, berühmt machte. Im hohen Alter, nämlich im Jahre 1639, trat Reinhard die Burg an seinen Sohn Wiprecht ab. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges gingen auch an ihr nicht ganz vorüber; im Jahre 1645 wurde hier geplündert und zerstört, was zerstört werden konnte. Sie wurde wieder ausgebessert und blieb seitdem unveränderlich bei der Familie von Gemmingen, die sich nach der Burg nennt. Noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war sie in bewohnbarem Zustande und der Großvater des jetzigen Besitzers wohnte darin. Später ließ ein Beamter, aus mißverstandenem Eifer, der Burg die Dächer abnehmen und sie unbewohnbar machen. Vieles, was noch aus den Zeiten Gözens von Berlichingen übrig war, seine Bettstätte, die eiserne Wiege eines Kindes und anderes, wurde bei dieser Gelegenheit verkauft.

Wir scheiden von der Burg, die so manche Erinnerungen vergangener Zeiten in uns hervorrief, mit dem wärmsten Danke gegen ihren jetzigen Besitzer, der mit zarter Sorgfalt über die Erhaltung der Burg wacht und durch sein Beispiel vieles wirken wird für die Erhaltung der Neckarburgen.

* * *

Benutzt wurden bei dieser Bearbeitung der Burg die Schriften von Schannat, Guden u. A., vorzüglich aber handschriftliche und mündliche Nachrichten, welche mir durch die Güte meines verehrten Patrones, des Herrn von Gemmingen-Presseneck, zu Theil wurden.

Abgebildet ist der Hornberg in Lang's Taschenbuch für den Adel, wo er noch in bewohnbarem Zustande erscheint. Im rheinischen Taschenbuch und in Grimm's Vorzeit und Gegenwart ist er von der Neckarseite aufgenommen.

Carl Jäger.

143.

Hartenberg

bei Römhild im Herzogthum Sachsen-Koburg.

Entstehen und Vergehen ist das große Gesetz der Natur; nichts
Bleibt und nichts ist unveränderlich, als — die Verändrung selbst.

F. F. Benzenberg.

143.

Hartenberg.

Hartenberg, unrichtig Hartenburg, gehört unter die zahlreichen, meist in Trümmer liegenden hennebergischen Ritterburgen, wo ein Zweig des ehemals eben so glänzend, als berühmten und mächtigen, nun erloschenen Geschlechts der Grafen von Henneberg residirte und über die lachenden Gefilde des Grabfeldes herrschte. Nur noch wenige Schutthaufen bezeichnen sein ehemaliges Daseyn. Es lag unweit der jetzt Gotha und Meiningen gemeinschaftlich gehörenden Stadt Römhild, gegen Osten, auf einer zwischen beiden Gleichbergen, jedoch mehr in der Nähe des großen Gleichberges, befindlichen Anhöhe.

Die Zeit der Erbauung dieser Burg fällt, so wie die Abstammung der Grafen von Henneberg selbst, (die in ihrem Wappen auf einem geviertheilten Schilde abwechselnd zwei schwarze doppelköpfige einfach gekrönte Adler und zwei schwarze Hennen im goldenen Felde führen,) zu sehr in das Dunkel der Vorzeit, als daß man hierüber etwas

Bestimmtes angeben könnte. Doch ist so viel ausgemittelt worden, daß schon im Jahre 1187 Hartenberg existirt habe, wo es der Aufsicht eines hennebergischen Burgmannes anvertraut war, der davon den Namen führte und, nach einer würzburgischen Urkunde von diesem Jahre, unter den Zeugen Albertus de Hartenberc genannt wird. Aeltere Geschichtschreiber halten dafür, daß dieses Schloß vormals das Eigenthum des Pfalzgrafen Hermann von Stahleck gewesen und von demselben im Jahre 1156 an Grafen Poppo III (X) von Henneberg verkauft worden sey. Diese Angabe ist aber unrichtig und gründet sich auf einen Schreibfehler in Friesen's Würzburgischer Chronik, wo statt Habsberg (ein bei Meiningen gelegenes Bergschloß) Hartenberg gelesen worden ist.

Seit der im Jahre 1274 geschehenen hennebergischen Landestheilung, wurde Hartenberg der Wohnsitz einer abgetheilten gräflichen Linie, die sich in den Urkunden zum öftern Herren zu Hartenberg zu nennen pflegte.

Sie beginnt mit Grafen Heinrich (IX), dem bei dieser Theilung die Schlösser Hartenberg, Osterburg und Schwarza zugefallen waren. Ihm folgten der Reihe nach als Besitzer der hennebergischen Lande dieser Linie Heinrich X deutscher Herr, Berthold XI, Elisabeth Gräfin von Barby, Elisabeth Frau zu Truhendingen, Poppo XV (vermählt mit Gräfin Richza von Hohenloh), Hermann IV, Anna (geborne Gräfin von Henneberg) Herzogin von Pommern, Berthold XII, N. Gräfin von Henneberg,

vermählt an Grafen Heinrich zu Schwarzburg, Vormund des Landgrafen Friedrichs mit der gebissenen Wange.

Der Stammvater dieser Linie, Heinrich IX Graf und Herr zu Henneberg auf Hartenberg, zeichnete sich hauptsächlich durch seine Tapferkeit aus.

Da nach Kaiser Wilhelms Tode, vom Jahre 1256 an, das Reich 23 Jahre ohne Oberhaupt bestanden; so wurden die Städte und Orte in Meißen, Thüringen, Sachsen und Hessen, auch wie andere Gegenden, durch Fehden, Rauben und Plündern hart mitgenommen. Die Lande dieses Grafen Friedrich wurden von solchem wilden wüsten Gesindel ebenfalls bedroht. Als aber Graf Heinrich Kunde hievon erhalten, sammelte er die Seinen und empfing sie auf St. Martinsabend dergestalt, daß ihrer nicht viel heim kamen und sie größtentheils erschlagen oder gefangen wurden. Dieses Raubgesindel hatte sich vor dem Thüringer-Walde bei Arnstadt zusammengezogen und vorher den Grafen zu Käfernburg gegen die Stadt Erfurt gedient. Graf Heinrich vermuthete nun, wie die Grafen von Käfernburg ihm diese hungrige Rotte zugewiesen haben möchten.

Ritter Karl von Heldritt mußte jetzt für Grafen Heinrich Leute werben, um damit an denen von Käfernburg das Vergeltungsrecht zu üben. Mit diesen zog er nach Thüringen und griff diese Grafen an. Da sich diese widersetzten, nahm er Grafen Günther von Käfernburg gefangen und führte ihn nach Franken, wo er ihn so lange behielt, bis sich derselbe durch ein angemessenes Lösegeld frei kaufte.

Ein gleichzeitiger Dichter verfertigte hierüber das Spottgedicht:

Es zog ein Käfer vber Wald
  Sammt einem Geschmeiß mannigfalt
Bey der Hennen die Martins Ganß
  Zu eßen vnd so seinen Wanß
Zu füllen: dazu vngeladen
  Willens die Henne auch selbsten zu braden,
Bald streckt die Henne Klaven und Flügel
  Erlegts vnzieffer und triebs zu Hügel
Folgt auch durch einen Heldritt nach
  Vnd vbt an ihn die gegen Rach.

Auch die Jahrzahl, wo dieser Vorfall sich ereignete, wurde bildlich vorgestellt:

M C C L X X X V.

Eine Hevschreck zum sprung geneigt
  Zwo Raupen ziemlich krumb gebeugt,
Vom brummenden Käfer ein Bein,
  Ein Hurniß, Wäsp und Bräme klein,
Ein Molkenstehler auch dabey
  Bezeugen solche Jahrzahl frey.

Weniger glücklich unter den Nachfolgern Heinrichs, war Graf Berthold XII in seinen Unternehmungen. Als ein Günstling Kaiser Ludwigs, glaubte er auf dessen Huld und Gunst sich verlassen zu dürfen. Er wagte es daher auch auf würzburgischem Grund und Boden, zwischen

Schweinfurt und Haßfurt ein Schloß aufzuführen, daß er Utenhausen nannte. Bischof Albrecht von Würzburg widersetztesich diesem Unternehmen und brachte ein Kriegsvolk von 8000 Fußknechten und 1600 Reitern zusammen, womit er 1349 vor Utenhausen zog, wo es zu einer sehr blutigen Fehde kam, in welcher nicht nur Utenhausen gänzlich zerstört, sondern auch des Grafen Volk geschlagen worden.

Dieses Mißgeschick hatte für Bertholden auch in der Folge noch den Nachtheil, daß er für künftige Zeiten Schwarza vom Stifte Würzburg zu Lehen empfangen mußte.

Der hennebergische Chronist setzt die launige Bemerkung hinzu, wie hier abermals der Henne eine Feder gezogen worden.

Später verkaufte Berthold das Schloß Ebenhausen an Bischof Albrecht von Würzburg um 4500 Pfund Heller, so wie er in der Folge mehrere Schulden contrahirte und deshalb seinen Weinzehenden zu Schweinfurt an der Mainleiten versetzen mußte. Doch ist von ihm noch so viel merkwürdig, daß er vom Kaiser Karl IV die Freiheit auswirkte, vermöge welcher seine Unterthanen gegen den Einfluß fremder Gerichte gesichert wurden.

Mit Bertholden, der unvermählt geblieben, erlosch im Jahre 1378 der Mannsstamm dieser gräflichen Linie, und die gräflich Henneberg-Hartenbergischen Lande wurden nun mit dem Hause Henneberg-Ascha vereinigt.

Ein Jahrhundert blieb diese Burg noch die Residenz der Grafen von Henneberg-Ascha und war daselbst auch

der Sitz eines gräflichen Hofgerichts, vor welchem die hennebergischen Vasallen Recht zu geben und zu nehmen verbunden waren, und mit ihren Lehengütern beliehen wurden.

Graf Friedrich der Erste erbaute im Jahre 1417 daselbst eine Kapelle, zu deren Aufkommen Bischof Johann zu Würzburg allen denjenigen, die darin ihre Andacht verrichten und zu deren Verschönerung etwas beitragen würden, einen Ablaß von 40 Tagen verkündigte.

Derselbe Graf Friedrich war es auch, der diese Burg von Wassermangel zu befreien suchte und deshalb die Leitung eines Brunnens veranstaltete. Diese Arbeit wurde dem Bürger Hannß Mulig von Hildburghausen, mit der Zusage verdungen, daß, wenn ihm diese Brunnenleitung nach Hartenberg gelinge, er und seine Nachkommen eine jährliche Pension von 14 Fl. ausgezahlt erhalten sollten. Das Unternehmen mochte jedoch nicht von Erfolg gewesen seyn und der fortdauernde Wassermangel war daher wohl die Veranlassung, daß die nachherigen Grafen ihre Residenz 1465 in die Stadt Römhild verlegten und das Schloß Hartenberg ihren Forstbedienten zur Wohnung einräumten.

Unter der Regierung Herzog Heinrichs zu Sachsen-Römhild wurden die Ruinen dieser alten Burg 1681 vollends abgebrochen und zur Erbauung der neuen Schloßkirche zu Römhild angewendet. Der Herzog ließ nachher, 1701, auf diesem Berge ein prächtiges mit Statüen und Gemälden geziertes Lusthaus anlegen und zu dessen An-

denken eine besondere Münze prägen. Auf der ersten Seite derselben steht das Sinnbild des Vogels Phönix, aus dessen Asche durch Hülfe der Sonne die Jungen hervorkommen sollen, die Kehrseite stellt das neuerbaute Schloß Hartenberg vor. Die Umschrift auf beiden Seiten heißt: Ut Phoenix e Cineribus, sic Hartenberg e Ruderibus. Am Berge stehen die Worte: Henrico duce Sax. restaurante anno MDCCL. Jetzt ist von diesem Lusthause nicht die mindeste Spur mehr zu finden.

Die Lage von Hartenberg war überaus angenehm. Auf der einen Seite die beiden den Wolken benachbarten Gleichberge, auf der andern die fruchtbaren Gegenden des Grabfeldes, Römhild und eine zahlreiche Menge von Dörfern und Flecken, können mit einem Blick übersehen werden.

Noch ausgebreiteter und wahrhaft vortrefflich ist freilich die Aussicht von den Gleichbergen selbst, deren Gipfel die Umgegend von allen Seiten überschauen und ohne Zweifel unter die höchsten Berge des Frankenlandes zu rechnen sind. Doch wird der kleine Gleichberg mehr besucht, weil dessen Gipfel kahl und nicht mit Holz besetzt ist, bei dem großen hingegen, mit Buschholz und alten Eichen allenthalben bewachsen, die Aussicht verhindert wird. Es soll daher auch der kleinere Gleichberg früher von dem Astronomen Zach in Gotha zu astronomischen Beobachtungen benutzt und daselbst eine Art Sternwarte errichtet worden seyn. Ihrer Höhe wegen ist an solchen jede Witterungsänderung zu bemerken, indem die niedrigen Regenwolken

mehr oder weniger ihre Gipfel umschleiern und bei den Landleuten deshalb der Reim im Gange ist:

Wenn der kleine Gleichberg aufsetzt dem großen den Hut,
So wird das Wetter gut,
Wenn aber der große dem kleinen aufsetzt die Kappen,
So wird das Wetter dich ertappen.

Die romantische Ansicht dieser Gleichberge und ihrer Umgebung ist daher auch von jeher so anziehend und reizend gefunden worden, daß selbst einer unserer ältern verdienten deutschen Dichter, Uz, sie in einem besondern Gedichte zu besingen, Veranlassung genommen. Auch für den Mineralogen ist der Besuch der Gleichberge und des Platzes, wo Hartenberg gestanden, mit besonderem Interesse verbunden, da auf diesen Gebirgen sich viele Basaltsteine zeigen und man deshalb einer vulkanischen Explosion ihre Entstehung beimessen will. Ganze Schichten dieser Gebirgsart umgeben hauptsächlich den kleinen Gleichberg und zum Theil auch die Anhöhe, wo unsere Burg gestanden, als wären sie Ueberreste einer Mauer. Vielleicht hat eben dieses der Sage von einer Begebenheit auf dem Schlosse Hartenberg in der Vorzeit, wo man so gern geneigt war, alles Ungewöhnliche auf Rechnung eines bösen Dämons zu schreiben, mehreren Eingang verschafft.

Es habe nemlich, so heißt es, einer der ältesten Grafen auf Hartenberg ein einziges wunderschönes Fräulein zur Tochter gehabt. Viele Grafen und Edle, nahe und ferne, hätten erfolglos um die Hand des Fräuleins ge-

worben, keiner Gehör bei dem alten Grafen finden können. Da sey einmal bei schon einbrechender Abenddämmerung die Ankunft eines stattlichen Ritters auf dem Schlosse gemeldet worden. Der fremde Rittersmann hätte auch bei dem Grafen um das zarte Fräulein geworben. Sein einnehmendes gefälliges Betragen habe den Beifall des Grafen erhalten und der Glanz seines Anzuges und seines Gefolges hätten die Augen des alten Vaters verblendet, so, daß er endlich seine Einwilligung zur Vermählung des Fremdlings mit seiner Tochter gegeben, wenn letztere ihn zum Gemahl begehren sollte. Den scharfen Blicken des Fräuleins, dem man den Ritter vorgestellt, habe sich nun alsbald die vermummte Gestalt des Fremdlings entdeckt. Mit Schaudern und Entsetzen habe sie, statt Menschenfüße, Bocksfüße und andere Kennzeichen des wahrhaftigen Teufels an ihm wahrgenommen. Furcht vor dessen Rache wegen einer alsbaldigen abschläglichen Erklärung und auf der andern Seite Achtung für den erklärten Willen ihres Vaters, hätten sie aber dennoch vermocht, dem Unhold ihre Hand zu versichern, jedoch unter der einzigen Bedingung, deren unmögliche Erfüllung sie voraus zu sehen glaubte.

Es solle nemlich der Brautwerber gehalten seyn, noch in derselben Nacht, ehe der Hahn den Morgen verkünden werde, um die schon befestigte Burg Hartenberg eine zweite Ringmauer aufzuführen, dafern dies aber nicht gelingen würde, der Hand des Fräuleins verlustig werden.

Der verkappte Gast willigte auch in diesen Vorbehalt. In bangen Erwartungen brachte das Fräulein die bald eintretende Nacht hin und schauerliches Getöse von außen her verkündigten leider allzu bald, daß der Unhold wahr machen werde, was er zugesagt hatte, und schon meldete das Kammermädchen der jungen Gräfin, wie die Mauer bis auf ein kleines Stück aufgerichtet sey und Tausende von Gehülfen beschäftigt wären, das Werk zu vollenden.

In demselben Augenblicke wurde jedoch die letzte Bürde von Ruinen durch luftige Gesellen über die Höhen bei Themar gebracht, als eben in dem im Thale liegenden Dorfe Lengfeld der Hahn zum ersten Mal gekräht und den Morgen begrüßt haben soll, wo dann diese Bürde, noch jetzt unter dem Namen Feldstein bekannt, zur Erde gestürzt und die fast vollendete Mauer um Hartenberg alsbald in Trümmer zerfallen. So wäre denn das schöne Fräulein aus den Klauen des Teufels gerettet worden.

Sonderbar aber, daß man unter dem Namen „Feldstein" bei Themar, auf der Höhe eines Berges, der das Thal von Lengfeld bildet, wirklich einen gleichsam künstlich aufgerichteten — ganz isolirt stehenden, an 70 Schuh hohen Felsen aus lauter beweglichen, vom Ganzen nicht trennbaren Steinen derselben Gattung antrifft, wie sie auf dem Gleichberge und auf der Stelle zu finden, wo sonst Hartenberg gestanden.

Noch auffallender in Verbindung mit dieser Volkssage ist ferner, daß außer dem Feldsteine einer Basaltmasse, das Gebirge jener Gegend, wo er ruht, lediglich aus Kalk-

oder Sandstein besteht. Möchten Sachkundige diese merkwürdige vaterländische Naturseltenheit näher prüfen und erklären!

* * *

Da gegenwärtig von Hartenberg kaum eine Spur mehr zu finden, so sind auch keine neuern Abbildungen von dieser Burg, wie sie gewesen, vorhanden. Ob ältere in irgend einem Archiv, oder sonst wo, sich erhalten, ist dem Verfasser dieser Notizen unbekannt.

Uebrigens sind diese Nachrichten aus Schultes diplomatischer Geschichte des gräflichen Hauses Henneberg, dessen historisch-statistischer Beschreibung der Herzoglich Sächs. gemeinschaftlichen Aemter Römhild und Themar, so wie aus Spangenberg's Hennebergischer Chronik gesammelt und mit Rücksicht eigener Lokalkenntnisse vorgetragen worden.

Ernst Fr. Appunn.

144.

Neuhauß

bei Mergentheim im Königreiche Würtemberg.

Ach! du mahnst an die Genossen,
Die ein früher Tod verklärt;
An die Lenze, die verflossen,
An die Zeit, die nimmer kehrt.

J. G. v. Salis.

144.

Neuhauß.

Unweit Mergentheim, auf dem rechten Ufer des Tauberflusses, auf dem sehr großen Kötterberge, lag in der grauen Vorzeit die Kötternburg *), von welcher gegenwärtig außer einem Stück Wall und tiefen Graben, die beide ganz mit Laubholz überwachsen sind, nichts weiter mehr übrig ist, als die in mehren geschriebenen Chroniken enthaltene, aber ungegründete Sage: der Name komme von einer Gräfin Katharina von Hohenlohe her, und die Kötternburg sey bei Gelegenheit einer Fehde, oder wie andere wollen, weil häufig daraus geraubt und Gewaltthätigkeiten verübt, zerstört worden, worauf sich ihre Besitzer auf dem Kitzberge, als einer viel sicherern Stelle, niedergelassen, und das daselbst erbaute feste Schloß „Neuhauß" genannt hätten.

*) In einer Trapperey-Rechnung vom Jahre 1738 steht unter anderem: wegen Abbrechen der alten Mauern und Durchwerfen des Sandes an der Kötternburg ꝛc.

Einer alten Handschrift zufolge soll eben dieses Neuhauß im Jahre 1170 von den Grafen von Hohenlohe erbaut worden seyn. In jedem Falle sind diese Grafen die frühesten, bekannten Besitzer davon gewesen, und hatten in dieser Gegend umher überhaupt viele liegende Güter. So schenkte z. B. (1220) Graf Andreas von Hohenlohe, welcher mit seinen beiden Brüdern Heinrich und Friedrich in den deutschen Orden trat, dem Orden seine sämmtlichen Güter, die er in und um Mergentheim hatte, bei welchen unter andern auch Sylva in Kettereut (an welchem die Ruinen der Kötternburg liegen) war. Im Jahre 1300 machte Adelheid, Wittwe des Grafen Gebhard von Hohenlohe-Brauneck, die Veste Neuhauß, welche eine halbe Stunde oberhalb Mergentheim an dem linken Ufer des Tauberflusses, auf dem 415 Fuß hohen Kitzberge liegt, unter Bischof Gerhard, dem Hochstifte Würzburg, propter zelum affectionis, quem ad ecclesiam Herbipol. gerebat, zu Lehen. Dieses Lehens aber ungeachtet verkaufte Graf Conrad von Hohenlohe das Schloß Neuhauß sammt den dazu gehörigen Dörfern, Weilern und Höfen: Igersheim, Harthausen, Neuses, Merkelsheim, Apfelbach, Heldringen, Eulbach, Röttelsen, Reisenfeld, Königshofen, Schillingsstadt und Althausen, unter dem Bischof Albert, gebornen Grafen von Hohenlohe, im Jahre 1372, um 7000 schwere rheinische Gulden, an den Deutschmeister Philipp von Bickenbach, mit dem Versprechen, sie nach 20 Jahren wieder einzulösen. Als Gottfried von Hohenlohe-Brauneck, der letzte dieser Linie, der

auf Neuhauß wohnte, starb, fiel letzteres mit Zubehör dem Hochstift anheim, und nach dieser Zeit müssen sich die Bischöfe von Würzburg zuweilen hier aufgehalten haben, wie aus einigen Urkunden hervorgeht, welche von hier aus datirt sind. Auch als Staatsgefängniß wurde es gebraucht, denn, nach Frank's kurzgefaßter Geschichte des Frankenlandes S. 145, erhielt Bischof Gerhard von Würzburg, 1396, vom Papste die Erlaubniß, seine Geistlichen zu schätzen, und als mehre von diesen die auferlegte Schätzung verweigerten, so ließ der Bischof den Domdechant von Malkes zu Würzburg, so wie dem Domdechant Otto von Milz zu Bamberg, und seinen Bruder Hans von Milz, Domherrn zu Würzburg, sämmtlich in ihrem Chorhabit, gefangen auf das Schloß Neuhauß setzen. Späterhin belehnte der Bischof Gerhard, geborner Graf von Schwarzenburg, die Grafen von Schwarzenburg mit Schloß und Amt Neuhauß, und diese verkauften es wieder, 1411, an den Deutschmeister Konrad von Egloffstein um 15100 Fl. auf ewige Wiederlösung. Noch selbiges Jahr gab dieses Wiederlösungsrecht Graf Günther von Schwarzenburg dem Hochstifte abermals zu Lehen, welches es aber nicht benutzte, sondern 1421 unter Bischof Johann II, geb. Herrn von Brunn, um die Summe von 18500 Fl., welche der Bischof größtentheils schon an den Orden schuldig war, an den Deutschmeister Egloffstein verkaufte. Dieser machte Neuhauß zum Hauptsitze der Deutschmeister, und als 1525 der Hochmeister von Brandenburg zur evangelischen Kirche überging und Preußen

von der Krone Polen zu Lehen empfing, so wurde Neuhauß auch der Sitz der Hochmeister und blieb es, bis ihn Maximilian I von Oesterreich, zu Anfange des 17ten Jahrhunderts, nach Mergentheim verlegte.

Als Residenz der Hoch- und Deutschmeister wurde Neuhauß erweitert und mehr befestigt, aber eben dadurch auch manchen widrigen Schicksalen unterworfen. Im Jahre 1525, am Montag nach dem Palmsonntage, nachdem sich kurz zuvor der alte Deutschmeister Dietrich von Cleve geflüchtet und eine geringe Besatzung von einigen 30 Mann zurückgelassen hatte, wurde das Schloß in wenigen Stunden von den aufrührischen Bauern, unter Anführung des Georg Metzler, eines Schenkwirths von Ballenberg, erobert und rein ausgeplündert. Was die Bauern nicht mit fortnehmen konnten, zerstörten sie und zündeten endlich, vor ihrem Abzuge, das Schloß an. Das Feuer that ihm indessen keinen großen Schaden, weil fast sämmtliche Wände von gutem Mauerwerk waren.

Der neuerwählte Hoch- und Deutschmeister, Walther von Cronberg, ließ 1528 Neuhauß wieder ausbessern, mit einem zweiten Graben versehen, und außerhalb desselben noch einige Schanzen und Wolfsgruben anlegen, auch innerhalb einen Brunnen graben, welcher 80 Klafter tief, von unten herauf zu zwei Drittel durch Kalkfelsen gehauen und zu Tage mit starken Quadern aufgemauert ist.

Unter dem Hoch- und Deutschmeister Wolfgang Schützbar, genannt Milchling, wurde es 1552 von den schmalkaldischen Bundestruppen, unter Johann von Mecklenburg,

nach neuntägigem Beschießen erobert und fast gänzlich zerstört, aber auch durch den Hoch- und Deutschmeister Jörg Hund von Wenkheim bald wieder in wehrhaften Stand hergestellt. Im December 1631 wurde Neuhauß, nachdem sich der Hoch- und Deutschmeister Joh. Casper von Stadion, mit dem Ordensschatze geflüchet hatte, dem schwedischen Feldmarschall Grafen Gustav Horn mit Akkord übergeben, und dieser ließ es durch den Obersten Sperreuter — der mittlerweile dies Schloß mit dem dazu gehörigen Amte von dem schwedischen König Gustav Adolph als erb- und eigenthümliche Herrschaft geschenkt bekam — noch mehr befestigen. Sperreuter hielt eine Besatzung daselbst und ließ es als Eigenthümer verwalten, bis der westphälische Friedensschluß dem langwierigen Kriege und somit auch seinen Ansprüchen auf die Herrschaft Neuhauß ein Ende machte.

Im November 1642 besetzten die Franzosen, unter ihrem General Guebriant, daß Schloß Neuhauß und hielten hier und in der Umgegend ihre Winterquartiere; im darauf folgenden Frühjahre verließen sie es wieder freiwillig und ohne daß sie bedeutenden Schaden daselbst angerichtet hätten. Am 28. April 1645 wurde es abermals von den Franzosen, unter dem Marschall Türenne, besetzt und noch weiter befestigt, aber schon nach acht Tagen, am 5. Mai, als an dem Tage der entscheidenden Schlacht bei Herbsthausen, in welcher die Baiern unter ihrem General-Feldzeugmeister Grafen Franz von Mercy siegreich gegen sie fochten, den erstern auf Discretion über-

geben, bei welcher Gelegenheit 170 Deutsche, welche unter der Besatzung waren, bei den Baiern Kriegsdienste nahmen.

Im Jahre 1647 hatte Neuhauß der schwedische Generallieutenant Graf Joh. C. Königsmark inne, und seine in Schwaben ꝛc. geraubten Schätze, mehrere Millionen an Werth, dahin geflüchtet, welche von seiner Gemahlin Maria Agatha geb. von Leß, die in Abwesenheit ihres Mannes das Commando führte, siegreich gegen die sechs Wochen lang dauernde Belagerung des k. k. Generals Joh. v. Werth vertheidigt wurden.

Noch hielten die Schweden Neuhauß nebst der Stadt Schweinfurt bis Ende des Jahrs 1650 besetzt, wo ihnen erst die von dem fränkischen Kreise versprochene Satisfactionsgelder bezahlt wurden.

Im Jahre 1688, als die Franzosen unter ihren Generalen Monclas und Tremouille einen Streifzug nach Franken machten, wurde Neuhauß von ihnen besetzt, aber weil sie sich zu schwach fühlten, nach wenigen Tagen wieder verlassen.

Nach dieser Zeit, wo wegen vervollkommneter Kriegskunst, Neuhauß nicht wohl eine förmliche Belagerung aushalten konnte, ließ man seine Außenwerke eingehen und gebrauchte es blos noch zu einem Staatsgefängniß und als Wohnsitz für den Amtmann.

Im Jahre 1738 traf der Blitz den hohen Thurm, erschlug den dort wohnenden Feuerwächter und zerstörte das Dach, seit welcher Zeit letzteres nie wieder hergestellt

wurde. Im Jahre 1788 verlegte der Hoch- und Deutschmeister Maximilian Xaver, zu großer Erleichterung der Unterthanen, den Amtssitz in das nahe gelegene Dorf Igersheim, denn, ungerechnet, daß der Kitzberg, zumal des Winters, sehr beschwerlich zu ersteigen ist, so mußten die sämmtlichen Amtsuntergebenen, der Reihe nach, mancherlei Frohndienste dahin leisten, z. B. täglich das nöthige Wasser von Igersheim aus, hinauf fahren 2c. Unter solchen Umständen nun stand das Schloß ganz leer, und nur seine Oekonomiegebäude wurden von dem Pachter der sehr beträchtlichen Schloßgüter bewohnt.

Im Jahre 1791 endlich wurden — zur ewigen Schande sey es gesagt — die Handschriften des sehr reichhaltigen Archivs zu Neuhauß, ohne alle Auswahl, in dem Schloßhofe ausgeleert und um ein Geringes an Käsekrämer verkauft, die sie mit Wagen und Karren wegfahren ließen, und das Schloßgebäude selbst, — weniger aus dem heut zu Tage so gewöhnlichen cameralistischen Vandalismus, als vielmehr aus schmutzigster Privathabsucht einiger Herren der m. Cammer, die sich Hütten zu bauen hatten und baueten, — welches inclusive des dritten Stockwerks bombenfest gewölbt war und drei bis sechs Ellen dicke Mauern hatte, die Jahrhunderten noch getrotzt hätten, unter dem nichtigen Vorwande: die Unterhaltungskosten zu sparen, in Abwesenheit des übel berathenen Hoch- und Deutschmeisters, mit einem Kostenaufwand abgebrochen, von welchem die Zinsen die bisherigen Unterhaltungskosten bei weitem überstiegen.

Schade nur, daß diese schändliche Zerstörung — wie es von dergleichen Menschen freilich nicht anders zu erwarten ist — so gänzlich planlos geschah; denn, mit etwas mehr Schonung einiges Mauerwerks, hätte dieser ehrwürdige Sitz der Hohenlohe-Braunecker und der Deutschmeister noch lange dem ohnehin hier schönen Tauberthale, auch als Ruine, zur wahren Zierde gereichen können, aber, so sieht man von dem Fuße des Kitzberges aus, den hohen Thurm abgerechnet, der ohne Zweifel wegen seiner großen Festigkeit nicht wohl zerstört werden konnte, kaum noch etwas, das die Neugierde reizen und zu Ersteigung des Berges einladen könnte. Dessen ungeachtet lohnt es sich der Mühe diese Trümmer zu betrachten und, von ihnen aus, das herrliche und anmuthige Tauberthal, mit seinen waldbegränzten Weinbergen nebst einem großen Theile des Fürstenthums Mergentheim und seiner Hauptstadt, zu überschauen.

Der Kitzberg kann auf drei Seiten, von Igersheim nemlich, von Merkelsheim und von Mergentheim aus erstiegen, auch von Mergentheim aus über den Galgenberg, ohne alle Schwierigkeit, befahren werden.

Hat man den Berg von Merkelsheim aus erklommen, so gelangt man zuerst an einen hoch aufgemauerten Wall, mit einer gleichfalls hochgewölbten Thoröffnung, dann, hinter diesem Eingange, an eine 60 Fuß lange und 16 Fuß breite, mit mehren Bogen versehene, steinerne Brücke, welche, nach einer an der innern Seite der Brüstung angebrachten Inschrift, 1751 statt der morschen Zugbrücke erbauet wurde. Diese führt über den 45 Fuß tiefen und

breiten, ganz aufgemauerten, innern Graben, welcher das ganze Schloß umgiebt, und von Seiten des letztern, durch eine doppelte Reihe von Schießscharten, wovon die unterste kaum 8 Fuß von dem Grunde des Grabens entfernt ist, vertheidigt wird. Von genannter Brücke aus kommt man unmittelbar durch das, jetzt noch verschließbare, Thor in den äußern Schloßhof, welcher ganz mit Oekonomiegebäuden eingefaßt ist. Ueber das Thor weg, welches das einzige in das Schloß ist, zieht sich eine starke, massive Brustwehr, die auf jeder Seite mit einem dicken, runden Thurm in Verbindung steht, wovon der rechts sich vorzüglich auszeichnet, indem er 36 Fuß im Durchmesser, und vom Graben aus 50 Fuß Höhe, und mehre Schießscharten für größeres und kleineres Geschütz hat.

Am Eingange in das Schloß, links, sind ungefähr Manns hoch, dicht neben einander, zwei, 2½ Fuß hohe und breite Steine eingemauert, von welchen der eine, in halb erhabener Arbeit, das Wappen des Deutschmeisters Walther von Cronberg mit der Jahrszahl 1528, und der andere eben so das Wappen des Hoch- und Deutschmeisters Maximilian I Erzherzog zu Oesterreich ꝛc. ohne Jahrzahl, beide noch ganz gut erhalten, vorstellt. Innerhalb des Schloßhofs, den Oekonomiegebäuden gegenüber, zieht sich eine 30 — 40 Fuß hohe, oben mit einer Brustwehr und Schießscharten versehene, Mauer um einen künstlichen Hügel, dessen Oberfläche auf der Morgenseite 360, gegen Mittag 279, gegen Abend 284 und gegen Mitternacht 210 Fuß Länge hat, auf welchem sonst das

Schloß stand. Auf dieser Mauer erblickt man auf einem Sandsteine folgende Inschrift eingehauen:

> Wolfgang Administrator des Hochmeisterthums in Preussen Meister teutschen Ordens in teutschen und welschen Landen Probst und Herr in Ellwangen 1550.

Im Anfange besagter Mauer, nicht fern der Thorstube, steigt man 30 Stufen hinauf, und gelangt dann auf den Schloßplatz, wo man neben vielen Schutthaufen und den Resten von zwei runden, sehr festen, mit dem Schloßgraben in Verbindung stehenden Thürmen, einen, bis jetzt noch 70 Fuß hohen, runden Thurm findet, an welchen sich, etwas über die Hälfte seiner Höhe, eine dicke, aber nur schmale Wand anlehnt, in welcher noch einige Fensteröffnungen über einander, so wie mehre Spuren von Gemälden auf Kalk zu sehen sind, welche noch aus der hier entstandenen Schloßkapelle herrühren; ferner bemerkt man beim Umhergehen mehre Oeffnungen in Keller und unterirdische Gänge, von welchen letztern einer bis nach Mergentheim geführt haben soll. Der 336 Fuß tiefe Brunnen, welcher sich zunächst dem hohen Thurme, in einem verschlossenen Schoppen befindet, wird bis jetzt noch in vollkommen gutem Stande erhalten, weil der Pachter einen Theil seines Wasserbedarfs daraus höchst mühsam mittelst großer Eimer, die an Ketten hangen, heraufzieht. Da dieser Brunnen erst 1814 wieder bis auf seinen Felsengrund gereinigt wurde, so wird er seit dieser Zeit ver-

schlossen gehalten, weil sonst das Donner ähnliche Geräusch, welches hineingeworfene Steine verursachen, zu abermaliger Verunreinigung und baldiger Anfüllung mit Schutt, Veranlassung geben könnte.

Die Thatsache, daß einst Königsmark seine Schätze hier niedergelegt hatte, mag Ursache seyn, daß heute noch die Sage herumschleicht: es liege hier ein großer Schatz vergraben, welchem zu Liebe schon mancher Leichtgläubige, sogar noch in ganz neuen Zeiten, um ihn zu heben, vergeblich sein sämmtliches Vermögen und seine Gemüthsruhe zum Opfer brachte.

Merkwürdig ist es, daß von dem so imposanten Neuhauß, wie es sonst war, keine Abbildung, weder als Kupferstich noch als Zeichnung, existirt.

* * *

Stoff zu dieser Bearbeitung lieferten: A. S. Stumpf, historisches Archiv für Franken ꝛc. 1stes Heft. Journal von und für Franken, 5ten Bds 3tes Heft. L. Fries, Chronik von Würzburg. Sam. v. Pufendorf, schwedische und deutsche Kriegsgeschichte ꝛc., und ganz vorzüglich: mehre Handschriften aus der reichen Sammlung des königl. würtembergischen Archivars P. A. Breitenbach zu Mergentheim.

145.

Gleichen

bei Oehringen, im Fürstenthum Hohenlohe.

Es kann schon nicht Alles so bleiben,
Hier unter dem wechselnden Mond,
Es blühet, vergeht und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

A. v. Kotzebue.

145.

Gleichen.

Zu den, im dritten Bande dieses Werks beschriebenen, zwei Gleichen bei Göttingen und drei Gleichen bei Erfurt, gesellt sich hier noch eine dritte Burg gleiches Namens, die hinsichtlich ihres Alters jenen wohl nichts nachgeben wird.

Der Weiler Gleichen, zwei Stunden von Oehringen im Hohenlohischen, welcher vormals der Viehhof der Burg Gleichen war, besteht aus wenigen zerstreut liegenden Häusern und liegt auf dem rechten Ufer des Flüßchens Brettach, auf der Kuppe einer hier sehr hohen und schroffen Thalwand. In der Mitte dieses Weilers erhebt sich ein zwar kleiner, aber steiler und mit Buschholz dicht überwachsener Hügel, an dessen Fuße man noch die Spuren eines ihn umgebenden Grabens bemerkt. Hat man sich mühsam durch das Gebüsch die steile Anhöhe hinauf gearbeitet, so befindet man sich auf einer unebenen, kaum 20 Ruthen haltenden Fläche, deren Boden zwischen dem Gebüsche mit unzählbaren Bruchstücken von Kalksteinen bedeckt ist. Um den obern Rand dieses Hügels scheint,

einigen Vertiefungen nach zu urtheilen, sich abermals ein Graben, oder aufgemauerter Zwinger, herumgezogen zu haben, innerhalb dessen erst die Burg stand, welche dem angegebenen Raume nach sehr fest, aber von nicht gar großem Umfange gewesen seyn kann. Vor ungefähr 40 bis 50 Jahren standen, nach Aussage der Bewohner des Weilers, noch bedeutend hohe und dicke Mauern auf dem Burgplatze, die damals, bei Gelegenheit, wo im Weiler zwei neue Häuser erbaut wurden, von den Bauern mit einer solchen Vollständigkeit — der Bausteine wegen — abgebrochen worden sind, daß man jetzt durchaus nichts mehr von einem Brunnen, der sonst vorhanden gewesen seyn soll, oder von Kellergewölben, und kaum noch einige Spuren von Grundmauern zu entdecken im Stande ist.

Die Aussicht von dem Hügel ist zum Theil sehr interessant, zumal gegen Süden und Osten hin, wo man nicht nur einen großen Theil des romantischen Brettachthales, und neben einigen Höfen und Dörfern das eine halbe Stunde weiter aufwärts, auf der linken Seite des Brettachthales liegende, noch bewohnte, alte Bergschloß Majenfels, sondern auch in weite Entfernung, bis in die Gegend von Neuenstein und Waldenburg sehen kann.

Nach der Erzählung mehrer Chroniken von Hall in Schwaben, soll die Burg Gleichen im Städtekriege, weil viel Unfug und Räubereien daraus verübt worden, in dem Jahre 1330 von den Hallern, in Verbindung mit denen von Dünkelsbühl, Eßlingen und Ulm, erobert und ausgebrannt worden seyn, und seit jener Zeit im Schutte

liegen. Wann diese Burg erbaut wurde, ist unbekannt; doch waren die Herren von Gleichen, die zu den Patriziern zu Hall gehörten, die frühesten bekannten Besitzer und wahrscheinlich auch die Erbauer davon. G. Wiedmann sagt in seiner Chronik der Reichsstadt Hall (1550): „Gleichen, das Schloß und Weiler, nicht weit von Oehringen, so noch hoch Gemäuer hat, dieses Geschlechts seyn auch viel Bürger zu Hall gewesen, führten in ihrem Schild 2 Beyhelin kreuzweis über einander, und dazwischen ein Eck, auf jeder Seiten 3 Staffeln habend."

Diese Familie, die zum niedern Adel gehörte, ist nun längst ausgestorben. Zu Ende des 14ten Jahrhunderts verkaufte Götz von Gleichen den Weiler Gleichen mit seinen Rechten und Gerechtigkeiten an die Grafen von Löwenstein, und Graf Heinrich von Löwenstein verkaufte ihn wieder mit allem Zubehör an den Grafen Albrecht von Hohenlohe, dessen Nachkommen, die Fürsten von Hohenlohe, es heute noch besitzen.

146.

Brauneck

bei Creglingen im Königreiche Würtemberg.

Hier, mit wundersamen Geisterleben,
Laß, o Vorzeit, längst der Nacht geweiht,
Deiner Schatten Riesenbilder schweben
Aus den Trümmern der Vergangenheit.

F. v. Maltiz.

146.

Brauneck.

So weit sichere Nachrichten reichen, war das Bergschloß Brauneck ursprünglich das Eigenthum der Grafen von Hohenlohe; denn schon im Jahre 999 besaß es Graf Hermann von Hohenlohe, und der tapfere Conrad I, zweiter Sohn des Grafen Gottfried III, wohnte zu Anfang des 13ten Jahrhunderts daselbst, und stiftete die Brauneckshe Linie, welche aber schon mit Conrad IV, 1390, wieder erlosch. Im Jahre 1405 kam Brauneck mit den dazu gehörigen Aemtern, durch Heirath der Gräfin Margaretha, Tochter des Grafen Conrad IV von Hohenlohe, an Johann III, Burggrafen zu Magdeburg und Grafen zu Hartegg, welcher es 1448 mit der gesammten Herrschaft Brauneck, Creglingen und Erlach, nebst den sieben Maindörfern Obernbreit, Gnottstedt, Steft, Sickershausen, Kaltensüntheim, Mertensheim und Ehenheim, um die Summe von 24,000 Fl. rhein. an den Markgrafen Achilles von Brandenburg verkaufte, der sich von da an Herr zu Brauneck nannte. Schon im folgenden Jahre brachte

er es dahin, daß das Schloß Brauneck, welches, so weit es mit Mauern und Gräben umgeben, kurpfälzisches Lehen war, völlig geeignet und die Lehenschaft aufgehoben wurde, worauf er es mit Zubehör im Jahre 1460 seinem Rathe Jörg von Ehenheim zum Rittermannlehen gab.

Im Jahre 1525 wurde Brauneck von den aufrührischen Bauern nach kurzem Widerstande erobert, ausgeplündert und zum Theil verbrannt, bald nachher aber wieder, auf Kosten dieser Bauern, in bewohnbaren Stand hergestellt.

Nach Absterben derer von Ehenheim, 1559, wurde Brauneck der Familie von Gündelsheim verliehen, und da der letzte dieses Geschlechts, Martin Joachim Christoph von Gündelsheim, 1683 ohne männliche Erben starb, so wurde es an Johann Ulrich v. Dangries auf Gleisenberg, Oberamtmann zu Windsflach, zu neuem Rittermannlehen käuflich überlassen, dessen Sohn Philipp Andreas es aber wieder, 1690, an das markgräfliche Haus abtrat. Von dieser Zeit an, wo anfänglich markgräfliche Kastner daselbst wohnten, nachher das Schloß sammt den dazu gehörigen Gütern verpachtet und zuletzt an mehre Bauern verkauft wurde, geriethen die Baulichkeiten immer mehr und mehr in Verfall, so daß es jetzt vollkommen das Ansehn hat, als wenn dieses ehrwürdige Stammschloß der sonst sehr mächtigen Grafen von Hohenlohe-Brauneck durch Feindes Hände zerstört worden wäre.

Brauneck liegt auf dem Vorsprunge eines steilen, gegen 200 Fuß hohen Hügels, welcher links von der Steinach,

einem Forellenbache, und rechts von einer tiefen Schlucht begränzt, auf seiner Nordseite unangebauet und steinig, auf der Süd- und Westseite aber mit Weinstöcken bepflanzt ist. Es bildet ein längliches Viereck von beträchtlichem Umfange, welches aus einer an funfzig Fuß hohen, sehr starken Mauer besteht, auf der, wie man jetzt noch hier und da sieht, so weit die Wohngebäude nicht darauf ruhen, ein mit Schießscharten versehener Gang rings herum führte. Auf der Nord- und Westseite ist diese Mauer durch zwei starke, viereckige Thürme begränzt, die jetzt noch hoch über die Mauer hervorragen; auf der Südseite stand sonst ein ähnlicher Thurm, der aber nun fast ganz abgetragen ist. Auf der Nordseite, mit der südlichen und nördlichen Wand der Mauer aus einem Stücke, steht ein hoher, sehr massiver Bau, welcher zur Noth noch bewohnt werden könnte, und in welchem unter andern sich sonst auch die Schloßkirche befand. Von diesem Baue rechts auf der Ostseite ist der Eingang in das Innere des Quadrats. Wenigstens sechzig Schritte von diesem Eingange entfernt, ist quer über der Hügel von einem breiten Graben durchschnitten, der gegenwärtig aber zum großen Theil geebnet ist. Ganz dicht an und vor dem Schlosse zieht sich noch ein tiefer und breiter Graben, der fast ganz durch Kalkfelsen gehauen ist, quer über den Rücken des Hügels weg. Ueber diesen Graben führt nach dem Schloßthore eine steinerne Brücke, welche, wie man aus mehren vorhandenen Spuren noch sieht, die Stelle der sonst hier befindlichen Zugbrücke vertritt. Gleich innerhalb des Ein-

gangs in den Schloßhof, hat man links das große massive Gebäude, in welchem die Schloßkirche und die Wohnung des Kastners war, und welches jetzt als Scheune benutzt wird; rechts, diesem Baue gegenüber und zunächst am Thore, steht, ganz frei, ein sehr dicker, viereckiger, sonst an hundert, jetzt kaum noch sechzig Fuß hoher Thurm, dessen Außenwände ganz mit hervorragenden Quadersteinen bekleidet und dessen kaum drei Fuß hoher Eingang auf der Südseite an funfzig Fuß in der Höhe ist. Gegen die Mitte des Burghofes befindet sich ein runder, mit Quadersteinen aufgemauerter, 132 Fuß tiefer Brunnen, dessen Brüstung, weil er, ohne Zweifel wegen darin liegenden Schuttes, kein Wasser hat, abgebrochen und zu ebener Erde mit einem großen Steine bedeckt ist.

Noch stehen innerhalb des Schloßhofes einige Wohn- und Oekonomiegebäude — das Werk neuester Zeit — in welchen drei Bauernfamilien, die Eigenthümer des beträchtlich großen Schloßgutes, wohnen.

Die Aussicht von dem Schlosse aus ist nicht sehr anziehend, obschon man gegen Süden ein Thal und in der Nähe des Schloßberges das Dorf Niedersteinach, auf der Anhöhe gegen Osten das Dorf Sexelbach, und auf den übrigen Seiten angebauete Bergwände, oben liegende Ackerfelder und entfernte Waldungen sieht.

* *
*

S. Onolzbachische Nachrichten 1741. Nr. 31. Uffenheimische Nebenstunden von J. F. Georgi. Th. 1. 1135 u. f. 1144 u. f. Bundschuh, geograph. statist. topograph Lexicon von Franken. J. J. Herwig, Entwurf einer genealog. Geschichte des hohen Hauses Hohenlohe, sind benutzt.

147.

Oberlauda

bei Gerlachsheim im Großherzogthum Baden.

Der Mensch und seine Werke,
Sie sind des Tages Raub.
Die Schönheit und die Stärke
Zerfallen bald in Staub.

A. Schreiber.

147.

Oberlauda.

Das Bergschloß Oberlauda bewohnten sonst welche vom niedern Adel, die sich von Lauda nannten. Schon im Jahre 1163 kommt, als Zeuge in einer Urkunde, Heinricus de Luden vor. 1186 übergab dieser Heinrich, unter mehrern andern Gütern, sein ihm gehörendes Drittel der Burg Lauda, nebst der Burg Dietbauer, dem Hochstifte Würzburg. 1337 wurde Graf Craft von Hohenlohe von dem Pfalzgrafen Ludwig mit dieser Burg belehnt. 1358 verkaufte Graf Gerlach von Hohenlohe die beiden Schlösser Jagstberg und Lauda an die Grafen Ulrich und Johann von Leuchtenberg auf Wiederlösung. 1460 verkaufte Graf Johann von Hohenlohe diese Wiederlösung, nebst Pfandschaft, auch Briefe, Forderung und Rechte, die er und seine Vorfahren an beide Burgen hatten, an den Bischof Johann I geb. von Egloffstein, zu Würzburg, um 63000 Fl.

Am Charfreitage des Jahres 1525 zogen die aufrührischen Bauern von Scheftersheim, nachdem sie daselbst

das Frauenkloster ausgeplündert und verbrannt hatten, nach Merkelsheim, wo sie ihr Hauptquartier aufschlugen. Von hier aus schickten sie einen Haufen nach dem Städtchen Unterlauda, welcher sich mit den dortigen Bürgern vereinigte, noch selbigen Tages mit ihnen nach Oberlauda zog und die Burg zur Uebergabe aufforderte. Die Burg Lauda war damals an mehrern Orten schadhaft, und wurde von dem würzburgischen Oberamtmann Philipp v. Rüdt bewohnt, der in diesem kritischen Augenblicke, außer seiner Familie, nur noch Siegmund v. Jobal, Erasmus von Fechenbach und einige Knechte bei sich hatte. Als nun Rüdt Miene machte sich zu vertheidigen, so warfen die Bauern Feuer in die Burg und zündeten sie auf solche Weise an, bei welcher Gelegenheit sie die Frau des Rüdt mit ihren Kindern gefangen nahmen, rein ausplünderten und noch weiter gemißhandelt hätten, wenn es nicht der Oberanführer der Bauern, Florian von Geyer, verhindert hätte. Rüdt, der sich den Bauern nicht übergeben wollte, zog sich mit seiner wenigen Mannschaft in den Thurm der Burg und wehrte sich dort so lange mannhaft, bis der Wind das Feuer der brennenden Burg gegen den Thurm jagte, so daß auch in diesem das Holzwerk anfing zu brennen. Bald war der Fußboden des Zimmers, in welchem er sich aufhielt, durchgebrannt und er fiel mit seinen sämmtlichen Leuten im Thurme hinunter, wo sie so lange harren mußten, bis alles im Thurme ausgebrannt war. Tags darauf hörte man sie um Hülfe rufen, worauf sie die Bauern, sämmtlich lebendig und nur wenig be-

schädigt, herauszogen und, trotz dieser wunderbaren Errettung, durch die Spieße gejagt hätten, wenn sich nicht einer der Hauptleute, Namens Cunz Beyer, der Gefangenen sehr thätig angenommen hätte. Jetzt wurden ihnen die Hände auf den Rücken gebunden und sie sämmtlich auf Wagen ins Hauptquartier nach Merkelsheim geführt. Da sie aber hier Gefahr liefen, von den Bauern todtgeschlagen zu werden, so brachte man sie nach Mergentheim, wo sie bis nach der Schlacht bei Königshofen in einem festen Thurme eingesperrt blieben.

Was der Brand von der Burg übrig gelassen hatte, wurde erst ausgeplündert, dann völlig zerstört. Für dieses barbarische Betragen mußten die Bauern schon einige Tage nachher büßen denn am Pfingstdienstage bekam Hans Truchseß zu Waldburg das Städtchen Lauda mit Akkord, und ließ sogleich zwei Bürger und den dortigen Pfarrer, Namens Leonhard Beys, enthaupten. Am 20. Juli 1525 kam Bischof Conrad III geb. v. Thüngen, von Würzburg nach Lauda, um die Unterthanen wieder in Pflicht zu nehmen, und ließ bei dieser Gelegenheit noch acht Einwohnern die Köpfe abschlagen und die übrigen um 550 Fl. strafen.

Seit dieser Zeit liegt die Burg wüste, und gegenwärtig sieht man nichts mehr von ihr, als einen sehr breiten, tiefen Graben, welcher einen Hügel von beträchtlichem Umfange umgiebt, der mit Weinstöcken bepflanzt ist, denen die Reste der Grundmauern der Burg zu Terrassen dienen.

Auf der nordöstlichen Seite, gegen das Dorf Oberlauda hin, ist der Burgberg sehr steil und fast unzugäng-

lich, und die Aussicht vom Burgplatze sehr freundlich, indem man Ober- und Unterlauda, das ehemalige Kloster Gerlachsheim, die jetzige Residenz des Fürsten von Salm-Reiferscheid-Krautheim und einen beträchtlichen Theil des Weinberges im Tauberthal übersieht.

* * *

Benutzt wurden bei dieser Beschreibung: Die Geschichtschreiber von dem Bischofthum Würzburg. Wibel's Kirchen- und Reformationshistorie, und Journal von und für Franken 6sten Bds 4tes Heft.

148.

Heimburg

am Harz, im braunschweigischen Fürstenthum Blankenburg.

Es fähret Alles an einen Ort, es ist Alles von Staube gemacht und wird wieder zu Staube.

Pred. Salomon. 3, 20.

Heimburg.

Im braunschweigischen Fürstenthum Blankenburg, eine Stunde von der Stadt Blankenburg, lag auf einem Vorberge des mitternächtlichen Harzes die Burg Heimburg. Spuren ihres Daseyns sind noch zu finden, aber wenige, nichts bezeichnende. Zwar sind es schon dreihundert Jahre her, daß sie zerfiel, die alte Heimburg, indeß könnte noch Manches davon sichtbar seyn, wenn früherhin solcher Dynastensitze historischer Werth erkannt und, in spätern Zeiten, bei eingetretener Erkenntniß, es nicht zu spät gewesen wäre, Vieles davon zu retten.

Noch vor zehn Jahren waren starke Mauerstücke von Heimburg zu sehen, aber sie verschwanden, da der Pachter des Gutes, das im Dorfe Heimburg am Fuße des Burgberges liegt, den Gedanken faßte, auf den Schutt der Ruine ein Häuschen zu erbauen. Da wurde hinweggeräumt, geebnet, ausgefüllt und verschüttet, wie es die neue Anlage erheischte, und die Reste der alten Anlage verschwanden. Gewonnen hat da-

durch der Wanderer einen bequemen Weg bis zur Höhe, wenn er der überaus schönen Umsicht genießen will, aber, nach Alterthümlichkeit, sieht er sich nun umsonst um. Wohlbehagen umgiebt ihn, wenn er im reich befensterten Häuschen sich gegen Luftzug geschützt, die herrlichen Landschaften überschauen kann, aber eine Zierde ist dies Häuschen der Landschaft nicht.

Die Aussicht ist sehr schön. Blankenburg, das sich am Gebirge hinanzieht, sein blankes Schloß, das wie eine Krone über ihm schwebt, der Regenstein mit seinen Trümmern und die groteske Teufelsmauer, bilden ein herrliches landschaftliches Gemälde in der Nähe. Nach andern Seiten strecken sich weite Ebenen aus, in denen man Halberstadt, Quedlinburg, Ballenstedt sieht und Dörfer in Menge. Nach Abend hin zieht der Harz seine wellenförmigen bewaldeten Höhen vor und hemmt den Blick. Höchst genußreich ist es hier zu stehen und umher zu schauen.

In der neunjährigen Waffenruhe, die Kaiser Heinrich I, oder, wie ihn Kotzebue genannt wissen will, der Große, den Ungarn um das Jahr 924 abgezwungen hatte, die er zur Erbauung von Vesten, zur Deckung der deutschen Grenzen mit benutzte, in der Zeit mag auch Heimburg aufgebauet seyn. Gewisses ist nirgends darüber zu finden und Dunkel ruht auf der Jugendzeit dieser Burg. Nach hundert Jahren erst erscheint sie auf dem Welttheater in den tumultärischen Darstellungen, worin Heinrich IV die Hauptrolle spielte.

Schon einige Male ist es bei der Geschichte von Burgen aus dem alten Sachsenlande und besonders bei der Burg Spatenberg *) erzählt worden, wie dieser unruhigste aller Heinriche, durch seinen Erzieher den Erzbischof Adelbert von Bremen, gegen die sächsischen Fürsten aufgereizt ward, wie er den jungen unbesonnenen Kronenträger glauben gemacht, daß er vor allem streben müsse, unumschränkt zu herrschen, die kleinern Regenten zu demüthigen, und wie diese kräftig ausgeübten Grundsätze gerade zu seiner Demüthigung führten, als daß es zu wiederholen hier nöthig wäre. Heinrich, der fast alle Burgen im Sachsenlande zur Sicherheit seiner Anhänger und Ausführung seiner Zwecke besetzte, hatte auch die Heimburg bemannt und vorzüglich stark. Sie sollte eine Brille seyn, dem nahen Bischof Burkhard oder Buko von Halberstadt auf die Nase gesetzt. Dieser hatte es sich zu deutlich merken lassen, daß er von Rom Hildebrandsche Grundsätze mitgebracht, und es mit den gegen Heinrich kämpfenden Sachsen hielt, als daß ihn nicht Heinrich, bei aller äußern Höflichkeit, die er ihm erwies, unter solche Aufsicht hätte stellen sollen.

Als im Jahre 1073 der Krieg der Sachsen gegen Heinrich zum Ausbruch kam, war Bischof Burkhard einer der ersten, der sich öffentlich zur Oppositionsparthei bekannte. Ihm kam der Tumult recht gelegen, denn er war

*) 1ster Bd. 2te Ausg. S. 249.

ein besserer Unterofficier, als Bischof, haßte den Frieden, liebte den Krieg, streifte gern umher, und tummelte sich lieber mit dem wilden Roß herum, als daß er am Hochaltar kniete, Friede und Sanftmuth predigte. In Vereinigung mit andern geistlichen Herren zog er daher gleich vor Heimburg Die Gelegenheit war zu gut, diese Brille entzwei zu schlagen, sie mußte schleunig benutzt werden. Indessen ging es nicht sogleich, obschon er sich mit 3000 Mann davor lagerte. Zu schwach sich fühlend, mit Gewalt die Burg nehmen zu können, versuchte er es durch List und in der Nacht. Das mißlang aber. Mit derber Züchtigung wurde man abgeschlagen. Da kam Pfalzgraf Friedrich mit 3000 Mann zu Hülfe. Man beschloß, die Burg streng blockirt zu halten, sie auszuhungern, und das Heer lagerte sich rund um den Bergkegel. Doch, wohl befanden sich im hohen Käfich die umschlossenen Kaiserlichen, denn es mangelte nicht an Lebensmitteln, und ruhig sahen sie auf die Belagerer hinab. Der Pfaffe erfuhr dies, und da ihm die Zeit zu lang dauern mochte, so versuchte er ein Mittel, was auch von uns noch probat gefunden wird. Er bestach mit Gelde die Garnison, die Burg öffnete sich, und in Flammen loderte sie auf. Dies geschah im Jahre 1073.

Doch in demselben Jahre noch ließ sie Heinrich wieder aufbauen, denn gar zu gut eignete sich der ringsum freie Bergkegel zu einem festen Punkte. Um sie sicherer vertheidigt zu wissen, schenkte er sie einem seiner Anhänger, der Anno hieß, legte verschiedene Oerter und Güter in der

Nachbarschaft dazu und bildete dadurch eine kleine Herrschaft, Heimburg. Was der Anno war, der nun als der erste Herr der Heimburg auftritt, weiß man nicht, nur daß er aus Ostfriesland abstammte, ist bekannt. Man wird indessen sehr versucht zu glauben, daß es der Euno gewesen, der wenige Jahre zuvor Heinrichen entdeckte, er sey vom Grafen Otto von Nordheim, Herzog in Baiern, gedungen worden, Heinrichen heimlich zu morden. Vielleicht war dies Geschenk der Lohn für diese wichtige Entdeckung, oder der Dank für die Streiter, welche Anno Heinrichen aus Ostfriesland zugeführt.

Anno oder Euno war also Herr von Heimburg. Zweihundert Jahre blieb seine Nachkommenschaft im Besitz der Herrschaft und nannte sich nach ihrem Namen. Anno lebte bis 1106. Sein Sohn that sich im sächsischen Kriege unter Kaiser Heinrich V hervor, weshalb der Kaiser ihm Reichslehne um Schöningen ertheilte. Helmolds von Biwende Tochter war seine Gattin, deren drei Söhne in Urkunden vom Jahre 1146 unter den Namen Anno, Siegfried und Heinrich oft vorkommen. Der mittlere lebte an Heinrichs des Löwen Hoflager. Er kommt in einer Urkunde vom Jahre 1176 vor. In einer andern vom Jahre 1199 befinden sich er und seine Söhne, Heinrich und Anno, als Zeugen. Letztere beide verkauften im Jahre 1222 dem Kloster Walkenried eine Mühle zu Wechsungen. Und so trifft man in alten Urkunden immerfort die Heimburgschen Herren an, worunter einer den Namen des Stammvaters, Anno, stets führte.

Im zwölften Jahrhundert war die Herrschaft Heimburg ein Lehn Heinrichs des Löwen. Die Besitzer blieben dem Lehnsherrn treu, auch, als der große Löwe durch den Bannstrahl niedergedrückt ward. Den vielen Feinden Heinrichs war dies Grund genug, sie anzugreifen und zu vertreiben. Kaiser Friedrichs I Völker zogen daher vor Heimburg im Jahre 1182 und eroberten es, so wie zu gleicher Zeit die benachbarten Burgen Blankenburg und Reinstein. Der damalige Besitzer hieß, wie sein Urahnherr, Anno. Er war um diese Zeit eben entwichen, da er einen Grafen von Reinstein erstochen, hatte sich nach Celle zum Herzog von Lüneburg gewendet, diesen um Hülfe zur Wiedererlangung seiner Besitzung gebeten, was aber nicht gelingen wollte. Er gab endlich diese Hoffnung auf, blieb in Celle und verheirathete sich mit Heinrichs von Hosingen Tochter. Was aus ihm oder seinen Nachkommen geworden ist, weiß man nicht. Es scheint aber, daß sein Name bald erloschen seyn muß, denn nirgends kommt wieder eine Spur davon vor, nirgends Erneuerung von Ansprüchen der Familie auf das verlassene Eigenthum. Auch belieh Heinrich der Löwe, als er wieder in den Besitz dieser Gegend kam, des entflohenen Anno's Schwager, den Grafen Heinrich von Reinstein, mit der Herrschaft Heimburg. Dieser wohnte auf Heimburg bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wo die angrenzende Grafschaft Reinstein ihm zufiel und er dahin seinen Sitz verlegte. Sein Bruder Ulrich residirte dagegen auf Heimburg. Ersterer starb vor Schrecken, als im Jahre 1288 der Blitz

die Heimburg anzündete und fast ganz zerstörte. Letzterer hatte eine zahlreiche Familie und viele Burgmänner, die mit ihren Familien auf der Vorburg wohnten und seinen Hofstaat bildeten. Von diesen sind noch bekannt: Asch von Minsleben, Joh. von Wygenrode, Henning von Dingelstedt, Otto von Zillinger u. a. m.

Um diese Zeit bestand die Herrschaft Heimburg aus den Dörfern Heimburg, Benzingerode, Goldtorp und Gißperode. Die beiden ersten sind noch vorhanden, die letztern verschwunden. Goldtorp lag da, wo jetzt der einzelne Gasthof an der Heerstraße, gewöhnlich der Pfeiffertweg genannt, liegt.

Heimburg war zwar bald nach dem Brande wieder aufgebauet worden, aber schon wieder im Jahre 1318 zerstört. Ulrich der jüngere, der zwar nicht eigentlich vom Stegreif lebte, aber doch drein schlug, wenn es galt, und dem Geiste seines Zeitalters gemäß, dem Sprichworte huldigte:

Reiten und Rauben ist keine Schande,
Das thun die Tapfersten im Lande;

hatte hier und da mitgenommen, wo sich Beute fand, unter andern auch dem Bischof Heinrich von Hildesheim eins ausgewischt. Da die geistlichen Herren, wenn es auf's Mein und Dein ankam, damals, wie auch wohl jetzt noch, des Mantels der christlichen Liebe sich eben nicht bedienten, so ließ der Bischof seine Söldner vor Heimburg rücken, nahm die Burg ein und züchtigte Ulrichen durch Zerstörung seines Sitzes. Aus gleichem Grunde und auf

gleiche Art rächte sich, zehn Jahre später, der Bischof Albrecht II von Halberstadt. Er zerstörte das kaum wieder hergestellte Heimburg im Jahre 1328. Dies war das vierte Mal, daß die Burg dies Schicksal hatte, aber auch dies Mal wurde sie wieder aufgebauet.

Auf den Fall des Aussterbens der Grafen von Blankenburg und deren Nebenlinie zu Reinstein, war schon im Jahre 1344 die Nebenlinie der letztern, zu Heimburg, vom Herzog Magnus von Braunschweig mit den Grafschaften Blankenburg und Reinstein beliehen worden. In Ansehung Reinsteins scheint dieser Fall bald darauf eingetreten zu seyn und ums Jahr 1370 erlosch auch der Stamm der Blankenburger Grafen. Es kam daher der Zweig der Blankenburger Nebenlinie der Reinsteine, die Grafen von Heimburg, zum Besitz des Ganzen, wodurch ihr Ansehen sehr wuchs. Ulrich I, der von 1370 bis 1409 lebte, war der erste Regent nach dieser Vereinigung aller Besitzungen der Familie, nannte sich Graf zu Reinstein und Blankenburg und wohnte auf Reinstein.

Im Jahre 1518, wo die Dämpfung des Bauernkrieges Geld erheischte, versetzte Graf Ulrich IV die Heimburg an Asch von Holle, für 1752 rheinische Gulden, und seine Söhne liehen im Jahre 1525 auf das gegebene Pfand noch 200 Gulden hinzu.

In diesem verheerenden Bauernkriege wurde Heimburg zum fünften und letzten Male, im Jahre 1525, zerstört. Von Asch von Holle ging es durch weitern Versatz an Hans von Schiedungen, dann, im Jahre 1608, an

die Gebrüder von Hoym, welche die bedeutende Pfandsumme von 28000 Thaler erlegten, und erst im Jahre 1628 wurde es vom Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig wieder eingelöst.

Da Heimburg nach dem Anfalle von Reinstein und Blankenburg aufgehört hatte, der Wohnsitz der Familie zu seyn, so wurde es auch nach der Zerstörung, im Jahre 1525, nicht wieder aufgebaut, und verfiel.

Im Jahre 1599 erlosch der Stamm der Grafen von Blankenburg-Reinstein. Ihr Land fiel an das Haus Braunschweig zurück, dem es noch jetzt, unter Benennung des Fürstenthums Blankenburg, gehört.

Einer Begebenheit muß hier noch erwähnt werden, welche am Fuße des Heimburger Burgberges vorfiel und ihr Zeitalter treu charakterisirt.

Gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts war in Sachsen die Unsicherheit auf Straßen durch Wegelagern, Ausplündern und Berauben der vorüberziehenden Kaufleute, so hoch gestiegen, daß die Herren, welche dies Unwesen trieben, sich doch endlich selbst eingestehen mußten, daß ihm ein Ziel gesetzt werden müsse, wenn nicht Handel und Wandel gänzlich aufhören sollten. Es vereinigten sich daher der Herzog Otto von Braunschweig an der Leine („so auch ein wenig fromm zu werden angefangen" setzt der Chronist *) hinzu), der Erzbischof Albrecht von Mainz,

*) Spangenberg sächs. Chronik Kap. 299.

der Bischof Albrecht von Halberstadt, Herzog Friedrich und Herzog Albrecht von Braunschweig, Graf Busso von Reinstein, Graf Heinrich von Hohenstein, Graf Günther von Stolberg, Graf Kurt und Graf Dietrich von Wernigerode, Graf Busso von Mannsfeld, nebst noch andern „Junckern" vom Adel in Sachsen und um den Harz zur Herstellung der Sicherheit. Sie kamen an einem Orte, der unbekannt geblieben ist, zusammen, berathschlagten über den Gegenstand, und ohne vertrauliche Conferenzen, ohne viele Sitzungen, ohne sich zu vertagen, war gar bald der einstimmige Beschluß dieses löblichen Bundes, ohne prunkenden Titel, der: fest und kräftig dem Plündern und Rauben entgegen zu wirken, jeden Störenfried zu verfolgen und, ohne Ansehn der Person und ohne Gnade, mit dem Strange ihn zu bestrafen. Dies geschah im Jahre 1385.

Unter den Bundesgliedern waren einige, die sich ungern dieser Vereinigung angeschlossen, weil sie dem Unwesen, zu dessen Abstellung sie nun mitwirken mußten, selbst und gern obgelegen, ihm nur gezwungen entsagten. Daher kam es, daß der Graf Dietrich von Wernigerode das Jahr darauf schon seine Verpflichtung gänzlich vergaß, der erste war, der das mit aufgestellte Gesetz selbst übertrat und der Nachwelt den redendsten Beleg von der Verderbtheit seines Zeitalters hinterließ. Er, ein Bundesglied, überfiel den Grafen von Reinstein-Blankenburg auf der Burg Blankenburg und plünderte den eigenen Bundesgenossen räuberischer Weise aus. Doch, die gerechte Strafe

folg-

folgte nach. Der Bund, empört über diese freche Bundbrüchigkeit und die Verletzung des kaum gegebenen Gesetzes, ernannte einen Ausschuß, Gericht über den Frevler zu halten. Der Ausschuß bestand aus dem Erzbischof Albert von Halberstadt, dem Herzog Otto zu Braunschweig an der Leine und Graf Heinrich zu Hohenstein. Im offenen Felde bei dem Berge, worauf Heimburg stand, ward Gericht gehalten, Dietrich von Wernigerode erschien auf ihre Ladung, Graf Busso von Reinstein trat als Kläger auf, erzählte, wie unerwartet Blankenburg von ihm überfallen, geplündert und tyrannisch dabei verfahren sey, Dietrich mußte seine Schandthat eingestehen, und ohne weiteres verfuhr der Ausschuß nach dem Buchstaben des Gesetzes, das kein Ansehen der Person berücksichtigen sollte, und verurtheilte Dietrichen zum Tode.

Dieser Beschluß wurde dem Deliquenten eröffnet und auch sogleich zur Execution geschritten. Dietrich hatte einen Diener bei sich, von Bleicherode genannt. Dem wurde befohlen, seinem Herrn „mit der Wehre einen Streich über den Kopf zu geben", und wie dies geschehen war, durchstachen alle Gegenwärtige Dietrichen mit ihren Schwertern. Darauf wurde ihm der Zaum seines Pferdes um den Hals geschlungen und der Körper damit an einen Busch gebunden, als Zeichen, daß er gehenkt sey.

So übte der Bund die strengste Gerechtigkeit selbst an dem Bundesgliede, und gab dadurch einen lange wohlthätig wirkenden Beweis, daß es ihm mit seinem Beschluß ein

Ernst sey. Dies geschah am Tage Maria Magdalena im Jahre 1386.

* * *

Was zu Merian's Zeiten von den Ruinen der Heimburg noch stand, sagt uns seine Abbildung in dem Theile von Zeilers großem geographischen Bilderbuche, der das Braunschweigische enthält und 1655 erschien. Eine spätere Abbildung kenne ich nicht.

Benutzt sind hier: Lenz Historie von Halberstadt, Leuckfeld antiquit. Halberstadienses, Lucä Grafensaal, Stübner's Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg, Meibom epist. de gente Heimburg., Spangenberg sächs. Chronik.

149.

Rosenstein

bei Heubach im Würtembergischen.

Die Ritter von dem Rosenstein,
sie ritten aus beim Sonnenschein,
sie ritten aus mit ihren Knappen,
wann mit den düstern Nebelkappen
die Berge regendurstig nickten
und in die Ebne finster blickten,
ja wenn das Wetter blitzt' und kracht',
sie ritten aus bei finstrer Nacht;
denn immer war der Fang gelungen,
wenn durch die stillen Niederungen
ein Wandersmann, ein Kaufherr zog,
und sichre Fahrt die Straße log.

G. Schwab.

Rosenstein.

An der nordöstlichen Spitze desjenigen Theils der würtembergischen Alb, welcher den Namen Aalbuch führt, in der Mitte zwischen den ehemaligen Reichsstädten Gmünd und Aalen, springt ein Berg, weniger durch seine Höhe, als durch seine Gestalt und Naturschönheiten ausgezeichnet, gegen das nahe hier beginnende, milde und fruchtbare Rhemsthal, weit hervor. In Süden mit der Gebirgskette des Aalbuches verbunden, zieht er sich, der Richtung des gedachten Thales folgend, von Ost nach Südwest, in einer Länge, die am Fuße über eine Stunde, auf dem Rücken des Berges eine halbe Stunde beträgt. Ueppige Wiesen sind sein Fuß gegen Norden, über diesen erheben sich steinige, jedoch nicht unfruchtbare Felder. Zwischen diesen und dem waldigen Rücken dehnt sich eine Heide den Berg entlang. Weithin schimmern die um sein Haupt herum gelagerten, vom Alter gebleichten Jurakalkfelsen, in zusammenhängenden Wänden aus dem saftigen Grün eines herrlichen Laubwaldes hervortretend. Am schroffsten

sind diese, 100 und über 100 Fuß hohe, Felsenwände gegen Süd, Südwesten, Osten und Nordosten. Ungemein auffallend ist der Contrast, den das Große und Wilde der Natur auf dieser Höhe mit dem Milden und Cultivirten der Niederungen bildet.

Auf der südwestlichen Spitze dieses Berges, gerade über dem alten Städtchen Heubach, auf dem äußersten Rande eines, durch Natur und Kunst isolirt stehenden Felsens, dessen Wände gegen Süden und Westen über 104′ hoch sind, und dessen Fuß da, wo er auf dem Bergrücken aufgelagert ist, über 307′ Länge hat, sind die Ruinen eines Schlosses der Ritter von Rosenstein. Man erstaunt über die Kühnheit, mit welcher die Mauern dieser Veste auf die schwindelig schroffen Felsenwände hinausgebaut waren. Vom übrigen höher liegenden Berge war die Burg gegen Norden und Nordosten isolirt durch einen über 54′ tiefen, schroffen Felsengraben, von dem man nicht entscheiden mag, ob die Natur selbst ihn so gebildet, oder ob er mit unermeßlicher Mühe eingehauen worden sey. Gegen Osten zeigen verfallene Mauerreste am Fuße des Felsens, daß die Kunst hier vollends der Natur zu Hülfe gekommen, um zu ersetzen, was der Felsen hier minder steil und unzugänglich war.

So war das Schloß an sich schon von allen Seiten für damals beinahe unbezwinglich; aber es war auch in

*) Crusius vergleicht das „alte Schlößlein, wie es so abgesondert liegt, mit dem Lichtenstein" bei Pfullingen.

seinen Umgebungen alles zu seiner Befestigung gethan, wie aus dem Folgenden erhellen wird.

Wir erwähnen jedoch zuerst, welche Ueberreste der Wanderer von dieser Felsenburg noch antrifft.

Auf dem äußersten Rande der Felsenwand gegen Westen steht noch eine 16' hohe, 6 – 7' dicke, überaus feste, aus Quadern erbaute Mauer. Vier hohe Fensteröffnungen, worunter noch eine in der Mitte einen steinernen Fensterstock hat, eine andere sehr zerfallen und breit ist, gewähren einen herrlichen Blick über die zu den Füßen liegende malerische Landschaft von Heubach hinweg in weite Ferne, besonders gegen Nordwesten. Auch im Rechtwinkel gegen Norden, wo sich rückwärts der Ueberrest eines runden Thurmes zeigt, und gegen Süden steht noch etwas von der Mauer, jedoch niedriger und zerfallener. Wohl über 150' rückwärts, in einem spitzigen Winkel gegen Südosten und mit der Linie der vorderen Schloßmauern nicht gleichlaufend, steht eine ziemlich lange, zum Theil 20 — 30' hohe, mit Epheu bewachsene Mauer, ebenfalls auf einem steilen Abhange, der jedoch gegen Norden bald niedriger wird und deswegen sichtbar durch (jetzt zerfallene) Mauern ersetzt war. Bis hieher hatte sich das Schloßgebäude selbst wohl nicht erstreckt. Ohne Zweifel war hier, innerhalb des befestigten Burgraumes, der Garten, von dem eine alte Urkunde spricht. Von dieser Seite steigt man jetzt nicht ohne Beschwerlichkeit in den vormaligen Garten und Schloßraum hinauf, der vom Schutte ganz höckericht ist. Kaum durchwinden kann sich hier der Fuß durch die

Ranken von Waldreben und durch die Dichtigkeit der Gesträuche. Ueberhaupt ist auf sämmtlichen Felsen dieses Berges die üppigste Vegetation und ein großer Reichthum an Albgewächsen, welche in der niederern Gegend nicht vorkommen. Moose, Gesträuche, Blumen aller Art beleben die todten Massen und geben ihnen eine unbeschreiblich reizende Gestalt. Von der Menge der hier den Felsen entsprossenden wilden Rosen trägt der Berg selbst ohne Zweifel seinen Namen; wie denn auch das Wappen der Rosensteine über dem Helme drei Röslein hat. Jenseits des obengedachten Felsengrabens, der die Burg gegen Norden und Nordosten umzieht, ist von dem Graben an gegen Norden terrassenartig aufwärts steigend ein zweiter Felsen auf dem sich hier schon höher ziehenden Berge aufgelagert, 96' hoch, von drei Seiten frei stehend, und eine herrliche, besonders gegen Norden und Nordosten viel weitere Aussicht gewährend, als das Schloß. Wahrscheinlich stand hier eine Warte, — noch jetzt nennt man ihn „Lärmenfelsen" — oder ein Vorwerk *); denn auch hier zeigen sich gegen Osten unverkennbare Spuren eines zweiten Grabens, der diesen Felsen ebenfalls vom rückwärts liegenden Berge trennte. Von diesem Lärmenfelsen aus führte eine Zugbrücke über den Graben in das Schloß. Noch findet man Spuren von Fahrleisen in den Felsen

*) Ohne Zweifel das, was Crusius beschreibt: auf der andern Seite war ein Vorhaus an dem Schlößchen, so groß als dieses.

gegen den Platz hinab, und eben so deutliche Spuren vom Aufliegen der Brücke am Rande des Felsengrabens *).

So weit die Felsenwände von diesem zweiten Graben an auf beiden Seiten des Berges gegen Süden und Norden sich parallel rückwärts gegen Osten ziehen und eine natürliche Veste bildeten — ihr Rücken gewinnt hier eine immer bedeutendere Breite und die Länge von Westen nach Osten beträgt 8 — 900' — war der ganze Theil dieses Berges zum Burgraume gezogen. Sehr wahrscheinlich war hier noch ein zweiter Garten und der Sammelplatz für ritterliche Uebungen und für die Rosse. Jetzt ist es eine von Laubwald umzogene Wiese, voll wohlriechender Kräuter und üppiger Albblumen.

Da, wo die Felsenwände des Berges unterbrochen sind, und ein menschlicher Fuß endlich aufwärts dringen konnte, ist ein dritter Graben querdurch von Norden gegen Süden gezogen und das Ganze der Veste von dem hier bedeutend höher steigenden Berge dadurch abgeschieden. Es war somit Alles gethan, die Veste unbezwingbar zu machen.

Auch an Wasser konnte es der Burg nicht fehlen, da der übrige Berg und der mit dem Aalbuche verbindende Bergrücken bedeutend höher liegen. Es quillt auch wirklich tief unter dem Fuße des Schloßfelsens gegen Süden eine starke, nie versiegende Quelle vortrefflichen Wassers

*) Nach Crusius ist sie eingestürzt, eben als die Viehheerde, die man in dem Schlößchen hielt, über sie gegangen war.

aus dem Berge hervor, noch jetzt „Schloßbrunnen" genannt, und nach der sehr glaubwürdigen Sage oben nur verschüttet und verdrängt.

Es gehört hieher die, von Vielen im Ernst nachgesprochene Sage, welche auch sonst bei einigen Burgen vorkommt, daß einst von der Burg aus auf den gegen Süden gelegenen Hohberg, einen der höchsten Berge des Aalbuches, auf welchem nach der Sage der Gegend und nach Crusius *) in der grauen Heidenzeit eine Stadt, Hochstadt genannt, gestanden haben soll, auf eine Entfernung, die in gerader Linie beinahe ½ Stunde betragen mag, eine lederne Brücke gegangen seyn. Sollte dies etwa eine Wasserleitung gewesen seyn, so war sie so offen, daß sie nur auf friedliche Zeiten berechnet seyn konnte; und wozu eine solche Leitung, da das Wasser, selbst wenn der obengedachte Brunnen schon damals versunken wäre, auf weniger mühevollem Wege zu haben war?

Wohl 100' tief unter den Grundmauern der Burg, auf der Seite gegen Süden, ist eine Höhle in dem Felsen, der das Schloß trug, welche man „das kleine Haus" nennt. Ihr Eingang, über 30' hoch, 20' breit, in Gestalt eines gothischen Thores, öffnet sich da, wo der Felsen auf dem Bergrücken aufgelagert ist. Dreißig bis vierzig Personen können sich hier bequem vor Regen und Sturm

*) Uebrigens möchte daraus, daß diese Sage auch in andern Gegenden wiederkehrt, nicht folgen, daß sie gar keinen Sinn habe.

schützen. Ungefähr 40' von dem Eingange, in der Mitte der Höhle, die sich aufwärts zuspitzt, ist ein 10—12' hoher Felsblock aufgethürmt, der den hintern Theil der Höhle verbirgt, jedoch bestiegen werden kann. Hinter ihm ist der niederere, minder zugängliche, immer noch 40' sich fortziehende Theil. Diese Höhle soll sich — so will die Sage des Volks — durch den ganzen Berg eine halbe Stunde lang östlich bis in eine dort befindliche zweite, die sogenannte „Scheuer" gezogen haben, der unterirdische Gang der Ritter zu ihrem Raubmagazin gewesen und erst in neueren Zeiten zerfallen seyn, wie denn noch vor 50 bis 60 Jahren ein Bürger von Heubach den Weg dadurch gemacht habe *). Wir müßten dabei wohl annehmen, man habe von oben hinab aus der Burg in die Höhle kommen können. Was man als Ausgangspunkt vorgedachter Höhle, als Raubmagazin der Ritter bezeichnet, ist die sogenannte Scheuer, ein von der Natur in einen gegen Norden 96', gegen Osten 53' hohen Felsen eingebildetes Gewölbe mit verschiedenen Bogen, am nordöstlichen Abhange des Berges, über dem romantisch gelegenen Dorfe Lautern, eine halbe Stunde östlich von der Burg entfernt. Dieses Gewölbe hat eine Länge von 132', eine Breite von 20' eine Höhe von 20', eine Höhe von 30—40'. Gegen drei Seiten, gegen Osten, Norden und Süden, ist die Höhle offen und bietet aus den beiden

*) Schon Crusius spricht von zwei Männern, welche mit Fackeln dadurch gegangen seyen.

ersteren Oeffnungen, von denen die gegen Osten 24', die gegen Norden 32' breit ist, eine herrliche Aussicht neben den wildesten schroffsten Felsenwänden und über den tiefer liegenden schönen Wald hinweg in die Umgegend dar. Beide sind so hoch und breit, daß ein beladener Heuwagen bequem durchfahren könnte, was ohne Zweifel der Höhle den Namen gab. Von der Morgensonne oft magisch erleuchtet, gewährt sie über dem ziemlich niederern, nur 16' breiten südlichen Eingange, wenn man durch eine kleine Schlucht vom Berge herab gegen ihn kommt, einen überraschend herrlichen Anblick. Die ziemlich glatten, reinlichen Seitenwände und die vielerlei Bogen erinnern an die mächtige Wölbung eines Rittersaales. Nach Regenwetter tropft das Gewölbe. Der Boden ist sandig und gegen die Oeffnungen hin mit Pflanzen bewachsen, welche sich alle gegen das von Osten hereinbrechende Licht richten. Was Sattler aus Crusius von der obengedachten Höhle, dem kleinen Hause, sagt, „daß sie in dem nächsten Dorfe in eines Bauern Scheuer ihren Ausgang habe", ist wohl Verwechslung mit dieser sogenannten Scheuer. Es ist wenigstens nichts in der Gegend bekannt und die Höhlen sind alle hoch um das Felsenhaupt des Berges, das nächste Dorf (Lautern) aber tief an seinem bebauten Fuße.

Unwahrscheinlich wird übrigens die Sage, hier seyen der Ritter Raubmagazine gewesen, schon dadurch, daß die beiden Oeffnungen gegen Norden und Osten, weil sie so colossal sind, stundenweit vom Thale aus gesehen werden.

Es müßte, wenn nicht besondere Vorrichtungen hier waren, gar wenig heimlich mit der Schatzkammer gethan worden seyn. Ueberdies bemerkt man in der Höhle selbst keine Spur von einem einstigen Gange aus dem Berge heraus. Und warum überhaupt hier eine Niederlage, da die Burg selbst so fest und geräumig war? Uns dünkt, wenn die Ritter je diese Höhlen und Gänge benutzten, es sey haupsächlich darum geschehen, um von einer Seite, wo man sie nicht vermuthete, auf Raub herausbrechen, oder einen klugen Rückzug antreten zu können.

Noch eher gewinnt die Sage Wahrscheinlichkeit bei einer andern, nur 150 Schritte von der vorigen entfernten Höhle, „das Haus" genannt. Weniger von ferne bemerkbar, in einer dicht von Bäumen bewachsenen Felsenbucht, ist ihr Eingang gegen Norden 24' breit, 50 bis 60' hoch, in Gestalt eines colossalen gothischen Thores. In ungefähr vier verschiedenen Bogen wird das Gewölbe gegen den Hintergrund niedriger. Die Tiefe der etwas aufwärts sich ziehenden Höhle beträgt 100', die Breite 30'. Die Seitenwände sind voll Risse und Einschnitte, die wie dicke Adern von oben herablaufen. Eine eigene Art von Moos sitzt in den porösen Oeffnungen der Felsen und überall zeigt sich Kalksinter. Im Hintergrunde liegt ein ungeheurer Felsblock in die Quere, von 10—12' Höhe. Zu beiden Seiten und auf der Rückseite sind kleinere, durch beständiges Tropfen ausgehöhlte Felsblöcke, auf denen man wie auf Stufen den Hochaltar besteigen kann. Auch von hier

aus hat man über den niedrigen Wald hinweg eine freundliche Aussicht. Uebrigens ist kein Gang aus dem Berge heraus besonders sichtbar.

Wir übergehen die übrigen interessanten Höhlen ꝛc. dieses Berges, weil sie durch keine ähnliche Sagen mit der Geschichte der Burg oder ihrer ehemaligen Einrichtung in Verbindung stehen. Es erhellt aus dem Bisherigen, daß der ganze Berg und die Veste schon durch die wunderbaren Spiele der Natur in diesen Felsengebilden recht geeignet waren für das Horsten raubgieriger Aare. Und wie nahe lag die Straße nach Nürnberg! — Reiche Gelegenheit zu ritterlichem Geschäfte, dem Waidwerke, gab überdies der weithin sich dehnende und bis unter die Fenster des Schlosses reichende Wald des Aalbuches. Wirklich scheint auch die Zeit des Raubritterwesens die blühendste Periode der Burg gewesen zu seyn. Ihre spätere Geschichte, die erst nach dem Erlöschen — oder Vertreiben? — des Stammhauses in ein helleres Licht tritt, ist ein ewig leidendes Wechseln der Herren und ein ruhmloses Verfallen in sich selbst.

Doch, ehe wir die Geschichte vom 13ten Jahrhundert an verfolgen, gedenken wir billig einer Legende, die dem Berge von bald zwei Jahrtausenden her besondere Wichtigkeit zueignen will.

Auf der Zinne der Felsen an des Berges südwestlicher Spitze, der Burg gegenüber, sey — so trug das Volk von Munde zu Munde — Christus der Herr vom Sa-

tan versucht worden. Hier habe er ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gezeigt und sie ihm zu geben verheißen, wenn er niederfalle und ihn anbete.

Wohl möchte es in späteren Zeiten für einen habsüchtigen Raubritter der Burg keine geringe Versuchung gewesen seyn, sich durch einen einzigen Kniefall vor dem Schwarzen zum Beherrscher der weiten Umgegend machen zu können; denn die Burgen Teck, Neuffen, Rechberg und Hohenstaufen blickten gar zu lieblich und einladend herüber, und das Gebiet von da bis über den fernsten Schwarzwald hinüber und bis an die blauen fränkischen und baierischen Gebirge hätte ihn zu einem gar respectabeln Herrn in den deutschen Landen gemacht, und die Probstei Ellwangen mit ihrem freundlich herüber glänzenden Bergschlosse wäre auch nicht zu verachten gewesen.

Daß Christus der Herr siegreich aus dem Kampfe ging, wenn er unerschüttert über so manche höhere Berge und reizendere Gefilde aus dem Morgenlande herüber in unsere deutschen Gauen — damals nach Tacitus: terra sylvis horrida aut paludibus foeda — gekommen: wer möchte sich darüber wundern?

Nachdem der Herr, so fährt die Sage fort, den Satan überwunden und in die Teufelsklinge (s. unten) gestürzt, sey er hoch über das Thal von Heubach hinweg auf den gegenüber liegenden Scheuchberg geschritten und zum Andenken an diese Geschichte habe sich sein Fuß im dies-

und jenseitigen Felsen abgedrückt *). Diese colossalen Fußtritte nannte das Volk „Herrgottstritte". Hier wäre also der Ursprung der Legende. In den wunderbaren Gebilden, die man überall im Jurakalkstein findet, hatte eine andächtige Phantasie Fußtritte entdeckt, die keinem Erdensohne anzugehören schienen. Wer anders konnte hier gestanden haben, oder, als man auch jenseits etwas Aehnliches entdeckte, hinüber geschritten seyn, als der Gottmensch, wie ihn der Teufel auf einen hohen Berg führte? Es zeugt diese Dichtung jedenfalls von einer ähnlichen Zufriedenheit mit dem vaterländischen Boden, wie diejenige war, mit welcher jener spanische Mönch predigte: „welch ein Glück, sprach er, daß die Pyrenäen dem Herrn unser gesegnetes Spanien verbargen! Hätte er dieses gesehen, er würde der Versuchung nimmermehr widerstanden seyn."

Die Dichtung wußte sich wohl bald in der Umgegend Eingang zu verschaffen. Vielleicht bahnte ihr auch das bekannte Kloster Königsbronn, das hier herum Besitzungen und den Pfarrsitz zu Heubach hatte, den Weg. Schaarenweise wallfahrtete man in frommem Glauben zu diesem Herrgottstritt auf dem Rosenstein, neben welchem man auch ein Marienbild errichtet hatte. Nachdem die Reformation auch in einen Theil dieser Gauen, so weit er dem Herzogthume Würtemberg angehörte, gedrungen war, veränderte sich die Ansicht der Dinge. Feindlich standen sich die

*) Schon Crusius erwähnt dieses Trittes und der Sage als „Fabel der alten Weiber."

die Parteien gegenüber, die Unterthanen der katholisch gebliebenen Reichsstadt Gmünd und die Unterthanen des — abgefallenen Würtembergs. Eifersüchtig hielt man auf die Unverletzbarkeit seines Gebietes. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, galt damals. An ein friedliches Ausüben verschiedener Religionsgebräuche neben einander war nicht zu denken. Es hätte ja dies die Unverwerflichkeit anderer Ansichten, über welche so heftiger Zwiespalt war, anerkennen heißen.

Der Wallfahrtsberg war 1579 dem protestantischen Würtemberg zugefallen. Abgeschlossen in sich, sogar durch seine Verfassung gewissermaßen isolirt von Andersglaubenden, wie hätte es auf seinem Gebiete die öffentliche Ausübung eines fremden Religionsbrauches dulden sollen, da seine Evangelischen anderswo es auch nicht hätten wagen dürfen, öffentlich nach ihrer Weise Gott anzubeten! Und hier war überdies von einem recht albern und verwerflich scheinenden Brauche die Rede! Wer den Charakter der damaligen Zeit kennt, wie ihn die Verhältnisse selbst nothwendig bildeten, der wird sich des nachstehenden Befehls nicht wundern, welchen die evangelische Synode 1657 erließ: So seynd auch allerlei wunderliche Ding von Orthen her im Synodo fürkommen, worunter die Wallfarth auf den Rosenstein zu Hewbach; ist alsbald befolen worden, man solls abtreiben, wie man könn, daß man entweder nit weiter acceß hab, solls verhawen, verschlagen, item die Wallfahrtsleut sträflich anziehen, es doch in vicinia zuvor kund thuen, ihnen verbieten, sie warnen; wird dann Jemand halsstarrig darüber ergriffen, soll exemplarisch ge-

straft werden." Mehr zu verwundern ist es, daß man in Vollziehung dieses Befehls nicht strenger verfuhr, sondern noch 83 Jahre wartete, bis man den Zankapfel ganz wegschaffte.

An einem heitern Morgen hatte sich einst ein Nebelschleier um Rosensteins Felsenkrone gewunden. Sanfte Lüftchen spielten mit demselben und bildeten wundersame Gestalten darein. Aufwärts gen Himmel erhob sich endlich eine Wolkensäule daraus, gerade über der Spitze dieses Herrgottstrittes, und die in Osten sich erhebende Sonne vergoldete ihren Saum. Da ward es rege unten in den Dörfern im Thale und von Mund zu Mund flog es: die Mutter Gottes habe sich in himmlischer Glorie herniedergelassen und den Platz besucht, wo einst ihr Sohn den glorreichen Kampf bestanden. Größere Schaaren als je strömten der heiligen Stätte zu. Unordnungen, die unzertrennlichen Genossen größerer Volksbewegungen, reizten die Thätigkeit der Beamten. Stärker als je erwachte die alte Eifersucht. Es ward Bericht an die fürstliche Kanzlei erstattet und diese erließ unterm 8. Juni 1740 nachfolgenden Befehl:

„Von Gottes Gnaden, Carl Friedrich, Herzog zu Würtemberg-Oels, Administrator, Obervormünder ꝛc. Wir haben aus dem erstatteten unterthänigsten Berichte, welchergestalten die benachbarten Katholiken auf den Rosenstein und den daselbst befindlichen sogenannten Herrgottstritt einige Zeit her aller beschehenen so glimpf- als ernstlichen Remonstrationen unerachtet de facto und nicht ohne

zerschiedene Zudringlichkeiten eine anmaßliche Wallfahrt gleichsam erzwingen wollen, und was ex parte der Ortsvorstehere zu Heubach vor Verfügungen vorgekehrt worden seyen, alles seines Inhalts Uns gehorsamst referiren lassen. Gleichwie Wir nun dergleichen, wie denen Reichsconstitutionen überhaupt, als auch denen diesseitigen Landesverfassungen in specie é diametro zuwiderlaufende, zudringliche und einem attendirenden öffentlichen Religionsexercitio nahkommende Anmaßung in disseitigem mere evangelischen territorio zu gestatten weder schuldig noch gemeint seind; also genehmigen Wir auch fördersamst die bis anhero vorgekehrte Verfügungen und wollen zugleich Dir, dem Vogten, hinmit gnädigst und gemessen anbefohlen haben, daß, wofern anderst die superstitiose Aufführung einzwischen nicht von selbsten aufgehört hätte, zu Evitirung aller ferneren Inconvenienzien der Platz quaestionis in der Stille unterminiret, und mit untergelegtem Pulver in die Luft gesprenget, sofort aber der Platz und das Loch mit Stein gerügelt, tief verschüttet, auch, was dieses für einen Effect bei der superstitiosen Nachbarschaft gehabt, wohl attendiret und derselben Bezeugen umständlich einberichtet, auch von welcher Herrschaft die bisher diesem Rosenstein zugelaufene Personen Unterthanen seind, bemerkt, nicht minder das gipserne Marienbildlein zur fürstlichen Kanzlei unterthänigst eingeschickt werden solle. Daran beschiehet unsere Meinung &c. ex speciali Resolutione."

Jetzt erschien der Tag des Unterganges für diesen Herrgottstritt. Am 14. Juni 1740 wurde er mit Pulver in die Luft gesprengt. Der damalige Vogt zu Heubach, Pistorius, communicirte obigen Befehl unterm 16. Juni dem Decanatamte Heidenheim mit dem Anfügen: „daß das darin mir gnädigst Befohlene bereits gestern unterthänigst befolgt und der abergläubische Tritt, so ohnehin nichts anderst als ein von Älte der Zeit und dem Regenwasser successive und durch einen puren Hazard formirtes Loch, Schrunge oder Riß gewesen, mit einem guten Partikel des Felsen in die Luft gesprengt worden."

Die Länge der Zeit hat die Spuren auch hievon verwischt. Die Wallfahrten hörten auf. Einer von den Tritten, vielleicht der vom jenseitigen Scheuelberge, der nur ausgehauen, nicht gesprengt wurde, soll noch später auf dem Rathhause zu Heubach aufbewahrt gewesen seyn, mit sichtbaren Merkmalen eingedrückter colossaler Zehen. Es ist aber auch dieser jetzt nicht mehr vorhanden.

Eine halbe Stunde südwestlich von dieser berühmten Spitze des Rosensteins ist die sogenannte „Teufelsklinge," in welche der besiegte Satan, nach obiger Sage, verbannt worden seyn soll. Abgeschieden von der übrigen Welt, durch himmelhohe waldige Berge vor der Sonne wohlthätigen Strahlen fast beständig verborgen, manche Tage des Jahres von dicken Nebeln umzogen, grauenvoll durch die Zerstörung, die des Wassers oft wildaufbrausende Fluthen im Kampfe mit den Waldfelsen hier anrichteten, unheimlich durch die aus unergründbarer Tiefe aufsprudelnde

Quelle, konnte dieser Platz recht sinnig mit dem nahen Rosensteine und der dahin gedichteten Versuchungsgeschichte als Strafort des Satans in Verbindung gesetzt werden. Eine wilde, am Fuße des Scheuelberges gegen Süden aufwärts sich ziehende Waldklinge, von dem oft sehr hoch steigenden Waldbache zerrissen, mit Kalkfelsenblöcken, über welche das Wasser stürzt, angefüllt, führt auf einmal auf eine steile 230 — 50 Fuß hohe Felsenwand, welche sich in einem Halbkreise schließt, und ringsum mit Buchen, Bergahorn und anderem Laubholze bewachsen ist. Diese Bäume allein machen das Hinaufklettern zur Seite möglich, denn bei jedem Tritte rollen zerbröckelte Kalksteine stromweise unter dem Fuße in die Tiefe. Wohl über 100′ tief unter dem ersten plötzlichen Hervortreten dieser Felsenwand aus dem Waldberge, auf einem Absatze in der Mitte des Halbkreises, sprudelt eine Quelle aus einem unergründlichen Kessel aufwärts und sucht sich einen Ausweg. Von hier aus schleicht sie sich bei trockener Witterung in einem silberweißen breiten Streifen über versteinertes Moos, das zu beiden Seiten noch grün erhöht wie ein Fließ ausgeschlagen ist, an drei verschiedenen Absätzen hinab, deren erster 57′, der zweite 21′, der dritte 33′ hoch ist, so daß das Wasser wenigstens einen Fall von 111′ hat. Bei Regenwetter wächst die Quelle so, daß sie mit donnerndem Geräusche über die drei Abhänge herabstürzt und einen Staubbach bildet. Satan sucht sich alsdann, nach der Sage, seiner Haft in dem Felsenbauche zu entledigen. Der Kessel ist in neueren Zeiten beinahe unzugänglich, nachdem die Bäume,

an denen man hinkletterte, zerrissen sind. Die Volkssage, die bei der Formation dieser Gebirge nichts Unwahrscheinliches hat, läßt ihn mit einer Oeffnung auf dem Aalbuche, und diese auch mit der Quelle der Brenz, am jenseitigen Abhange des Gebirges bei Königsbronn, in Verbindung stehen. Spreu, die man an jene Oeffnung geworfen, sey hier bei der Teufelsklinge und jenseits bei der plötzlich aus einem Felsen hervortretenden starken Quelle der Brenz zum Vorschein gekommen. Es sey in der grauen Vorzeit auf dem jetzt ganz wasserarmen Aalbuche ein Bach geflossen, der sich — Einige wollen, durch böslicher Weise darein geworfenes Quecksilber? — plötzlich versenkt habe und nun in solchen niedereren Quellen zu Tage komme.

Wenn aus dem Bisherigen erhellt, daß die Burg Rosenstein wegen ihrer einstigen Festigkeit, wegen der Naturmerkwürdigkeiten des Berges, und wegen der Sagen, die sich an diese Felsen und ihre Umgebungen knüpfen, gewiß unsere Aufmerksamkeit verdient, so ist es um so mehr zu beklagen, daß ihr Geschichtliches so wenigen Werth hat. In das stille Bewundern solcher Naturgröße und solcher menschlichen Regsamkeit mischt sich ein widerliches Gefühl bei dem Gedanken: all dieses Große und unsäglicher Schweiß menschlicher Stirnen war dazu verschwendet, den Raub einiger Wenigen zu sichern.

Ueber die Zeit der Entstehung dieser Veste liegt tiefe Dunkelheit. Nicht einmal Sagen sind darüber im Munde des Volkes. Nur ihr Fall scheint diesem, als ein für die Gegend wohlthätiges Ereigniß, im Andenken geblieben zu

seyn. Verrätherei habe die Zwingherrschaft gestürzt. Ein Officier von einer kaiserlichen Truppe, die zu Vertilgung des Raubnestes unter Rudolph I, vielleicht 1290? wo mehr als siebenzig solcher Burgen zerstört wurden, ausgesandt war, habe, auf der Jagd in den Forsten um die Burg, einen Liebeshandel mit einem Fräulein vom Schlosse angesponnen, sey von dieser heimlich in die Burg aufgenommen worden, und habe alsdann zum Danke seinen Brüdern die Thore geöffnet, worauf ihre Zerstörung erfolgt sey. Eine andere Sage läßt nach einem Kirchenraube, den die Ritter an der Kapelle der Maria auf der Beißwang — fünf Viertelstunden nordwestlich — begangen, ein Gewitter gegen die Burg hinüberziehen und dieselbe sammt den Rittern vertilgen. Letztere Sage hat G. Schwab zu dem Gedichte im schwäbischen Almanach „die Beißwanger Kapelle" Veranlassung gegeben. Uebrigens ist die Kapelle erst ungefähr 1680—90 gebaut worden, ohne daß früher eine auf dieser Stelle stand. Um diese Zeit aber lag die Veste längst in Schutt und der Berg gehörte schon über ein Jahrhundert zum Herzogthum Würtemberg. Nach Zerstörung der Burg soll, so will noch eine andere Sage, die Familie von Rosenstein sich nach Schweden geflüchtet haben und dort sollen sich noch jetzt Abkömmlinge derselben vorfinden.

Aus der Geschichte der Burg Röthenberg, welche ein Haug von Rosenstein (nach Prescher) im Jahre 1338 an den Schenken Albrecht von Limpurg verkaufte, ließe sich vielleicht entnehmen, ob die Familie sich nicht nach Zerstörung ihrer Stammburg auf jenes Schloß zurückgezogen,

oder ob jener Haug einem anderen Zweig der Familie angehört habe. Daß er nicht der letzte dieses Namens gewesen, erhellt aus dem Turnierbuche, nach welchem im Jahre 1484 bei dem Turnier zu Stuckgarten im Würtemberger Lande unter der löblichen Gesellschaft im Einhorn ein Georg von Rosenstein vorkommt. War dieser Georg ein Abkömmling unserer Rosensteine, so war er jedenfalls ein Vertriebener, denn 1484 gehörte die Burg erweislich denen von Wöllwarth. Mit ihm erlischt der Name ganz in der Geschichte, so wie er überhaupt sonst niemals hervortritt, während die Namen der Nachbarn, der Rechberge, Stauffen, Wöllwarth u. s. w. in glänzendem Lichte sich heben. Es bestätiget dies unsere oben ausgesprochene Meinung, daß die Rosensteine nur im Raubritterthume groß gewesen seyen.

Wer die Burg, wenn es mit ihrer damaligen Zerstörung seine Richtigkeit hat, wieder aufgebaut, oder sie nach Vertreibung der Familie in Besitz genommen, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Nach Crusius soll Rosenstein auch den Edlen von Rechberg gehört haben, was gar wohl in diese Zeit fallen könnte. So nahe Nachbarn mußten sich am meisten versucht fühlen, die Hand auf eine res nullius zu decken. Uebrigens wäre diese Besitzung jedenfalls von kurzer Dauer gewesen. Im 14ten Jahrhundert — hier beginnt es auf einmal in dieser Geschichte zu tagen — war die Burg Eigenthum der zwei Grafen Ludwig des ältern und jüngern von Oettingen. Von diesen wurde sie nach einer vor uns liegenden Urkunde vom 4. December

1360 mit der Veste Lauterburg und den Städtchen Heubach und Aalen öffentlich zum Verkauf ausgeboten und von der Krone Böhmen erkauft. (Nach Sattler um 26000 ℔ Heller.) Später wurden, nach der vorgedachten Urkunde, unter Kaiser Carl IV von dem Reichstage zu Nürnberg aus die Städte und Schlösser in der Pfalz: Weiden, Parkstein und Carlswald gegen Lauterburg und Rosenstein mit den Städtchen Heubach und Aalen für Böhmen eingetauscht und letztere mit ihren Distrikten und Waldungen dem deutschen Reiche einverleibt. Nicht lange darauf (im Jahre 1377) verpfändete der Kaiser (nach Sattler) die Reichsstadt Aalen nebst den Dörfern und Schlössern Lauterburg und Rosenstein um 20,000 Fl. an den Grafen von Würtemberg, Eberhard den Greiner. Als ruhte der Fluch des Raubritterwesens, oder der Zorn der heiligen Jungfrau von Beißwang noch darauf, fast mit jedem Jahrzwanzig verlor die Burg ihre Herren wieder und mußte neuen die Thore öffnen. Noch vor dem Jahre 1431, vielleicht mit Lauterburg und Essingen im Jahre 1413, war sie unter dem prachtliebenden Grafen Eberhard III durch Verpfändung an die Familie von Wöllwarth gekommen. Aber auch dieser Familie Eigenthum sollte sie nicht lange bleiben. Im J. 1431 erlaubte die Herrschaft Würtemberg, Graf Ludwig I, (nach Steinhofer's Chronik II. 758) dem Conrad von Frawenberg und seiner Hausfrau Elisabeth von Bachenstein, daß sie Rosenstein, die Vestin ob Gmünd, und Hewbach, die Mark darunter gelegen, von Georg von Wöllwarth um 280 Fl. ungarisch und böhmisch, 270 Fl.

rheinisch lösen und beide lebenslang nießen mögen. Zwanzig Jahre später ging sie zum zweiten Male an die von Wöllwarth über. Im Jahre 1453 auf Mittwochen vor Oculi verpfändete (nach Steinhofers Mscr.) Graf Ulrich von Würtemberg, derselbe, der auch die benachbarte, neu acquirirte Grafschaft Heidenheim wieder an Baiern verkaufte, Wilhelmen von Wöllwarth Rosenstein, die Vestin und Heubach, dabei gelegen mit aller derselbigen Zugehör, um 700 Fl., doch also, daß er erst alsdann in solche Pfandschaft anstehe, wenn Conrad von Frawenbergs Wittib, Els von Bachenstein, mit Tode abgehe. Ohne Zweifel hatte Els ihren Wittwensitz auf Rosenstein. Bald, vielleicht mit dem Tode der Els, wurde Rosenstein mit Heubach wieder an Würtemberg eingelößt. Urkunden darüber, so wie über das Jahr, wann es geschah, haben wir nicht gefunden. Dagegen besagen drei vor uns liegende in dem Stadtarchive zu Heubach aufgefundene Urkunden, daß Eberhard, Graf zu Würtemberg und Mümpelgart, der Jüngere, auf Freitag nach St. Gallen Tag, als man zalt 1480, Renwarten, Rittern und Geörgen, beeden von Wöllwarth, Gebrüdern, das Schloß oder die Vestin Rosenstain, und die Statt Hewbach, mit allen und jeglichen Zubehörungen, Wäldern und Güettern umb 1800 rhein. Guldin, guter und genehmer Landswerung auf ein Wiederkauff verkauft und zu kaufen gegeben hat. Der Pfandschaftsbrief soll, nach einem Actenstück von 1691, dem alten Lagerbuche von Heubach, renovirt 1558, ohne Anfang und Ende, — welches aber nicht mehr vorhanden

ist — inserirt gewesen seyn. So war Rosenstein zum dritten Male an die von Wöllwarth gekommen.

Ob die Veste, wie das benachbarte Hohenstaufen, im Jahre 1525 ein Opfer des Bauernkrieges geworden, erhellt aus keiner der vorgefundenen Urkunden. Auf alle Fälle wurde sie, gerade um diese Zeit, von der Familie Wöllwarth verlassen und mit einem neuerbauten Schlosse am Fuße des Berges, über dem Städtchen Heubach, vertauscht. Es ist, da die bis dahin zurückreichenden Urkunden gar nichts von einer Zerstörung erwähnen, beinahe wahrscheinlicher, daß die alte Burg Rosenstein, dem Erbauer des neuen Schlosses, Jörg von Wöllwarth, nur nicht mehr modern genug, oder zu zerfallen, oder daß ihm der Berg zu beschwerlich war. Auch die obige Angabe von Crusius scheint hierauf zu deuten. Nach einem im Heubacher Stadtarchive aufgefundenen Kaufbriefe, verkaufte dieser Jörg von Wöllwarth auf Anthoni, als man zalt von Christi unseres lieben Herrn Geburt 1525, von Melchior, aus göttlicher Verhängnus Abt und mit ihme gemeinlich Convent des Gotteshauses Königsbronn, Ordens von Zitell, als recht Lehnherr der Pfarr zu Hewbach, mit Wissen, Rath, Verwilligen und Beiseyn Herrn Hanßen Bunzen, rechten Pfarrer daselbst, bemeldter Pfarr Pfarrhof mit Haus, Hofraiten, Grund und Boden, daß er ihn dann abgebrochen und einen neuen Bau darauf volvirt, samt dem Garten daneben. Noch jetzt liest man über dem Haupteingange dieses, über das ganze Städtchen emporragenden Gebäudes, die Jahrszahl 1524;

unter dieser ist das von Wöllwarth'sche Wappen, ein Halbmond. Das Wappen der Burg, unter welchem die Jahrszahl 1519 steht, wurde — vielleicht um diese Zeit? — als heilige Reliquie in die Sacristei der Kirche zu Heubach geflüchtet. In einem Protokoll von 1590, Zehndstrittigkeiten betreffend, sagt ein Mann von 60 — 70 Jahren aus: „er habe in seiner Jugend von einem alten Weib, so auf diesem Schloß gedient, gehört, daß die fraglichen Wiesen müssen geben 3 Fuder Zehndheu auf das Schloß Rosenstein denen von Wöllwarth, und sollt ein Fuder geladen seyn, daß es sechs Roß auf den Rosenstein ziehen mögen". Mithin war es um 1500—1520 noch bewohnt. Die Sage der Gegend läßt es noch weit später, sogar bis ans Ende des 17ten Jahrhunderts, wiewohl nicht mehr von Adeligen, bewohnt seyn *).

Nach einem im Archive zu Heubach gefundenen Document von Martini (11. Nov.) 1563 that Herzog Christoph von Würtemberg in diesem Jahre den Gebrüdern Bastian und Jörg Renwart von Wöllwarth, als jetzigen Inhabern des Schlosses Rosenstein und der Stadt Hewbach, zu wissen, daß er den Wiederkauff zu thun gesonnen sey. Auf ihr Ansuchen wurde jedoch dieser Wiederkauf noch 16 Jahre verschoben. Indessen mußten sie die fürstliche Oberherrlichkeit anerkennen, einen würtembergischen Amt-

*) Crusius schreibt (um 1595): zu unsrer Großeltern Gedenken hat allda nur ein Castellan gelebt und ist da eine große Viehheerde gehalten worden.

mann in Heubach neben ihrem Schultheißen annehmen und sich mit der niedergerichtlichen Obrigkeit begnügen. Am letzten October des J. 1579 ließ endlich Christophs Sohn, Herzog Ludwig von Würtemberg, (nach einem Document aus dem Archive zu Heubach von 1691) die Pfandschaft lösen und den Pfandschilling den Vormündern der Kinder des Jörg Reinhard von Wöllwarth erlegen. Die Renovation über die erlöste Pfandschaft Rosenstein und Heubach geschah 1580 durch Martin Gröninger von Winnenden. Als der Pfandherrschaft eigene Güter werden in einem Auszuge aus dem „gar alten Lagerbuch fol. 44." genannt: das Schloß Rosenstein in seinem Begriff, sammt dem Garten darhinter, so alles zergangen. Sonst hat die Pfandherrschaft keine Behausung, dann die Behausung im Fleckchen, so die von Wöllwarth als die Pfandherrschaft inne haben; tat allererst ihr, der Gebrüder Vater, Jörg von Wöllwarth dahero also erbawen.

Die Wöllwarth'sche Familie behielt auch nach der Einlösung der Pfandschaft das Schloß im Städtchen als Eigenthum und überdies noch mehrere Gerechtsame an Zehenden, Mühlen u. dgl., was zu mancherlei Streit und Irrungen Veranlassung gab; wie wir denn sämmtliche obengenannte Documente einem langen Streite über die Steuerfreiheit der Wöllwarth'schen Besitzungen verdanken. Nach und nach zogen sich die männlichen Sprößlinge auf ihre Güter Lauterburg, Essingen, Hohenroden. Das Schloß mit Nebengebäuden, Gütern, Mühlen rc. ging an den Gemahl einer gebornen von Wöllwarth, an den

damaligen Hauptmann des würtembergischen Hornischen Regiments zu Fuß, von Wesen, über, welcher dasselbe seinen Schwägern um die Summe von 3750 Fl. im Jahre 1698 abkaufte. Er starb als würtembergischer Kriegsrathsvicepräsident ohne Kinder, da sie ihm vorangegangen waren. Das Schloß und die Güter kamen vereinzelt in die Hände Heubacher Bürger. Sein Andenken ist durch beträchtliche Stiftungen für milde Zwecke zu Heubach und auswärts im Segen erhalten worden, und die Dankbarkeit hat seinen Helm, Harnisch, seine Lanze, Fahne, Stiefel und Sporen, im Chor der Kirche zu Heubach als Heiligthümer aufgehängt.

Als der interessanteste Schlußpunkt der würtembergischen Alb, welche in neueren Zeiten der Beschauer immer mehrere an sich zieht, hat auch unser Rosenstein jetzt häufigere Besuche als sonst. Ganze Karavanen lagern sich oft in traulichen Reihen auf dem oben beschriebenen Lärmenfelsen, um der herrlichen Aussicht zu genießen, welche am lieblichsten alsdann sich darstellt, wenn einzelne Wolken jetzt eine Gegend in Schatten setzen, und eine andere daneben in um so hellerem Sonnenlichte sich hervorhebt, jetzt die Scenen wechseln und eine ganz neue Gegend heraustritt. Mit leichter Mühe wird ein Flaschenkeller aus dem nahen Städtchen hinaufgebracht und manche frohe Libation ist schon den Manen der Ritter auf der breiten Mauer ihrer Schloßruinen geflossen. In frohem Zuge wandert man alsdann über die Felsen des Bergrückens hin, durch die schattige Kühle des Waldes, alle Minuten

durch einen neuen Blick ins Thal überrascht, um die interessanten Höhlen des östlichen Berges zu besuchen, und freudige Lieder hallen von den Wölbungen der Felsen zurück.

Zahlreicher jedoch als jemals, vielleicht selbst in der glänzendsten Periode des Ritterthums oder der Wallfahrten zum Herrgottstritte, strömt die Menge der Anwohner und selbst der entfernteren Nachbarschaft seit drei Jahren dem Berge zu, wenn die Kinder der benachbarten vier evangelischen Schulen, bei fünfthalbhundert an der Zahl, festlich gekleidet, mit bekränzten Maien und flatternden Fahnen und einfacher Musik und mit Freudenschüssen bewillkommt aus den Ruinen der Burg, von ihren Geistlichen und Lehrern zu einem gemeinschaftlichen Frühlingsfeste auf diese schöne Höhe geführt werden. Auf der Zinne des Felsens, im Anblick der herrlichen, weiten Gegend bringen die Tausende dem Herrn ein freudiges Frühlingslied und die Geistlichen ermahnen mit feierlicher Rede zum Lobe des Schöpfers zu frommen Genusse des Lebens, zu nachbarlicher Einigkeit rc., und auf der rückwärts liegenden weiten Wiese, noch innerhalb des Burgraumes, werden Erfrischungen unter die langen Reihen der Kinder vertheilt, wozu sich denn auch die Alten in traulichen Gruppen lagern. Und nach diesem wird die Jugend zu gemeinschaftlichen volksthümlichen Spielen, als da sind: Wettlauf, Pfeilschießen, Ballwerfen u. dgl., wobei immer alle in steter Bewegung sind, angeleitet, und eigene Preise zeichnen die Besten aus; und Lieder und Rede schließen am Abend die

Feier, welche jedem jungen und alten Anwohner des Berges den ehrwürdigen Felsennachbar lieb und werth macht. Dies ist das Kinderfest auf dem Rosensteine.

* * *

Der berühmte Verfasser der „Nationalchronik der Teutschen," Pfarrer Pahl, früher selbst ein Nachbar vom Rosensteine, hat diesen Berg der Beachtung des Publicums so werth gefunden, daß er in Nr. 25 der Chronik vom Jahr 1808 eine kurze, sehr anziehende Beschreibung davon lieferte, um auf die damals ganz verlassene Stätte aufmerksam zu machen.

Heubach, von dem vielen Heu, das die reichen Quellen des Rosensteins auf den Wiesen an seinem Fuße erzeugen, also genannt, wie schon Crusius bemerkt, soll nach der Sage, welcher Crusius ebenfalls erwähnt, den Ursprung von der oben berührten Stadt auf dem Hohberge, Lochstedt, genommen haben. Der Berg ist jetzt mit dichtem Walde bewachsen. Man findet übrigens noch Spuren eines Walles, der an manchen Orten verschüttet ist, an andern 6—8 Fuß Tiefe hat, und Steinhaufen, die von verfallenen Mauern herzurühren scheinen.

Die Legende von der Versuchung Christi auf dem Rosensteine hat ein Vicar von Heubach vor ungefähr 30 Jahren in einem Gedichte, welches in einem Almanach der damaligen Zeit erschien, dem Publicum mitgetheilt.

Scheuelberg, westlich von Heubach, als Wetterscheide so berüchtigt, daß die Sage des Volkes Wetterkräutlein dar-

darauf wachsen läßt (vor dem sich die Gewitter scheuen), ein Berg von sehr schöner Form, bedeutend höher als Burg Rosenstein, und wie der Rosenstein zum Theil mit Felsen umkränzt, wie jener von Osten nach Südwesten sich hinziehend und im Süden mit dem Aalbuche zusammenhängend, ebenfalls eine vortreffliche Aussicht gewährend.

Die specielle Geschichte der Grafen von Oettingen, welche aber dem Verfasser dieses Aufsatzes nicht zu Gebote stand, möchte vielleicht noch einigen Aufschluß darüber geben, wie diese Grafen in den Besitz von Rosenstein und Heubach gekommen.

Pahl läßt in der oben angeführten Beschreibung und in den „historischen Bemerkungen über die Statüen in der Wöllwarth'schen Todtenhalle zu Lorch" Wilhelmen von Wöllwarth die Burg Rosenstein an den Grafen Ulrich von Würtemberg 1553 verpfänden, statt daß das Umgekehrte der Fall war. (Man sehe auch Pfaff's Beilagen zum 1sten Theil der Geschichte Würtembergs S. 242.) Es müßte denn dieser Wilhelm die Burg in demselben Jahre wieder an den Grafen Ulrich zurückgegeben haben. Daß sie nicht lange in den Händen der Wöllwarthe blieb, erhellt aus der oben erwähnten abermaligen Verpfändung von Seiten Würtembergs 1480. Die von uns benutzte, in dem Stadtarchive zu Heubach aufgefundenen Urkunden von dieser Zeit an scheinen den Geschichtschreibern neu zu seyn. Wenigstens schließt Pahl bei diesem Wilhelm von Wöllwarth mit den wenigen Worten: „ein späterer Vertrag verwandelte die Pfandschaft (für Würtemberg) in

wirkliches Eigenthum." Und bei Pfaff haben wir vergeblich gesucht, — ehe wir unsere Urkunden fanden, — wann Rosenstein mit Heubach an Würtemberg zurückgekehrt sey? Es ist mithin bei ihm I, 2. S. 506. bei 1579 zu ergänzen: Heubach mit Rosenstein.

Prof. G. Schwab hat vorstehende Beschreibung in seiner „Neckarseite der schwäb. Alb ꝛc." zum Theil wörtlich benutzt, wie die Anmerkung S. 232 erklärt.

Dr. F. L. J. Dillenius.

150.

Königstein, Nurings und Falkenstein am Taunus.

Traurig entsteigt sie dort die alte verödete Veste;
Flammen umwütheten sie, Donner zersprengten sie dann.
Schweigt, o Trümmer der Zeit! es hallt vergebens die Klage
Dumpf an den Höhen und bang hier in den Thälern zurück.

v. Gerning.

150.

Königstein, Nurings und Falkenstein.

Auf des berühmten Taunusgebirges südlichem und südöstlichem Abhange sieht man, auf zwei isolirten Bergkegeln von Gneiß, die Ruinen der Veste Königstein und der Burg Falkenstein. Imposant ist der Anblick der erstern schon von weitem, obschon zerstört ist das felsige Gemäuer. Erhöhet wird noch der Eindruck, wenn man auf dem krummen Pfade hinauf den Ruinen sich nähert und den Fuß auf dieselbe gesetzt hat. Mit Staunen blickt man zu den hohen Felsenwänden hinan und bewundert die Dicke und Festigkeit des Gemäuers. Schnell führt dann der Blick zu den unterirdischen Kellergewölben und zu den nur zum Theil gesprengten Kasematten hinab; am längsten verweilt derselbe in den Ueberresten der Garnisonküche und ihrer gothischen feuerfesten Gewölbe, ruhend auf mehreren Pfeilern. Von der sichtbaren Zerstörung dieser Küche schließt man leicht auf die Zerstörung des Ganzen, das ehedem eine künstliche Felsenmasse, auf wirkliche Felsen gethürmt, und eine solche Veste bildete, welche man vormals an diesem Orte nicht suchte, sich nicht einmal dachte.

Angenehm kontrastirt mit der Höhe und schwierigen Bauart der Bergfestung das an ihrem Fuße leicht und großen Theils neu erbaute Städtchen Königstein.

Diesen und der Festung gegenüber sieht man auf einem andern Felsenkegel, der unersteiglich von Norden, Osten und Süden, zugänglich nur von Westen und hier mit Laubholz bewachsen ist, die Trümmer der Burg Falkenstein, von einem mächtigen, längst erloschenen, Dynastengeschlechte auf die morschen Reste der alten Reichsburg Nurings einst erbauet, von welcher ein berühmtes Grafengeschlecht Namen, Besitzungen und Rechte hatte. Häufig werden die Ruinen von Königstein und Falkenstein von Reisenden und Lustwandlern, besonders aus Frankfurt besucht, denn äußerst schön ist von diesen Höhen der Anblick der überaus reizenden Gegend. Man erblickt nämlich daselbst den Kranz der Fuldischen und Spessarter Waldgebirge, nebst der Kette des Vogelsberges, Freigerichtes und Odenwaldes. Ferner die reizenden Höhen der Bergstraße, den Malchenberg mit seinem Schauthurme, und die weitere Kette des Gebirges bis Heidelberg; dann den Donnersberg jenseits des Rheins, das Hardt- und Nahegebirge; ferner den Rheinlauf von Speier bis Nierstein; den Rabenkopf im Rheingau, die Hochwurzel, die Platte und den Trompeter bei Wiesbaden; näher den Hochheimer Berg und den Staufen bei Eppstein; im Hintergrunde den Feldberg und Altking, und unmittelbar vor sich, gegen Osten, Kronberg auf seinem Obsthügel, umgeben von reich geschmückten Anhöhen.

Weder Königstein, noch Nurings und Falkenstein sind bis jetzt ganz richtig beschrieben worden; es lohnt also wohl der Mühe, sie hier näher kennen zu lernen *).

Den Römern soll das Schloß

Königstein

seinen Ursprung zu verdanken haben. — Ein Berg, der Römerskopf genannt, nahe bei der zerstörten Veste, deutet auch auf römische Ansiedelung; allein — man findet keinen Beweis, daß die Römer eine feste Burg angelegt hätten. Mit mehr Wahrscheinlichkeit giebt man dem Schlosse einen königlich fränkischen Ursprung; wenigstens deutet sein Name dahin; doch auch hiervon weiß ich keine historische Kunde zu geben. So viel ist indessen gewiß, daß Grund und Boden, worauf das Schloß erbauet worden, königlich fränkisches Eigenthum war und zum Niedgau gehörte.

Was Dilch in der Hessischen Chronik fabelt, und neuere, ja die neuesten Geschichtsforscher und Schriftsteller ihm nachschreiben, daß Karl der Große eine große Reichsversammlung auf dem Schlosse Königstein im J. 795 gehalten, beruht lediglich auf einer Verdrehung des Wortes Kufstein (Cuffestein) in Königstein. Besser unterrichtete wissen, daß unter dem Worte Kufstein Kostheim am Main,

*) Wenn gleich die Burg Falkenstein bereits im vierten Bande der Ritterburgen beschrieben ist, so wird man doch meine Beschreibung hier nicht überflüssig finden; auch konnte ich sie von der Beschreibung der Reichsburgen Königsstein und Nurings nicht trennen.

eine ehemalige Vorstadt von Mainz (Suburbium Moguntiae urbis) verstanden werde *). Früher als im 13ten Jahrhundert kommt das Schloß Königstein weder urkundlich noch namentlich vor. In einem Verzichtbriefe Reinhards von Hanau auf Königstein und dessen Zugehör v. J. 1258 bekennt dieser Reinhard, daß er verziehen habe alles Rechten, das er hatte an der Burg Königstein, und allem dem, das dazu gehört, als sein Schweher Ulrich und sein Schwager Ulrich, Herren zu Münzenberg (Ulrich I und II), dieselbe Burg und das dazu gehört, besaßen **). Es kommt aber Ulrich I von Münzenberg von 1212 bis 1244 urkundlich vor; um diese Zeit war also Königstein schon erbauet und die Herren von Münzenberg hatten es im Besitze. Namentlich kommt sodann vor das Castrum Kunigestein in einer Urkunde v. J. 1256, und daß solches Reichslehn war, erhellet aus einer Urkunde Wernhers von Münzenberg vom Jahre 1294. Ein Flecken oder Dorf war dabei erbaut, welches seinen eigenen Pfarrer hatte, und im Jahre 1289 namentlich vorkommt ***). Alles dieses, besonders aber letzterer Umstand, scheint deutlich zu beweisen, daß die Burg Königstein nicht erst im 13ten Jahrhundert, sondern schon viel früher, und zwar auf des Reiches Grund und Boden, erbaut worden sey, wovon uns jedoch keine nähere Kunde bekannt ist.

*) Bodmann's Rheingau, S. 602.

**) Grüsner's Beiträge, III. St. S. 183.

***) a. a. O. S. 185. 214. Gudenus Cod. dipl. T. III, 764.

Im 14ten Jahrhundert erscheint Königstein schon als eine bedeutende Veste, die ihre eigenen Burgmänner und Vertheidiger hatte. Tapfern, wiewohl vergeblichen, Widerstand leisteten diese in der Belagerung der Burg von 1373, welche die Folge hatte, daß die eroberte Burg nur unter harten Bedingungen den Söhnen Philipps des Stummen, von Falkenstein, zurückgegeben wurde. Es war nämlich Königstein von den Dynasten von Münzenberg, nach ihrem Aussterben (ums J. 1244), an die Dynasten von Falkenstein, aus dem Hause Bolanden, gekommen. Philipps Söhne mußten Königstein, Schuldenhalber, an ihren Vetter Ulrich von Hanau und die Stadt Frankfurt versetzen und zum Mitbesitz einräumen. Die drei Herren besaßen es nun in Gemeinschaft, und erst nach 1385 wurde diese Pfandschaft wieder eingelöst von Philipp VII von Falkenstein, welcher Königstein sammt Zugehör, an den Kurfürsten von Trier, Wernher Grafen von Falkenstein, vererbte.

Von diesem berühmten Kurfürsten hatte vermuthlich die Veste Königstein, welche er von 1409 bis 1418 im Besitz hatte, seine Stärke, Ausdehnung und mancherlei Gebäude erhalten. Denn daß eine solche Bergfestung nicht auf einmal das wurde, was sie im Jahre 1792 gewesen ist — versteht sich wohl von selbst. Es gehörte gewiß mehr als ein Jahrhundert dazu, ehe sie in den furchtbaren Zustand kam, in welchem sie die Franzosen und Preußen fanden. Anfangs bestand sie nur aus einem hohen Thurme mit burglichem Bau und mit starken

Mauern und Zwingern. Die Erfindung des Schießpulvers und der Kanonen machte aber eine Verstärkung des Gemäuers, machte bombenfeste Kasematten, Zeughaus, Blockhäuser, Schießscharten, Wälle u. s. w. nöthig. Alles dieses erhielt Königstein nach und nach, so daß es bereits im 30jährigen Kriege unter den Bergfestungen Deutschlands einen nicht unbedeutenden Rang einnahm.

Im December 1631 wurde es von den Hessen (Schwedens Alliirten), nach den eingenommenen Burgen Falkenstein und Reifenberg, belagert. Nicht durch Gewalt, sondern mit Akkord, an die Belagerer, von diesen aber an die Schweden übergeben, kam es von letztern an die Grafen zu Stolberg, welche nichts versäumten, um sich und die Festung vor allem Ueberfalle zu sichern und diese in den besten Vertheidigungsstand zu setzen. Schon damals erhielt die Festung den Umfang, die Festungswerke und das Ansehen, welche sie noch bei ihrem letzten Daseyn hatte. Allein — diesem allen ungeachtet mußte sie sich im Jahre 1635 an die Kaiserlichen ergeben, welche sie, sammt dem größten Theile der dazu gehörigen Grafschaft, an das Erzstift Mainz zurückgaben. Dieses unterhielt stets eine Besatzung auf der Festung und machte sie zugleich zu einem Staatsgefängnisse.

Nach der Einnahme von Mainz im J. 1792 wurde auch Königstein von den Franzosen besetzt. Als aber im December desselben Jahres Frankfurt von den tapfern Hessen erstürmt war und die Preußen die französischen

Verschanzungen bei Oberursel weggenommen hatten, rückten preußische Truppen vor Königstein, nahmen die Stadt in Besitz und beschossen die Festung von der Falkensteiner Höhe. Eine fortgesetzte Kanonade that zwar der Festung keinen — der Stadt aber desto größern Schaden, welche am 9. December fast ganz in die Asche gelegt wurde. Ausgerichtet wurde in der Hauptsache nichts, daher die Belagerung in eine Blockade verwandelt wurde, welche sich mit der Uebergabe der Festung an die Preußen (7. März 1793) endigte. Letztere gaben sie an Kurmainz zurück, welches sie wieder mit einem Kommandanten und einer Besatzung versah. Allein — schon im Jahre 1796 kam Königstein wieder in die Hände der Franzosen, welche hierauf die Festungswerke sprengten, und das ganze Schloß, mit Ausnahme des Thurmes, so völlig zerstörten, daß davon nichts als Ruinen mehr übrig sind *). Die ruinirte Festung, Stadt und Königstein, sammt zugehöriger Grafschaft, was nämlich nicht schon früher davon an die Grafen zu Stolberg gekommen war, erhielt zurück und behielt der Kurfürst von Mainz (Reichserzkanzler) bis zum Jahre 1802, wo solche durch den Reichsdeputationsschluß theils dem nassauischen und hessendarmstädtischen Fürstenhause zugetheilt wurde.

*) Von diesen hat man verschiedene schöne Abbildungen, namentlich in Morgenstern's malerischen Wanderungen auf den Altkönig. 1805.

Der nassauische Antheil besteht gegenwärtig in den Aemtern Höchst und Königstein *), der großherzoglich-hessische ist in den Landrathsbezirken Buzbach und Vilbel enthalten. Auch hat der Großherzog von Hessen noch die Hoheit über den gräflich-stolbergischen Antheil der Grafschaft Königstein, bestehend in den Aemtern Gedern und Ortenberg.

In dem aus dem Brandschutte wieder auferstandenen Städtchen Königstein, mit etwa 140 Häusern und 954 Bewohnern, sieht man mehrere schöne herrschaftliche und Privatgebäude. Eine Hauptstraße, welche von Frankfurt aus durch diesen Ort zieht, giebt demselben, so wie die Viehzucht, der Ackerbau und die Handwerke, namentlich Gerbereien, Leben, Nahrung und Gedeihen. Was noch die Grafschaft Königstein insbesondere betrifft, so ist davon zu bemerken, daß, nach dem Aussterben des Falkensteinischen Hauses, und namentlich nach dem Tode des letzten Reichsgrafen von Falkenstein, Werners III (Erzbischofs von Trier), 1418, diese Grafschaft durch die Falkensteinische Erbtochter Luccard an das Eppensteinische Haus kam, welches auch bis zu seinem Ausgange (1535) im Besitze blieb. Durch eine Eppensteinische Erbtochter, Anna, kam sie an das gräfliche Haus Stolberg, und endlich (mit dessen großem Widerspruche) als Reichslehn an Kurmainz u. s. w., wie oben erzählt ist.

*) Die Stadt Höchst gehört jedoch nicht zur Grafschaft Königstein, eben so wenig auch Kronberg.

Den Ruinen der Veste und dem Städtchen Königstein gegenüber gewahrt man auf einem alten Felsenkegel, der unersteiglich von Norden, Osten und Süden, zugänglich nur von Westen und hier mit Laubholz bewachsen ist, die Trümmer der Burg Falkenstein. Aber noch ehe diese erbauet war, und lange vorher, stand auf derselben Stelle die Reichsburg

Nuring

oder Nurings, das Stammhaus der alten Grafen von Nuringen *). Ursprünglich stammten jedoch diese von den alten Grafen des Niedgaues und der Wetterau ab, von welchen Graf Berthold in der Wetterau (1024—1045 in Urkunden erscheinend) als der älteste bekannte Stammvater der Grafen von Nuringen angenommen wird. Er hatte des niedgauischen Grafen Richberts Tochter und Erbin zur Frau. Sein Enkel, Berthold II, war Graf in der Wetterau und dem Niedgau (1064—1081). Dessen Sohn, Berthold III, führte zuerst den Namen eines Grafen von Nurings. Urkundlich erscheint er von 1091 bis 1124. Die Burg Nurings war also um diese Zeit schon erbauet. Nicht weit reichte der Stamm der Grafen,

*) Ich hatte früher von der Lage der Reichsburg Nurings eine andere Ansicht, und glaubte sie zu Königstein suchen zu müssen; ich habe mich aber in der Folge von dem Gegentheile und davon überzeugt, daß dieselbe zu Falkenstein zu suchen sey.

die sich davon nannten; ausgestorben war er schon in männlichen Zweigen im Jahre 1174, mit Gerhard, Grafen von Nuringen und Birstein. Nur zwei Töchter überlebten ihn. Luccard, an Cuno I von Münzenberg vermählt und Erbin von Nurings, sodann Jutta, des Grafen Heinrich II von Dietz Gemahlin und Erbin von Birstein.

Es war aber das Schloß Nurings Reichslehn, mithin ursprüngliches Eigenthum und auf königlichem Grund und Boden erbaut. Zu diesem Schlosse gehörten mehrere Lehnstücke, namentlich eine Untergrafschaft zwischen der Ruweneich und der Krifftel, wovon Gottfried von Eppenstein einen Theil als Lehn von den Grafen von Nuringen im Besitz hatte, nach deren Absterben aber als Reichslehn von dem Kaiser empfing. Der andere Theil dieser Grafschaft war, mit dem Stammschlosse Nurings selbst, an Cuno I von Münzenberg, den Tochtermann des letzten Grafen von Nuringen, übergegangen, welcher auch die dazu gehörigen Allodien erbte. Mit dieses Cuno's Enkel, Ulrich II, war der Münzenbergische Stamm in Männern (1255) ausgestorben, und es erbten die Münzenbergischen Lande die Tochtermänner Ulrichs I, und unter diesen vorzüglich Reinhard von Hanau und Philipp von Falkenstein. Letzterer stammte eigentlich aus dem Bolandischen Dynastengeschlechte und war des Reichstruchsesses Wernhers V von Bolanden Sohn. Dieser hatte seit 1237 den Namen von Falkenstein angenommen, jedoch nicht darum, wie Wenk und andere Geschichtsforscher glauben,

als habe er in der Grafschaft Königstein ein neues Schloß erbaut und solchem den Namen Falkenstein gegeben, sondern weil er wegen eines Successionsstreites mit Wolfram dem Rheingrafen, in Betreff der Güter des älteren Philipps von Falkenstein (am Donnersberge), den Namen Falkenstein bei seiner Familie einzuführen für nöthig erachtete; wie solches Gebhardi sehr richtig dargestellt hat.

Von einem Schlosse Falkenstein (bei Königstein) weiß man um diese Zeit urkundlich noch nichts; wogegen aber das Schloß Königstein (Kunigestein) im Jahre 1256 zum ersten Male erscheint. Die Münzenbergischen Erben besaßen solches anfangs gemeinschaftlich, aber es war noch nicht Reichslehn; daher ist auch in der Mutschirung oder Theilung der Lande Philipps I von Falkenstein unter seine beiden Söhne, Philipp II und Wernher I (1266), nur die Rede von den Reichsburgen Trifels, Anebos, Kalsmund und Nurings, keineswegs aber von Königstein, ungeachtet solches, sammt Zugehör, damals Philipp I schon an sich gebracht und allein im Besitz hatte. Ein Beweis, daß letzteres Schloß noch kein Reichslehn war; dagegen aber Nurings noch in dieser Eigenschaft bestand. Auch findet sich in der Mutschirung kein Wort von einer Burg Falkenstein (am Donnersberge), was zu beweisen scheint, daß selbige damals noch nicht existirte.

Bereits im Jahre 1294 erscheint das Schloß Königstein als Reichslehn, von Nurings aber (der Reichsburg) findet man keine Spur mehr. Beweis genug, daß die

Burg Nurings in Verfall gerathen und ihre Reichslehnschaft auf Königstein übergetragen worden war.

Falkenstein.

Auf die Stelle der verödeten Burg Nurings wurde ein neues Schloß erbauet, welches, zum Unterschiede des alten Schlosses Falkenstein am Donnersberge, den Namen Neufalkenstein erhielt. Die Zeit der Erbauung desselben ist eben so wenig bekannt, als wer es erbauet. Daß es einem Philipp von Bolanden seine Entstehung zu verdanken habe — mag wohl seyn; aber welchem Philipp? Es nannten sich zwar schon Philipp II von Bolanden, ein Sohn des Reichstruchsessen Werners III, so wie Philipp, das Kind, von Bolanden, Werners IV jüngster Sohn, von Falkenstein, aber nicht (was wohl zu merken ist) von einem Schlosse am Taunus, sondern am Donnersberge. Diesen Namen führte auch Philipp von Bolanden, ein Sohn des Reichstruchsessen Werners V (s. Bodmann's Rheingau, S. 545), im Jahre 1237 bei seinem Hause wieder ein, aber nicht deswegen, als hätte er ein neues Schloß (Neufalkenstein) auf Nurings Ruinen erbauet — letztere bestand ja noch im J. 1266, — sondern wegen eines Successionsstreites (in Betreff der Falkensteinischen Güter) Philipps des ältern mit Wolfram von Stein, der eine Bolandische Tochter zur Gemahlin hatte, wie ich oben schon bemerkt. Viel später erscheint erst die Burg Neufalkenstein, am Taunus, in Urkunden und archivalischen Nachrichten. Die erste namentliche Spur davon fin=

findet sich in einem noch ungedruckten Briefe der Stadt Frankfurt an den Burggrafen und Amtmann zu Falkenstein. Dieser Brief ist zwar ohne Datum, so wie ein anderer von Philipp von Bolanden an die Stadt Frankfurt, aber alle Umstände, so wie die darin genannten Personen, Henne von Sponheim und Philipp von Bolanden, verrathen die Zeit zwischen 1354 und 1376, worin beide Briefe geschrieben wurden. Auch der Umstand, daß hier Henne von Sponheim im Besitze von Falkenstein vorkommt, und daß sich die Stadt Frankfurt für dieses Schloß so sehr interessirte, zeugt, daß hier Neufalkenstein und nicht Altfalkenstein am Donnersberge gemeint sey. Denn nie waren die Grafen von Sponheim im Besitze des letztern Schlosses; auch würde sich die Stadt Frankfurt wenig um dieses bekümmert haben. Dem Frankfurter Briefe zufolge war damals der Graf Henne von Sponheim im Besitze des Schlosses Falkenstein am Taunus. Wie er dazu gekommen, ist wohl leicht, aber nicht kurz, zu erklären; ich will daher solches, als nicht sehr bedeutend, hier übergehen, besonders da der Sponheimer Graf nicht lange im Besitz blieb, denn in diesem findet man ums Jahr 1383 die Dynasten von Falkenstein wieder, und war das Schloß Neufalkenstein damals von denselben an die Ritter von Sachsenhausen um 1500 Pfund Heller verpfändet (Gudenus V, 833).

Von diesen Rittern kam Falkenstein — wahrscheinlich auf ähnliche Art — an den Ritter Bertram oder Bechtram von Vilbel, von welchem die Frankfurter Geschichte

so Vieles und Interessantes zu erzählen weiß *). Bertram bewohnte auch im Anfange des 15ten Jahrhunderts, und noch im Jahre 1420, Neufalkenstein. Seine Räubereien und Schandthaten, an Reisenden, besonders Kaufleuten, auf offener Straße verübt, und gegen Eid und Pflicht wiederholt, brachten ihm einen öffentlichen und schmählichen Tod zuwege, welchen er durch die Hand der Gerechtigkeit zu Frankfurt am 27. August 1420 erleiden mußte.

Nach Bechtrams Tode erhielt Georg, Ritter von Hattstein **) das Schloß Neufalkenstein und nannte sich davon. Ein Gleiches von Besitz und Benennung gilt auch von dessen Söhnen, Heinrich, Georg und Philipp. Archivalischen Nachrichten zufolge war Georg von Hattstein im Jahre 1432 Besitzer von Falkenstein.

Heinrichs von Hattstein Sohn, Philipp, nennt sich (1464) ebenfalls von Neufalkenstein. Er war aber auch der letzte Hattsteiner mit dem Beinamen von Falkenstein.

Wer nach den Hattsteinern Falkenstein, als Pfandschaft oder Lehn, im Besitz hatte — ist unbekannt; daß aber das Eigenthum desselben mit der Grafschaft Königstein von den Falkensteiner Dynasten an die von Eppen-

*) S. Kirchner's Frankfurter Geschichte, und Lersner's Frankfurter Chronik.

**) Das völlig ruinirte Schloß Hattstein liegt bei Reifenberg, hinter dem Feldberge.

stein übergegangen war, erhellt aus einem archivalischen noch ungedruckten Aktenstücke vom Jahre 1492, welches von dem Schutz- und Trutzbündnisse redet, das acht wetterauische Schlösser, und unter diesen auch Falkenstein, auf 13 Jahre mit einander abgeschlossen hatten. Letzteres trat mit dem Vorbehalte bei, daß diese Vereinigung der Herrschaft Königstein an ihrer Gerechtigkeit zu Falkenstein unschädlich seyn solle. Daraus sieht man deutlich, daß die Burg Falkenstein damals zwar in fremden Händen war, daß aber die Gerechtigkeit, d. h. das Recht des Obereigenthums und der Lehnsherrlichkeit, dem Hause Eppenstein-Königstein (aus Falkensteinischer Erbschaft) geblieben ist.

Nach dem Aussterben der Grafen von Königstein aus dem Eppensteinischen Hause, kam das Schloß Falkenstein an die Grafen von Nassau *), und diese belehnten damit die Ritterfamilie von Staffel, welche ihnen ohnehin schon durch Lehen-, Burg- und Hofdienste verbunden war **). Bereits im Jahre 1612 starb Jörg Christoph von Staffel, welcher (nach Humbracht) den Beinamen von Falkenstein führte, und also im Besitze dieses Schlosses gewesen

*) Daß solches nicht früher geschehen — erhellet aus dem vorher Gesagten.

**) Die Familie von Staffel führte sogar das nassauische Wappen, nämlich dem saarbrückischen Löwen (ohne Krone) mit goldnen Kreuzchen im blauen Felde.

ist. Das nemliche wissen wir auch von seinem Bruder Heinrich Augustin von Staffel (1623).

Im Jahre 1649 war Gerhard Adam von Staffel im Besitze von Falkenstein, wie eine ungedruckte Urkunde von diesem Jahre, betreffend die Schäferei zu Sulzbach, uns belehrt. Dieser Ritter starb zwar erst 1679 (ohne Kinder), aber schon im Jahre 1650 erscheint Adolph Johann Karl von Bettendorf als Herr zu Falkenstein. Dieser war erst Domherr zu Mainz, trat aber in den weltlichen Stand, heirathete, ward kurmainzischer geheimer Rath und Oberamtmann zu Königstein, und in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Von Nassau erhielt er das Schloß Falkenstein und von Kurmainz das Dorf Niederhofheim zu Lehen. Von dieser Zeit an schreibt er sich Freiherr von Bettendorf und Herr von Falkenstein und Niederhofheim.

Der Bettendorfsche Mannsstamm erlosch im J. 1770; die Lehen desselben, Falkenstein und Niederhofheim, fielen den Lehnshöfen anheim und wurden nicht weiter mehr vergeben.

Wie Gerning in seiner schönen Schilderung der Lahn- und Maingegenden uns (S. 64) berichtet, so gehörte im 16ten und 17ten Jahrhundert die Burg Falkenstein, im Lehenverbande, zu Kronberg, und kam dann erst an das Geschlecht von Bettendorf. Wäre dies der Fall, so müßte Falkenstein entweder vor denen von Staffel, oder nach ihnen, an Kronberg gekommen seyn. Nur das erste ist möglich; denn noch ehe die von Staffel ausgestorben waren, hatte

der von Bettendorf Neufalkenstein schon im Besitz. Uebrigens ist mir von einem Kronbergischen Rechte oder Besitz von Neufalkenstein nirgends etwas vorgekommen. Es schrieb sich zwar Karl Adolph, Graf von Kronberg, auch von Falkenstein; dies war aber nicht Neufalkenstein, sondern Falkenstein am Donnersberge, wovon er durch seine Mutter Sidonia, Gräfin von Daun und Falkenstein, einen Antheil ererbt hatte.

Unser Falkenstein war im dreißigjährigen Kriege noch in gutem Zustande, und von dem evangelischen General, Grafen Heinrich von Vollrath zu Stolberg, im Jahre 1635 besetzt. Bei seinem Rückzuge zerstörte er es in etwas, was aber die Kaiserlichen bald wieder herstellten. In der Folge erfährt man von seinem Zustande nichts mehr. Es verödete nach und nach, und jetzt — sind davon nur ein Thurm und sparsame Reste von Mauern noch übrig.

Daß diese, so wie die ganze Burg, die Stelle der alten Burg Nurings einnahmen, davon giebt uns das gleich dabei liegende Pfarrdorf Falkenstein den Beweis. Dieses hieß vormals Nurings, wie solches das noch vorhandene alte Gerichtssiegel dieses Ortes ausweist; auch führt noch wirklich eine Gasse desselben den Namen der Nuringer Gasse.

Im Jahre 1395 fordert Cuno von Hattstein (Besitzer des Schlosses Falkenstein) Entschädigung wegen des Schadens, welcher ihm und den Seinigen zu Noringes, bei der Belagerung von Königstein, geschehen sey. In seiner Klag-

schrift spricht Cuno von dem Schaden, welcher seinen armen Leuten (seinen Unterthanen) zu Noringes an ihren Gütern, Gerichten, Gefällen 2c. zugefügt worden. Dieser Umstand lehrt uns, daß hier nicht von dem Schlosse (als welches nicht mehr existirte), sondern von dem Dorfe und dessen Bewohnern die Rede sey; allein er beweist auch, daß in dieser Gegend das alte Schloß Nurings lag, an dessen Fuß ein Dorf gleiches Namens erbauet wurde, welches den alten Namen noch behielt, als das Schloß schon lange nicht mehr existirte. Das Nämliche erhellet auch aus alten und neuen Pfarr-Akten von Königstein, worin die Pfarrei Nurings oder Nuringes immer als eine von der Pfarrei Königstein abgesonderte und eigene Pfarrei angegeben, gegenwärtig die Pfarrei Falkenstein genannt und von dem Pfarrer von Königstein versehen wird.

Auf solche Art erhellet, daß das Schloß Nurings nicht zu Königstein (wie auch ich früher, aber irrig glaubte), sondern zu Falkenstein zu suchen sey.

So wie die Ruine Königstein, in ihrer Art, die merkwürdigste ist, so ist die Ruine Falkenstein in ihrer Lage die schönste. Bei hellem Wetter übersieht man von hier aus über 70 Ortschaften, worunter die Städte Homburg, Hanau, Frankfurt, Aschaffenburg, Darmstadt 2c. Im Seitenblicke erscheint auch ein Theil des Rheingaues. Unten an der westlichen Seite des Altkings, der nebst dem Feldberge im Hintergrunde der Falkensteiner Höhe prangend erscheint, zieht der sogenannte Teufelsweg durch die Schärdter Höhle vorüber — gebahnt in einer Nacht

durch die Burggeister des Altking, um ein gefangenes Burgfräulein zu befreien. —

Die Zierde des Falkensteiner Berges ist gegenwärtig das weit hinsehende und fleißig besuchte Belvedere, angelegt von dem Frankfurter Handelsmann Dörr, der auch in Königstein ansässig ist.

* * *

Die hier gelieferten Nachrichten sind aus den schon bekannten gedruckten Quellen über die Grafschaft und die Grafen von Königstein und von Nurings, so wie über die Dynasten von Eppenstein und Falkenstein, — vieles aber auch aus ungedruckten Schriften und Urkunden entnommen. Abbildungen von Königstein findet man viele, theils die Festung in ihrem schönsten noch unverdorbenen Zustande vorstellend, theils auch die gegenwärtigen Ruinen uns zeigend. Ein altes schönes Bild von der Veste und dem Städtchen Königstein findet man in Merian's Topographie des Mainzer Erzstiftes 1646. Die Ruine Falkenstein ist abgebildet zu sehen: 1) in Morgenstern's malerischen Wanderungen, 2) auf einem besondern Blatte von Krauß, und 3) als eine kleine Skizze in Gottschalk's Ritterburgen, auf dem Titelblatte des 4ten Bandes.

Dahl.

151.

Münzenberg

zwischen Friedberg und Butzbach im Kurfürstenthum Hessen.

In des Hauses öder Mauer,
In dem hohen Rittersaal,
Um das ernste Todten-Maal,
Wohnet der Zerstörung Trauer.

151.

Münzenberg.

Die Straße von Frankfurt am Main nach Gießen führt durch eine Gegend, reich an Schönheit, und durch Fruchtbarkeit berühmt. Während die Vorzeit die angrenzenden Gegenden in Gauen vertheilte, nannte sie diese: die Aue, und setzte den Namen des Flüßchens „Wetter" vor, der ihre Fluren bewässert. Dörfer und Städte liegen freundlich umher, von hohen Saaten umwallt, unter ihnen, zwischen Friedberg und Butzbach, anderthalb Stunden von der Landstraße, rechts auf einer Anhöhe, zwei Thürme, die Gegend überragend. Es sind die Ruinen von Münzenberg. Jenseits am Fuße des steilen felsigen Hügels, der die Burg stolz emporhebt, liegt das gleichnamige Städtchen. Durch letzteres selbst, mit starken Mauern und Thürmen umgeben, führt der Weg, sich rechts um den Berg windend, zum einzigen Eingange. Steil steigt der Weg zum ersten, dann, zwischen starken Mauern, zum zweiten und dritten Thore, das lang gewölbt, erst in den Burghof führt. Ueber dem Thorbogen

sind die Ruinen der gothischen Kapelle, daran Trümmer eines Gebäudes — der Sage nach des Rittersaales — mit Fensterbogen und Verzierungen im byzantinischen Style; gegenüber Reste eines Hauses mit spitzen gothischen Fenstern. Auf der Seite, wo das erste Thor steht, rechts vom Eingang in den Hof, erhebt sich ein hoher runder Thurm, an den sich Gemäuer lehnt, auf der andern Seite links, ein stärkerer frei, eben so hoch. Beide haben nur in beträchtlicher Höhe Thüröffnungen, und sind in gleicher Höhe mit diesen, bis auf eine runde, in die Tiefe führende, Oeffnung zugewölbt. Auf der Mittag- und Abendseite läuft ein äußerer Gang, mit einer gemauerten Brustwehr, um die Burg, die, zum großen Theil aus ungeheuern Quadersteinen erbaut, dem Ungestüm der Zeiten trotzt. Mehrere Mauern, Thürme und Rondele umgeben sie tiefer, von welchen besonders ein Rondel auf der nördlichen Seite sich durch seinen Umfang und seine Lage auszeichnet. Es steht auf der Spitze eines Basaltfelsens, der durch das Herausbrechen der Steine ausgehöhlt ist und drohend über der Tiefe hängt. Auf der nördlichen Seite, im Burghofe, sind die Reste eines Brunnens.

Die Mauer des nördlichen Thurms hat an der, ungefähr 25 Fuß in der Höhe, befindlichen Thüre noch sechs Fuß Dicke. Von außen, ungefähr zwei Schuh über der Erde, findet man an einer Seite, wo die äußere, aus großen Steinen bestehende Bekleidung des Thurms abgefallen ist, eine Oeffnung; sie ist etwas mehr wie einen Schuh ins Gevierte weit, ganz glatt ausgemauert, und

windet sich ungefähr 15 Fuß in der Dicke der Mauer herum, ehe sich solche, links in dem Thurme, öffnet. Durch selbige kann man mühsam in den Thurm kriechen. Ohne Zweifel stieß ein nicht mehr vorhandenes Gebäude an den Thurm an, in dem sich diese Höhle öffnete, und so einen geheimen Aus- und Eingang bildete. In dem Thurme liegen Schutt und Steine; nichts besonderes läßt sich entdecken.

Eine freundliche Aussicht ergötzt das Auge auf der Burg. Butzbach, viele Dörfer und Höfe liegen herum, Hohensolms und Ullrichstein ragen auf fernen Höhen empor. Den nordöstlichen Fuß des Burgberges umgiebt das Städtchen Münzenberg. Ueber demselben hinaus, eine Stunde entfernt, liegt an einer Waldecke das vormalige reiche Cisterzienser Kloster Arnsburg, in ferner Vorzeit Stammburg einer angesehenen Familie, von ihren Erben, den Münzenbergern, vor siebentehalbhundert Jahren zum Kloster geweiht, und die Stätte ihrer Ruhe. Im letzten Kriege aufgehoben und zur Solms'schen Domaine gemacht, sind die weitläufigen, sonst reizenden Anlagen beinahe öde und unbewohnt, mehrere Gebäude und die schöne Kirche abgebrochen, die Grüfte zerstört.

Von der sonst stolzen, jetzt zerfallenen Wohnung des mächtigen Dynastengeschlechts der Münzenberger hinüber blickend nach der zerstörten Stätte ihrer Ruhe im Tode, fühlt man wehmüthig den Unbestand menschlicher Dinge.

Hinauf bis ins zehnte Jahrhundert reichen Nachrichten des Geschlechts Hagen. Im Hain zur Dreieich, einem

jetzt isenburgischen Dorfe, zwei Stunden von Frankfurt, liegen die Ruinen des Stammschlosses, wahrscheinlich schon zu der Römer Zeiten erbaut. Ein gleich altes edles Geschlecht blühte in der Wetterau, von ihrem Stammsitze „Arnsburg" genannt. Von letzterm lebte Cuno ums Jahr 1064. Mit ihm erlosch der Mannsstamm, und seine Tochter Gertraud, vermählt an Eberhard von Hagen, brachte diesem die väterliche Verlassenschaft zu. Deren Sohn Cuno, welcher 1129 zuerst vorkommt und 1151 das Kloster Altenburg stiftete, nannte sich Herr von Hagen und Arnsburg. Er hinterließ einen Sohn gleiches Namens. Dieser, vermählt mit Luitgard aus dem berühmten Dynastengeschlechte Nuringen, nahm den Namen Münzenberg an, der 1168 zuerst vorkommt, und er — vielleicht schon sein Vater — erbaute auf einem, von Fulda ertauschten und zu Lehen gehenden Berge die Burg Münzenberg, die 1174 schon stand. Im letztern Jahre verwandelte er sein Schloß Arnsburg, mit Zuziehung der väterlichen Stiftung Altenburg, in ein Cisterzienser Mönchskloster, und stiftete im Jahre 1193 ein Hospital in Frankfurt (Sachsenhausen), das 1221 dem deutschen Hause einverleibt ward. Bis zum Jahre 1207 erscheint er häufig in Urkunden. Er war ein standhafter Anhänger der Kaiser Philipp und Otho gegen Kaiser Friedrich. Sein Sohn und Nachfolger, Cuno II, theilte diese Gesinnungen seines Vaters; darum wurde er 1217 von dem mächtigern Friedrich II seiner Länder entsetzt und solche seinem Bruder Ulrich I zugewendet. Cuno II lebte noch 1236

und starb ohne Leibeserben. Ulrichs des Ersten Sohn, von seiner ersten Gemahlin Adelheid, Eberhards Warro von Hagen Tochter, Cuno III, starb vor dem Vater; der Sohn seiner zweiten Gemahlin, Adelheid Gräfin von Ziegenhain, Namens Ulrich II, folgte ihm. Vergebens hatte dieser im Jahre 1254 das Patronatrecht der Kirche des Johannisbergs bei Nauheim dem Domkapitel in Mainz in der Hoffnung übertragen, durch dessen Fürbitte mit Leibeserben gesegnet zu werden. Kinderlos starb er 1255. Mit ihm erlosch das Münzenbergische Geschlecht im Mannsstamm und eine Dynastenfamilie, welche die großen Besitzungen zweier der mächtigsten Familien und ihre Würden, die Reichsvogtei des Reichs — und Königsforst zur Dreieich und der Wetterau, und die Reichserbkämmererwürde in sich vereinigte.

Sechs weltliche Schwestern (die siebente jüngste war geistlich und Aebtissin in Padenhausen), nemlich 1) Adelheid, aus der ersten Ehe Ulrichs I, vermählt an Reinhard Herrn zu Hanau, und aus zweiter Ehe 2) Isengard, Gemahlin Philipps I von Falkenstein; 3) N., vermählt an Eberhard von Weinsberg; 4) Elisabeth, Gemahlin Conrads von Weinsberg; 5) Agnes, vermählt an N. von Schönberg, und 6) Hedwig, Gemahlin des Marschalls von Pappenheim, theilten das brüderliche Erbe. Gemeinschaftlich blieb Stadt und Burg Münzenberg.

Der Miterbe Philipp von Falkenstein erkaufte die Erbtheile der Weinsberger schon 1256, und trat seinen Antheil an Münzenberg 1271 bei der Abtheilung mit seinem Bru-

der Werner I an diesen ab. Letzterer erbaute in Münzenberg eine neue Kapelle und schenkte 1271 dem Kloster Reters einen Wald, und den Antonitern in Grünberg 1289 die Kirche Amene, unter der Bedingung, daß zwei von diesen Geistlichen stets den Gottesdienst in der neuen Kapelle zu Münzenberg versehen sollten.

Im Jahre 1272 erkauft Philipp von Falkenstein den Erbtheil von Agnes von Schönberg und 1286 den von Pappenheim. Fünf Sechstheile von Münzenberg kamen auf diese Weise in Falkensteinische Hände, ein Sechstheil besaß Hanau. Beide Dynasten schrieben sich von der Zeit, neben dem Namen ihres Stammes: Herren zu Münzenberg. Mehrere Falkensteiner bedienten sich sogar des letztern Namens allein und nahmen das Münzenberger Wappen an.

Ums Jahr 1355 erscheint Diedrich von Hattstein als Burgmann in Münzenberg, und im Jahr 1418 hatte es es Gilbrecht Weyse, von der Herrschaft Falkenstein wegen, inne.

Aber auch die Falkensteiner erloschen (am 4. October 1418) mit Werner Erzbischof von Trier. Seine ihn überlebende Schwester Anna, Wittwe Gottfrieds von Rines in erster, und Günthers von Schwarzburg in zweiter Ehe, wohnte bis zu ihrem Ableben (1419) in Münzenberg. Von zwei früher verstorbenen Schwestern (Lukardis, vermählt an Eberhard von Eppstein, und Agnes, vermählt an Otto von Solms,) waren Kinder vorhanden, die jetzt einzigen Erben der Falkensteinischen Besitzungen und der

dazu

dazu gehörigen fünf Sechstheile an Burg und Stadt Münzenberg. Von letztern fielen $\frac{5}{12}$ auf Solms, gleicher Theil auf Eppstein. Im Jahre 1581 kam mit der Eppsteinischen Grafschaft Königstein in der Wetterau, vom Eppsteinischen Antheil die Hälfte mit $\frac{5}{24}$ an Stolberg-Gedern, und die andere Hälfte mit $\frac{5}{24}$ an Mainz, und 1684 trat Mainz diesen Antheil an Hanau ab. Seit damalen und bis zur neuesten Zeit, wo der Hanauische Theil an das Großherzogthum Hessen abgetreten wurde, besaßen an Stadt und Schloß Münzenberg 1) Hanau, und nachdem diese Grafen ausstarben, Hessen-Cassel $\frac{9}{24}$; 2) Solms $\frac{10}{24}$, und Stolberg $\frac{5}{24}$. Vom Solms'schen Antheil gehören $\frac{5}{24}$ nach Braunfels und die andern $\frac{5}{24}$ nach Laubach. Alle Theilhaber nennen sich Herren zu Münzenberg, führen in ihrem Wappen den Münzenbergischen roth und gold zwerchgetheilten Schild und Helm, und das Fürstenthum Hanau die Beinamen: Hanau-Münzenberg, zum Unterschied der ehemaligen Hessen-Darmstädtischen Grafschaft Hanau-Lichtenberg im Elsaß.

Wenige Burgen mögen so stattlich und fest gewesen seyn, als diese. Die Befestigungen, welche zugleich das Städtchen mit einschlossen, sind weit ausgedehnt. Auf der westlichen Seite der Burg lag ein Thiergarten, in welchem Wild gehegt wurde.

Die Besitzer ließen dieselbe durch Amtleute und Keller verwalten. Als solche erscheinen in den Jahren 1413 Eckart und Cuno von Rodenhusen; 1436 und 1437 gleich-

zeitig als solche: Henne von Velderßheim der alte, Henne von Velderßheim genannt Grape, Henne von Colnhusen und Crafft Rietesel; im Jahre 1461: Ritter Johann von Schönborn und Heinrich Selbult.

Frühere kriegerische Schicksale der Burg sind mir nicht bekannt. Auch sie, wie so viele andere, zerstörte der dreißigjährige Krieg. Vielleicht geschah es durch den ligistischen General Spinola, der solche 1621 eroberte. Merian in der topographia Hassiae sagt gleich nach diesem Kriege von ihr: „Minzenberg ist vorweilen ein fürtreflich Hauß oder eine schöne Burg gewesen, von welchem Schloß noch zween Thürme, aber verstört und verwüstet übrig seyn." Auch bestätigt Winkelmann in seiner Beschreibung von Hessen, daß es im dreißigjährigen Kriege zerstört worden sey. Nur das mittlere Thor war noch bis vor wenig Jahren wohnbar überbaut, und die Beamten der Mitherrschaften, die sich jährlich einige Mal Geschäfte halber in Münzenberg einfanden, versammelten sich gewöhnlich in dem kleinen Stübchen zu freundlicher Erholung. Aber auch dies ist jetzt zerstört.

Das Wappen der Stadt Münzenberg ist ein blättriger Stengel zwischen zwei Thürmen, das Wappen der Dynasten ein zwerchgetheiltes, oben roth und unten goldnes Schild. Auf dem mit einem Fürstenhut gekrönten Helme steigt aus goldner Kugel ein Pfauenschweif zwischen zweien, nach Schildes Weise getheilten Fähnlein empor. Die Lanzen der Fähnlein sind braun mit goldenen Spitzen, die Helm-

decke roth und golden. Der letzte Münzenberger bediente sich gewöhnlich des Wappens der Stadt.

* * *

Diese Nachrichten lieferten Wenk Hessische Landesgeschichte; Engelhard, Beschreibung der Hessen-Casselschen Lande ꝛc.; Erbrecht der Grafen von Stolberg auf die Grafschaft Königstein 1673; Buri, behauptete Vorrechte des Dreieicher Wildbannes; Winkelmann, Beschreibung von Hessen; Merian's Topographie von Hessen; Lersner, Frankfurter Chronik; Gebhardi, genealogische Geschichte ꝛc. In Merian's Topographie befindet sich eine Abbildung von Münzenberg; auch hat J. Th. Prestel in Frankfurt a. M., nach G. Schütz, eine Ansicht der Ruine, eine des mittlern und eine des innern Thors, herausgegeben.

Dr. Usener.

152 — 154.

Altenstein, Nauenburg
und
Liebenstein

an der Südseite des Thüringer Waldes, im Herzogthum Sachsen-Meiningen.

Die Vorwelt lebt in Sagen
am Bergschloß wieder auf,
und ihre Trümmer tragen
kühn durch der Zeiten Lauf
der Thaten Glanz, sie melden
den Ruhm erloschner Helden.

E. Stöber.

152 — 154.

Altenstein, Nauenburg und Liebenstein.

Welchem Bewohner der thüringischen Auen sind die reizenden Gegenden seiner Gebirge wohl unbekannt geblieben? und wer sollte wohl Altenstein mit seinen grotesken Felsenmassen, und Liebenstein mit Hygeens Quelle unbesucht gelassen haben?

An dem südlichen Abhange des Thüringer Waldes, dessen Fuß die Werra umspült und ein breites Thal bildet, erhebt sich, zwei Stunden vom Städtchen Salzungen und vier Stunden von Eisenach, auf einem Bergrücken aus Conglomerat bestehend, die weißen anspruchlosen Gebäude von Altenstein, der Sommersitz des Herzogs zu Sachsen-Meiningen. Eine schlängelnde Chaussee windet sich am waldreichen Berge zum Park geformt hinauf, wo zuerst noch Ueberreste des ehemaligen Schlosses sich zeigen, das vor hundert Jahren ein Brand zerstörte, und wo jetzt der eben erwähnte Sommersitz einestheils seine Stelle einnimmt. Ein großer Hofraum, der durch einen Halbzirkel die Wohnungen der Hausofficianten, worunter sich auch der

Marstall befindet, gebildet wird, ist so mit den Anlagen verwebt, daß man die Grenzen nicht zu unterscheiden vermag.

Dicht an der rechten Seite des Gebäudes ersteigt man eine hohe schroffe Felsenmasse, von einigen alten Mauern und Ueberbleibseln eines Thurms umgeben, auf eingehauene Stufen, die eine Plattform bildet, jetzt die Terrasse genannt. Wahrscheinlich hat dieser Felsen, der eine natürliche Vertheidigung abgab, die Wahl des Ortes und den Namen der damals zu erbauenden Burg Altenstein geliefert. Gipfelreiche Buchen und Ahorne aus den Steinritzen entsprossen wölben Lauben, und laden den Wanderer ein, im kühlen Schatten auf bequemen Bänken unter aromatischen Blumendüften eine Aussicht zu genießen, die das üppige Werrathal schwelgerisch darbietet!

Welch ein reges Leben fesselt den Blick in den gleich darunter liegenden Glücksbrunn, dessen Schloß-ähnliche Gebäude in alt französischen Gartenanlagen, ein Blaufarbenwerk darstellt, welches dem Herzog von Sachsen-Gotha jetzt als eine Privatbesitzung gehört. Der Marktflecken Schweina (Schweinau) stößt unmittelbar daran. Wie seltsam gestalten sich rechts und links in der nächsten Umgebung die isolirt stehenden nackten Felsensäulen, die eine mit einer gothischen Kapelle, die andere mit einer Pagode geziert! Welch wohlthuenden Ruhepunkt dem Auge, wenn es sich müde an der mit Städten, Dörfern und Ruinen besäeten Gegend, wo das freundliche Salzungen mit seinen reichen Salzwerken am kleinen See, und

Barchfeld *) mit dem neuen Schloß der Landgrafen von Hessen-Philippsthal und der alten Burg der Freiherren Stein von Liebenstein, am meisten sich auszeichnet, gesehen hat, und von einem Gegenstande zum andern gedrängt ward, geben dann die verschiedenen Farbenschattirungen der grünen Thäler, wo die Werra sich sanft hindurch windet und wo rauschende Waldbäche zu ihr hineilen. Den ferneren Blick hemmt der malerische Dolmar, dessen Umrisse sich am südlichen Horizonte scharf abschneiden. Aus den waldigen Vorbergen der westlichen Röhn erhebt sich der spitze Gipfel der hohen Geba, und die sich auszeichnenden Berge, die Sachsenburg, der Baier, der Oechsen- und Diederichsberg. Die Ruinen des Crainbergs ragen aus Waldesnacht, und der Frankenstein, obgleich beraubt von all solcher Zierde, spricht jetzt noch in seiner Gestalt sich aus, was er einst war, — und schließt so das Gemälde!

Durch den natürlichen Park von breiten Buchen, ästigen Eichen mit schlanken Ulmen und Ahornen, führen breite Gänge zu einzelnen Parthien. Bald gelangt man zu einem romantischen, engen, tiefen Wiesengrunde, dessen Stille durch das Tosen eines über röthliche Granitfelsen-

*) Der Prinz Wilhelm von Hessen-Philippsthal erkaufte von den Freiherren von Boyneburg zu Lengsfeld die Erbvogtei Barchfeld und $\frac{2}{3}$ der Güter daselbst, ($\frac{1}{3}$ besitzen die von Stein,) und war somit der Stifter einer Nebenlinie des hessischen Hauses (1731).

massen, in mehreren Zweigen sich stürzenden und austheilenden Baches, unterbrochen wird, der zuletzt einen mit Gebüsch halb versteckten Forellenweiher bildet. Auf der Höhe dieses Felsen zwischen Tannen und Fichten, ruht eine nach Schweizer Art gebaute Sennhütte, von einer Hirtenfamilie bewohnt, welche die Aufsicht über das hier weidende Vieh führt, um täuschender eine Schweizer Landschaft nachzuahmen. Wird der Weg weiter verfolgt, den waldigen Rücken des andern Berges hinauf, so spannt sich eine Knüppelbrücke über zwei durch eine Schlucht von einander getrennte Felsen.

Unfern des herzoglichen Landhauses erhebt sich der sogenannte Bonifacius-Fels, der den Namen von einer auf ihm gestandenen Kapelle trägt, die einst dieser Apostel der Deutschen erbaut hatte. Zur Erinnerung seiner und des merkwürdigen Jahres 1814, ist auf der vordern Seite ein eisernes hohes Kreuz mit den vielbedeutenden Worten errichtet:

Gott,
Vaterland, Freiheit,
Friede
MDCCCXIV.

Ein Seitenstück hierzu liefert nicht weit davon, die senkrecht abgeschnittene Steinmasse, gleich einer Pyramide, auf deren Gipfel ein kolossaler Korb ruht, den die Kunst jährlich mit passenden Blumen bepflanzt. Ein Denkmal an die verstorbene Herzogin Amalia, deren Brustbild in

Marmor am Fuße dieser Felsenpyramide, etwas eingetieft, auf einem Sarkophage ruht.

Eben so interessant ist die auf einer Klippe sich erhebende Ritterkapelle, als eine Erinnerung an die ehemaligen Besitzer von Altenstein aus dem Geschlechte der Hunde von Wenkheim, — und dann links, der abgesondert dastehende riesenhafte Steinblock, „der hohle Stein" genannt, zu dem man durch ein Felsenthor auf Steintreppen zur höchsten Spitze gelangt, wo eine Pagode sich erhebt, um daraus eine neue köstliche Aussicht auf die Landschaft zu gewinnen. Doch alles dieses wird durch die merkwürdige Berghöhle in Schatten gesetzt, deren Eingang unter dem hohlen Stein an der Chaussee, die nach Liebenstein führt, sich befindet.

Alle Sonntage in der Brunnenzeit um die Mittagsstunden, erleuchten farbige Lampen die unterirdischen Gänge dieser Höhle, die zu einem natürlichen Dom führen, wo Argand'sche Kronleuchter magisch ihr Licht verbreiten; harmonische Töne steigen nieder, und ein künstliches Echo giebt sie in Pausen dem Lauschenden klagend nach. — Weiter hört man Gewässer rauschen, man steigt hinauf, und über eine eiserne Balustrade gelehnt, blickt das Auge in einen Abgrund, wo auf schwarzer Welle ein Schifflein mit Gestalten zu einem strahlenden Tempel gleitet, wo das rothschimmernde G als ein Denkmal dem Entdecker dieser Höhle und Gründer aller dieser Anlagen, Herzog Georg, geweiht, aus dunkler Felsennacht sich darstellt.

Als diese Höhle im Jahre 1798 beim Baue der Chaussee entdeckt wurde, fand man bei dem Aufräumen eine Menge Knochen aus dem Geschlecht der Höhlenbären. Sie waren in Schlamm und Schmutz eingehüllt, unversteinert, aber durchgehends schwarzbraun gefärbt, ausgenommen die Zähne, die ihr weißes Email behalten hatten, jedoch sehr mürbe und brüchig. Hinter einer eisernen Gitterthür in einen Nebengang erblickt man noch diese Knochenmassen.

Die Anlagen führen sowohl zu der Stelle, wo das ehemalige Schloß Nauenburg, als auch zu dem Badeorte Liebenstein zu der darüber liegenden Ruine gleiches Namens. Doch ehe wir diesen Weg weiter verfolgen, wollen wir das Geschichtliche der Burg Altenstein nachholen.

Die Erbauung dieser Burg setzt man in die Mitte des 6ten Jahrhunderts, als Amalberga, die Königin der Thüringer, durch ihre Herrschsucht ihren Gemahl Hermanfried mit seinen Brüdern auf eine listige Weise in Zwist brachte, nämlich, wie die Sage lautet, daß eines Tages, als der König zu Tische kam, er die Tafel halbgedeckt fand, und nach der Ursache fragte, Amalberga die Antwort gab: wer nur ein halbes Königreich besitzt, der muß auch mit einer halbgedeckten Tafel sich begnügen. Als nun der brüderliche Krieg ausbrach, und jeder Theil in den Völkern Franken und Sachsen Bundesgenossen suchte, und diese auch, wie es noch immer der Fall ist und seyn wird, das thaten, was in der Fabel der Löwe als Bundesgenosse that, kam diese Gegend unter fränkische Herr-

schaft, und von ihren Königen soll dieses Schloß zum Schutz der nordöstlichen Grenze erbaut seyn.

Der Chronikschreiber Sagitarius *) spricht mit folgenden Worten von dieser Burg:

„anno 724 kam der heilige Bonifacius in hiesige „Lande. Der Ort, den er sich zuerst ausersehen, war „der Wald bei dem Altenstein, zwischen Eisenach und „Salzungen, nicht sogar weit vom Werrafluß, wo „er eine kleine Kapelle nebst einem Hüttchen für den „Priester erbaute; nachdem er in dem erbauten „altensteinischen Kirchlein einen Priester aus seinen „Mitgesellen gelassen, reiste er nach Geismar in Hessen rc."

Dieses sind die ersten Nachrichten, die uns die Geschichte vom Altenstein aufbewahrt hat. Burg und Kapelle sind, wie schon gesagt, längst zerstört, obgleich von allen beiden noch einige Ueberreste sich vorfinden. Der Name Altenstein scheint aber erst in der Mitte des 14ten Jahrhunderts entstanden zu seyn. Die ältesten Urkunden nennen es „zum Stein" (in lapide), darauf „Markgrafenstein" als die Markgrafen von Meißen Besitzer davon waren, und als Liebenstein (novus lapis) erbaut wurde, wahrscheinlich zum Unterschied, den Altenstein.

Die Besitzer des Schlosses, wie auch der ganzen Gegend, waren im Mittelalter das reiche angesehene Dy-

*) Sagitar. in antiquitatibus regni thuringii p. 375.

nastengeschlecht von Frankenstein, wo Ludewig mit diesem Namen in den Urkunden erscheint. Einer seiner Enkel Godebald, der die Frankenbergische Seitenlinie stiftete (1186), erhielt zu seinem Antheil auch dieses Schloß, wovon zwei seiner Söhne, Otto und Poppo, den Namen de Lapide führten; so erscheint Otto in einer Urkunde (1216) unter dem Titel: comes de lapide, wo Landgraf Hermann von Thüringen die Schutzvogtei Kloster Frauen-Breitungen dem Abt Siegfried von Hersfeld überläßt, welcher sie darauf als ein Lehen diesem Geschlecht wieder auftrug (1248). Nach kinderlosem Absterben trat sein Bruder Poppo allein in Besitz der Herrschaft und des Schlosses Altenstein. In einer Urkunde (1268), die nicht allein wegen ihres Inhalts, sondern auch in genealogischer Hinsicht der Frankensteinischen Verwandtschaft merkwürdig ist, worin Poppo de Lapide etliche Güter in Kupfersuhl dem St. Lazarusorden zu Wachenhausen *) schenkt, kommen Heinrich von Frankenberg sein Bruder, Gotzo von Stein sein Sohn, und Heinrich von Schen-

*) Wachenhausen ist ein ausgegangenes Dörfchen im Amte Salzungen. Der Orden hatte den christlichen Zweck, die sonst ganz hülflosen Aussätzigen zu warten, daher mußten Großmeister und Ritter selbst aussätzig seyn; und als derselbe in spätern Zeiten keine Aussätzige mehr zu warten hatte, brauchte er keine solche Ritter zur Wartung mehr, aber der Großmeister mußte wenigstens an an dieser Krankheit leiden.

kenwald und Friedrich von Neidhartshausen *) seine Stiefsöhne, als Zeugen vor.

Heinrich und Gotzo scheinen beide ohne Nachfolger hinterlassen zu haben gestorben zu seyn (1270 und 1288), denn ihre Schlösser und Besitzungen befanden sich im Anfange des 14ten Jahrhunderts theils in den Händen ihrer Verwandten, theils in den Händen anderer.

Heinrich, edler Herr von Frankenstein, ward nun Besitzer von Altenstein, der es aber bald darauf, nebst der Schutzvogtei über das Kloster Herren-Breitungen, an seinen Schwiegersohn, den Dynasten Günter von Salza als Heirathsgut überließ. Des letztern drei Söhne, Friedrich, Heinrich und Günter, verkauften Altenstein an den Landgrafen Friedrich von Thüringen, der schon früher die Stadt Langensalza nebst Umgegend auf eben diese Weise erlangt hatte (1340).

Eine ansehnliche Burgmannschaft wahrte dieses Schloß gegen feindliche Ueberfälle, und in einer Urkunde vom Jahre 1335 erscheinen folgende als Burgmänner: Hermann Stange, Advocatus in Altenstein, Heinrich von Breitungen, Friedrich Stock, Advocatus in Barchfeld, Heinrich von Schrepfstrute, Hermann bei dem Brun, und Conrad Geba ꝛc.

Landgraf Friedrich von Thüringen, der mit Graf Heinrich d. j. von Henneberg einen gegenseitigen Ehekon-

*) Diese Namen wurden auch unter die Dynastengeschlechter gezählt.

trakt zwischen ihren Kindern, dem Landgrafen Balthasar und der Gräfin Sophia, (1342) abgeschlossen hatten, und worin schon der Tag der Trauung bestimmt war, setzten wegen der wechselseitigen Erfüllung ihres Versprechens, der eine das Schloß zu dem Steyne (Altenstein), der andere die Veste Scharfenberg zum Unterpfand ein, und zwar so, daß, wenn einer unter ihnen von diesem Ehebündniß abgehen würde, dem andern das Schloß so lange eingeräumt werden sollte, bis die gedachte Heirath vollzogen würde; d. h. also wohl eben so viel, als im ewigen Besitz zu bleiben. Zu dem Ende wurde die Veste Altenstein dem Ritter Wetzilo vom Steyne, und die Veste von Scharfenberg dem Johannes von Bibra übergeben.

So bestimmt auch diese Abrede war, so blieb sie dennoch unerfüllt. Die Gräfin Sophie wurde noch im nämlichen Jahre (1342) an Markgrafen Albrecht von Nürnberg vermählt, und trotz dem blieb jedes Schloß seinem Herrn!

Wie lange es die Ritter von dem Stein besessen haben, wahrscheinlich pfandweise, ist unbekannt; nur Güthe in seiner Meiningischen Chronik gedenkt dieses Schlosses mit folgenden Worten:

„anno 1379 im October sind die Räuber, so auf „dem Markgrafenstein, welcher Ort jetzt der alte „Stein genannt wird, hierher nach Meinungen „gestreift, den Bürgern das Vieh vor dem Oberthor „weggetrieben, und als nun die Bürger den Räubern

„nacheilten, sind 60 Bürger gefangen worden, die „sich mit 2000 Fl. haben ranzioniren müssen."

Ein Zeitraum von hundert Jahren verstreicht, ohne daß die Geschichte dieses Schlosses Erwähnung thut. Erst im Jahre 1492 sagt eine Urkunde, daß der Kurfürst Friedrich und sein Bruder Johann, ihren treuen Diener, „unserm Thürknecht" Hans Hund von Wenkheim *) wegen vieler

*) Auf die Entstehung dieses Geschlechts wendet man die bekannte Sage an, die von mehrern unter andern auch von einer Gräfin von Querfurt erzählt wird. Eine Frau von Adel, die ein Bettelweib mit einem Zwilling schnöde abgewiesen: daß ein Weib unmöglich zwei Kinder von einem Manne habe, kam darauf in Abwesenheit ihres Gemahls mit sieben Kindern nieder. Sie in der Angst, von demselben der Untreue beschuldigt zu werden, übergab sechs der Knäblein einer ihrer Weiber, solche zu ersäufen. Das Weib nahm es auf sich, und trug mit dem frühesten die Kinder in einem Korbe aus der Burg. Da begegnete ihr der von der Reise zurückkehrende Burgherr, und fragte: „was sie schon so früh aus der Burg trüge? Das Weib antwortete: „junge Hunde." Er deckt aber den Korb auf, und findet die neugebornen 6 Kinder. Betroffen dringt er in die vor Furcht erstarrte Frau, so, daß solche bald anzeigt, woher sie mit den Kindlein komme, wem sie zuständig, und was sie damit thun sollte. Der Burgherr nahm die Kinder, verbot der Frau, jemanden etwas davon zu sagen, vielweniger der Mutter, und ließ sie bis in ihr 6tes Jahr heimlich auferziehn, darauf sie wie das im Schloß zurückgebliebene siebente kleiden, und brachte sie in das Zimmer seiner

und treugeleisteter Dienste, das Schloß und die Herrschaft Altenstein als ein Mannlehen übergiebt. Die Herrschaft bestand damals, mit Einschluß von Altenstein und der zwei in Trümmern liegenden Burgen Alt- und Neu-Ringelstein, aus dem Marktflecken Schweinau, jetzt Schweina, den Kirchdörfern Steinbach und Gumpelstadt, und den kleinen Dörfern und Höfen Waldfischa, Profischa ꝛc. Hans Hund, der im folgenden Jahre Landvoigt von Sachsen war, begleitete den Kurfürsten Friedrich am 19. Mai 1493 mit einem großen Gefolge von Fürsten, Grafen, Herren und Gelehrten, nach dem gelobten Lande. Heinrich von Schaumberg, ein fränkischer Ritter, der schon früher in Jerusalem gewesen, Ritter des heiligen Grabes war, und jetzt

Gemahlin. Auf seine Frage, was die Mutter verdiene, die solche Kinder umbringen lassen wollte, habe sie reuevoll ihr Urtheil selbst gesprochen, welches ihr auch widerfahren sey. Die sieben Kinder sollen sich verheirathet und die Stammväter von sieben Familien geworden seyn, die zum Andenken alle den Namen „Hund" geführt haben, als 1) die Hunde zu Altengrotkau in Schlesien, 2) die Hunde von Rückerstein in Oesterreich, 3) die Hunde von Lauterbach in Baiern, 4) die Hunde zu Kirchberg in Hessen, 5) und 6) die Hunde zu Wenkheim und Grünsfeld in Franken, und 7) die Hunde zu Saulheim am Rhein *).

*) Eine ähnliche Sage ist im 5ten Bande der Ritterburgen S. 218 mitgetheilt worden.

F. G.

wieder den Kurfürsten begleitete, schlug am 29. Juni am Sonnabend in der Kirche zu Jerusalem den Kurfürsten zum Ritter, worauf dieser mehrere Fürsten, Grafen und adelige Personen, unter andern auch diesen Hans Hund, zum Ritter des heiligen Grabes schlug.

Hans und sein einziger Sohn, Wolf, starben bald darauf (1505); der Kurfürst belehnte aber von neuem dessen Bruder Burkhard, der sein heimlicher Rath und Statthalter zu Gotha war, mit dem nämlichen Schloß und Zubehörung. Dieser war es, der mit dem Schloßhauptmann zu Wartburg, Caspar von Berlepsch, unweit Altenstein auf der Landstraße nach Gotha, Doctor Martin Luther auf seiner Rückreise von Worms am 20. Mai 1520 auf geheimen Befehl des Kurfürsten von Sachsen aufhob und nach der Wartburg bringen half. Der Sage nach ruhte Luther unter einer Buche, die jetzt noch mit einem imposanten breiten Gezweige eine Quelle beschattet, von deren Wasser der große Reformator sich labte. In der Umgegend wird sie noch der „Luttersbrunn" genannt, und giebt dadurch einen Beweis mehr, daß dieses wirklich geschehen sey. Vor einigen Jahren ist dieser Platz geebnet worden, der Brunnen geschmackvoll eingefaßt, die Buche mit Bänken umgeben, und alles mit einer leichten Befriedigung versehen.

Dieser Burkhard erkaufte auch das nicht weit davon liegende Schloß Wildprechtsrode, nebst den dazu gehörigen Dörfern. Einer seiner Söhne, Christoph, der als Feldhauptmann des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen

in der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg 1547 mitgefangen wurde, folgte als Eigenthümer seinem Vater nach († 1593). Er hinterließ fünf Söhne, die, nachdem sie sich in Hof- und Staatsdiensten der verschiedenen sächsischen Fürsten ausgezeichnet hatten, mehrere Linien stifteten, aber alle bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts wieder erloschen waren, und nur einer von zwölf Söhnen, Eberhard Friedrich, übrig blieb, der ebenfalls ohne Kinder am 10. Juli 1722 im 76sten Jahre starb, und somit sein Geschlecht beschloß. Das Andenken an ihn und seine Vorvordern ist durch die Stiftung eines Waisenhauses für 12 Kinder (1708) und durch die eines Hospitals für 12 arme Personen von seinen Unterthanen (1712), bis jetzt noch immer dankbarlich erhalten.

Das Schloß nebst der Herrschaft fiel als ein eröffnetes Mannlehn an die drei damals regierenden Herzoge, Ernst Ludwig, Friedrich Wilhelm, und Anton Ulrich, von Sachsen-Meiningen. Alle drei waren mit ihrem ganzen Hofe zugegen, als die feierliche Leichenbestattung des letzten Besitzers vor sich ging. Die Hofkapelle führte die Trauerkantate auf, während die Parentation von einem Adam von Buttlar zu Wildprechtsrode nach herkömmlicher Sitte gehalten wurde, wobei Helm, Schild und Siegel zerbrochen mit in die Gruft hinabgesenkt wurden.

Folgendes war die herkömmliche Form, die bei solchen Ceremonien mit Worten ausgedrückt wurde, und die als eine Reliquie ehemaliger Sitte, hier eine Stelle wohl verdienen.

„Nachdem durch den tödtlichen Hintritt des weiland „Hochwohlgeborne Herrn, Herrn Eberhard Friedrich „Hund von Wenkheim zum Altenstein, der letzte die„ses Namens und Stammes, das vor vielen Jahr„hunderten her, sehr berühmt gewesene Geschlecht „derer Hund von Wenkheim gänzlich erloschen; also „werden, eingeführter löblicher Ordnung und Gewohn„heit nach, die Insignien dieses erloschenen Ge„schlechts nunmehr zerbrochen, nämlich Wappen, „Schild und Helm, nebst dem Insiegel, und sodann „in die Gruft beigelegt und begraben. Es nimmt „also dieses preiswürdige Rittergeschlecht derer Hunde „von Wenkheim, wie alles andere in der Welt, nach „dem Ausspruch des weisen Seneka: „„quidquid ad „summum venit, incremento non relinquit „locum"", hiemit ein Ende!" —

Das damalige Schloß, welches nicht das allerälteste war, da jenes so baufällig gewesen seyn muß, daß es Ernst Friedrich Hund 1587 von neuem erbaute, und der Letzte, Eberhard Friedrich, 1699 von Innen und Außen neu einrichten ließ, brannte 1733 ab. Eine brennende Speckseite soll von dem am nördlichen Fuße liegenden Dorfe Steinbach, welches bei dem Brande 106 Wohnhäuser nebst Kirche, Pfarr- und Schulgebäude verloren hatte, auf das Schloß geflogen seyn und es angezündet haben. Der Mangel an Wasser auf der Höhe verursachte, daß das Schloß nebst allen Nebengebäuden und dem Archiv ohne Rettung verloren war. Die Herzoge von Sachsen-Meiningen ließen

gleich darauf wieder ein neues von Stein, auf einem geräumigen Platze, neben das alte aufführen, und wurde der Sitz eines Amtes. — Im Anfange des 19ten Jahrhunderts ließ es Herzog Georg neu einrichten, Nebengebäude und Stallungen bauen, und wählte es zum Sommeraufenthalt für sich und seine Familie.

Nauenburg,

oder die Neuenburg, liegt unweit Altenstein und der Bonifacius-Kapelle. Keine Spur ist von dieser, in dem Leben Landgraf Ludwigs des Eisernen von Thüringen so berühmten Burg mehr übrig; der Name ist sogar verschollen; ein Garten nimmt diese Stelle ein, der jetzt der „Brandgarten" heißt. Alte verrostete Waffen, Schnallen und Münzen finden sich von Zeit zu Zeit bei Bearbeitung desselben, und nur mündliche Sagen von den Erscheinungen, die noch immer hier vorgehen sollen, erhalten spärlich das Andenken.

Die Erbauung der Burg wird Ludwig dem Springer, wie die der Wartburg, zugeschrieben. Es trat auch hier der Fall wieder ein, daß der Mächtige den Mindermächtigen unterdrückte. Wie jenseits des Thüringer Waldes die Wartburg schon auf Frankensteinschen Boden gebaut war, so wurde später von ihm die Gränze weiter gerückt, und diesseits des Thüringer Waldes, noch näher als die Wartburg bei dem Metilstein, die Nauenburg bei dem Altenstein aufgerichtet.

Sein Enkel, Landgraf Ludwig der Eiserne, erwählte diese Burg, vorzüglich der Jagd wegen, zu seinem Aufenthaltsorte. Hier spinnt sich die Reihe von mehreren Sagen an, die ältere Schriftsteller, z. B. die thüringischen Chronisten, bald von der Stadt Naumburg an der Saale, bald von Freiberg an der Unstrut, was früher Nauenburg geheißen haben soll, erzählen. Damals, als Rothe und Bange über die thüringische Geschichte schrieben, war diese Burg wahrscheinlich längst schon zerstört; aber es leidet jetzt keinen Zweifel mehr, wenn überhaupt diese Traditionen vorgefallen sind, daß es hier und nirgends anders geschehen ist *).

Hier war es, wo Ludwig auf der Jagd nach dem zwei Stunden davon entfernten Orte Ruhla sich verirrte; hier liegt der Acker, der noch bis jetzt der „Landgrafenacker" heißt, weil er ihn mit seinen raublustigen Edeln umpflügte. Dieses war das Schloß, wo er Kaiser Friedrich den Rothbart, seinen Schwager, nach dem polnischen Kriegszuge (1172) bewirthete, und den Tadel des Kaisers: „so schön das Schloß auch sey, doch die Hauptmauer fehle!" dadurch entkräftete, daß er es binnen 24 Stunden mit einer

*) Ich muß jetzt der Meinung auch seyn, was ich früherhin nicht war, und daher im 3ten Bande der Ritterburgen, 2te Aufl. S. 316, die Sage vom Ruhlaer Schmidt und dem Adelsacker, als in der Gegend von Freiburg an der Unstrut vorgefallen, erzählte.

F. G.

lebendigen Mauer von Vasallen umgab, und es so dem staunenden Kaiser zeigte. Von hier wurde auch der Leichnam dieses Landgrafen nach dem 3 Stunden davon entfernten Kloster Reinhardsbrunn auf den Schultern seiner Vasallen getragen, die es ihm im Leben hatten versprechen müssen (1173).

Diese Sagen verdienen wohl in ihrer eigenthümlichen Sprache hier eingerückt zu werden, und so mögen sie die vom Jahr 1173 bis 1457 sich findende Lücke in der Geschichte dieser Burg ausfüllen.

„Es trug sich einmal zu, daß der Landgraf Ludwig jagen ritt auf dem Walde, und traf ein Wild an, dem folgte er nach so lange, daß er sich verirrte, und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich darnach und kam in die Ruhla, zu einen Hammer- oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug: wer er wäre? „des Landgrafen Jäger." Da sprach der Schmied: „pfui des Landgrafen! wer ihn nennt, sollte allemal das Maul wischen, des barmherzigen Herrn!" Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt: „herbergen will ich dich heunt; in den Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen, will ich dich nicht beherbergen." Der Landgraf ging beiseit, konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, sprach er bei jedem Schlag: „Landgraf werde hart! Landgraf werde

hart, wie dies Eisen!" und schalt ihn, und sprach weiter: „Du böser, unseliger Mensch! was taugst du den armen Leuten zu leben? siehst du nicht, wie deine Räthe das Volk plagen, und mähren dir im Munde?" Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übeten. „Klagten denn die Unterthanen, so wäre niemand, der ihnen Hülfe thät, denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nennte ihn Landgraf Metz, und hielten ihn gar unwerth! — Unser Fürst und seine Jäger trieben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die rothen Füchse in ihre Beutel." — Mit solchen Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden, wie das Eisen. Das trieb er bis zum Morgen; aber der Landgraf faßte alles zu Ohren und Herzen, und ward seit der Zeit scharf und ernst, heftig in seinem Gemüthe, begundte die Widerspenstigen zwingen und zum Gehorsam bringen. Das wollten etliche nicht leiden, sondern banden sich zusammen, und unterstunden sich gegen ihren Herren zu wehren. Als nun der Landgraf einen seiner Ritter überzog, der sich wider ihn verbrochen hatte, sammelten sich die andern und wollten's nicht leiden. Da kam er zu streiten bei der Nauenburg, bezwang und fing sie, und führte sie zur Burg; redte seine Nothdurft, und strafte sie hart mit Worten: „euren geleisteten Eid, so ihr mir geschworen und gelobt, habt ihr böslich gehalten. Nun wollte ich zwar eure Untreu wohl lohnen: wenn ichs

aber thäte, spräche man vielleicht, „„ich tödtete meine eigne Diener;"" sollte ich euch schatzen, spräche man mirs auch nicht wohl, und ließ ich euch aber los, so achtetet ihr meines Zornes fürder nicht". Da nahm er sie, und führte sie zu Felde, und fand auf dem Acker einen Pflug; darinn spannte er der ungehorsamen Edelleute je vier, ackerte mit ihnen eine Furche, und die Diener hielten den Pflug; er aber trieb mit der Geißel und hieb, daß sie sich beugten und oft auf die Erde fielen. Wenn denn eine Furche geahren war, spannte er vier andere ein, und ahrete also einen ganzen Acker; und ließ darnach den Acker mit großen Steinen zeichnen zu einem ewigen Gedächtniß. Und den Acker machte er frei, dergestalt, daß ein jeder Uebelthäter, wie groß er auch wäre, wenn er darauf käme, daselbst solle frei seyn: und wer diese Freiheit brechen würde, sollte den Hals verloren haben; nannte den Acker den Adelsacker, führte sie wieder zu der Nauenburg, da mußten sie ihn auf ein neues schwören und hulden. Darnach ward der Landgraf im ganzen Lande gefürchtet; und wo die im Pflug gezogen hatten, seinen Namen hörten nennen, erseufzten sie und schämten sich. Also brachte er mit dieser schweren Strafe eine Furcht in sie, daß sie demüthiger wurden, und sich ferner keines Ungehorsams mehr bemerken ließen. Weil er ihnen jedoch nicht allerdings traute, und sich der angethanen Schmach halber befürchtete, sie möchten sich heimlicher Weiß an ihm rächen; trug er stets einen eisernen Harnisch, daher er der eiserne Landgraf genennt wurde."

„Ein Mal führte der eiserne Landgraf den Kaiser Friedrich Rothbart, seinen Schwager, nach der Nauenburg; da ward der Kaiser von seiner Schwester freundlich empfangen, und blieb eine Zeitlang bei ihnen. Eines Morgens lustwandelte der Kaiser, besah die Gebäu und ihre Gelegenheit, und kam hinaus auf einen Berg, der sich vor dem Schloß ausbreitete. Und sprach: „eure Burg behaget mir wohl, ohne daß sie nicht Mauern hier vor der Kemnate hat, die sollte auch stark und fest seyn." Der Landgraf erwiederte: „„um die Mauern sorg' ich nicht, die kann ich schnell erschaffen, sobald ich ihrer bedarf."" Da sprach der Kaiser: „wie bald kann eine Mauer hierum gemacht werden? „„Näher dann in 3 Tagen."" Der Kaiser lachte und sprach: „das wäre ja Wunder; und wenn alle Steinmetzen des teutschen Reichs hier beisammen wären: so möchte das kaum geschehen." — Es war aber an dem, daß der Kaiser zu Tisch ging, da bestellte der Landgraf heimlich mit seinen Schreibern und Dienern: daß man von Stund an Boten zu Roß aussandte an allen Grafen und Herren in Thüringen, und ihnen meldete, daß sie zur Nacht mit wenigen Leuten in der besten Rüstung und Geschmuck auf die Burg kämen. Das geschah. Frühmorgens, als der Tag anbrach, richtete Landgraf Ludwig das Volk also an, daß ein jeder auf den Graben um die Burg trat, gewappnet und geschmückt, in Gold, Silber, Sammet, Seide und in Wappenröcken, als wenn man zum Streite auszieht; und jeder Graf und Edelmann hatte seinen Knecht vor ihm, der das Wappen trug, und seinen

Knecht hinter ihm, der den Helm trug; so daß man deutlich jedes Wappen und Kleinod erkennen konnte. — So standen nun alle Dienstmannen um den Graben, hielten bloße Schwerde und Aexte in den Händen, und wo ein Mauerthurm stehen sollte, da stand ein Freiherr oder Graf mit dem Banner. Als Ludwig alles dies stillschweigend bestellt hatte, ging er zum Kaiser, und sagte: „die Mauer, die er sich gestern berühmt hätte zu machen, stehe bereit und fertig." Da sprach Friedrich: „„ihr täuscht mich!"" und segnete sich, wenn er es etwa mit der schwarzen Kunst zuwege gebracht haben möchte. Und als er auswendig zum Graben trat, und so viel Schmuck und Pracht erblickte, sagte er: „„Nun habe ich köstlicher, edler, theurer und besser Mauern zeit meines Lebens nicht gesehen: das will ich Gott und Euch bekennen, lieber Schwäher, habt immer Dank, daß ihr mir solche gezeigt habt."" —

„Im Jahr 1173 befiel den Landgrafen schwere Krankheit, und lag auf der Neuenburg, hieß vor sich seine Ritterschaft, die ihm widerspänstig gewesen war, und sprach: ich weiß, daß ich sterben muß, und mag dieser Krankheit nicht genesen. Darum so gebiete ich euch, so lieb euer Leben ist: daß ihr mich, wenn ich gestorben bin, mit aller Ehrwürdigkeit begrabt, und auf euren Schultern von hinnen bis gen Reinhardsbron traget. Solches mußten sie ihm geloben bei Eiden und Treuen, denn sie fürchteten ihn mehr als den Teufel. Als er nun gestarb, leißteten sie die

Gelübde und trugen ihn auf ihrer Achsel zu dem Begräbort seiner Vorfahren." *).

Erst, wie oben gesagt, knüpfen sich im Jahre 1457 die Nachrichten über diese Burg wieder an. Wahrscheinlich besaßen es vor dieser Epoche adelige Familien pfandweise, worauf es endlich als Erbe überging. Dieses war der Fall, als Freund von Herda, der mehrere Güter in dieser Gegend hatte, es seiner Tochter Dorothea als ein Heirathsgut mitgab, und so gelangte es an den Ritter Hans Metsch, Amtmann zu Hausbreitenbach. Dieser verkaufte die Burg (1498) an seinen Schwager, Hans Hund von Wenkheim zum Altenstein, um 400 Fl. Nach dessen unbeerbtem Tode fiel sie an die weiblichen Erben, und das zu Lehen tragende Altenstein, wie schon oben gesagt, an den Kurfürsten von Sachsen zurück.

Von dieser Zeit verschwindet das Schloß aus der Geschichte, und es scheint, daß es in dem bald darauf erfolgten Bauernkriege zerstört und abgebrannt wurde, woher wohl der Name des jetzigen Brandgartens kommen mag. Die Steine wurden wahrscheinlich zu dem, ebenfalls dabei Schaden gelittenen, Altenstein verwendet.

*) Grimm's deutsche Sagen 2ter Theil S. 333.

Liebenstein.

Entweder auf der rechts mit Fruchtbäumen und Pappeln geschmückten Chaussee gelangt man in einer halben Stunde von Altenstein zu dem Badeorte Liebenstein, oder links auf einladenden Gängen, durch freundliche Wiesen und üppige Felder über den sanft ansteigenden Berg zu den Ruinen von Liebenstein, nach dem darunter liegenden Badeorte. —

Zu dem Innern der dunkelgrauen hohen Basaltmauern dieser Ruinen, die auf einem Kalkfelsen, der sich aus der Plattform des Berges heraushebt, umgeben von Gruppen von Bäumen, bald von der Natur, bald von der Kunst malerisch beschattet, emporsteigen, führt über einen Felsengraben eine treppenartige Brücke. Die Gestalt des Schlosses ist, wie es die Unterlage des Felsens mit sich bringt, bald rund, bald spitzig, und bildet so eine vielseitige Figur, von der die nordöstliche und südöstliche die Hauptwände ausmachen. Drei über einander sich erhebende Fensteröffnungen geben noch ein deutliches Bild seines frühern Aussehens, das ganz ohne Vertheidigungsmauern und Thürme war. Die weitere Aussicht ist mit der vom Altenstein zu vergleichen, und nur die nähere ist verschieden, da der Blick in das eng begränzte Thal von Liebenstein fällt. Am Fuße des durch Anlagen auf einer Seite sanft niedersteigenden Berges liegt das ehemalige Schloß, oder das jetzige Kurhaus mit seinen Nebengebäuden auf mehreren Terrassen. Breite Kastanien zieren

vorn eine dieser Terrassen, deren Kühle von einer plätschernden Fontaine noch erhöht wird. Das Auge weilt angenehm auf dem nahen über die Heilquelle geschmackvoll gebauten Tempel der Hygea. Er dient dem geräumigen Platze zur Zierde, welcher von der einen Seite durch reinliche Häuser des Orts Liebenstein, von der andern durch das Komödienhaus, das Fürstenhaus mit seiner gläsernen Kuppel, und durch einige Badehäuser, die theilweise an der Allee stehen, welche das Dörfchen Grumbach mit Liebenstein verbindet, gebildet wird. — Die neuerbaute Kirche erhebt sich rechts unweit des Kurhauses aus dem Kornmeere, und links steigen die Felsen empor, die eine geräumige Grotte bilden: ein Raum von hohen Buchen umwölbt, groß genug, um 600 Personen, welche oft hier versammelt sind, angenehme Kühle in einem magischen Halbdunkel zu verschaffen. Aus der Tiefe der Grotte entspringt in einer Nische, unter dem steinernen Gebild der Sphinx, eine krystallhelle Quelle und stürzt weiter kataraktmäßig dem Badeorte zu *). Prachtvoller aber erscheint dieser Naturtempel, wenn in einer lauen Augustnacht tausend Lampen den hellen Mittag hineinzaubern und zu einem frohen Abendessen leuchten.

Die Entstehung der meisten Burgen ist der Nachwelt unbekannt geblieben, so auch die der Burg Altenstein.

*) Wer die vielen andern Naturschönheiten von Liebenstein und Altenstein, auch die Heilkräfte des Bades kennen lernen will, der lese: „Liebenstein und seine Umgebungen."

Schon im Anfange des 12ten Jahrhunderts wurde sie zum Unterschied von dem Altenstein (lapis), der neue Stein (novus lapis) genannt. Ein Tutto von Stein, der 1116 die Schenkungsurkunde von einem Theile der Stadt Salzungen an die Abtei zu Fulda unterschreibt, war wahrscheinlich der Besitzer davon, und bis jetzt der bekannte Stammvater der noch blühenden Familien der Freiherren Stein von Liebenstein und Barchfeld, und der Freiherren Stein von Nordheim und Völkershausen. Auch ist zu vermuthen, daß sie früher Eines Stammes mit den Dynasten von Frankenstein *) waren, welche später, als sie wieder besondere Linien stifteten, als z. B. Frankenberg, Crainberg und Stein (Altenstein), vorkommen. Nicht allein die Aehnlichkeit des Wappens, die Gleichheit der besondern Taufnamen: Poppo, Gotzo, Otto ꝛc., welche sowohl die Frankensteine als die Steine führten, sondern auch ihre Verwandtschaft mit mehrern Dynastengeschlechtern, und die Besitzungen mehrerer Schlösser, möchten dieses unbezweifelt bestätigen.

*) Das Wappen der Dynasten von Frankenstein war ein aufrecht gehender Löwe im silbernen Felde, der Helmschmuck zwei ausgebreitete Adlerflügel; der Linie zu Crainberg, ein in die Quere getheiltes Feld, oben den Löwen, unten zwei schräge schwarze Balken im silbernen Felde, und den nämlichen Helmschmuck; der Steine zu Liebenstein und Barchfeld, die zwei schrägen schwarzen Balken, ohne Löwen, und den nämlichen Helmschmuck; der Steine zu Nordheim und Völkershausen, (seit 1290) ein schräger schwarzer Balken und zusammengelegte Adlerflügel.

gen. — Der vorhergenannte Tutto I war der Vater zweier Söhne Poppo I und Hartung, nebst einer Tochter Radisgunde. Der älteste behielt das Schloß mit dem väterlichen Namen; der jüngere, die Veste Scharfenberg bei Ruhle (welcher Ort bis jetzt zum dritten Theil als eine Pertinenz des Schlosses gehört), wovon er sich auch nannte; Radegunde war verheirathet an einen Edlen von Creutzburg, dessen Tochter sich an einen Grafen Wigger von Wartburg vermählte (1137).

Poppo I von Stein und sein Bruder Hartung von Scharfenberg waren Zeuge, als Abt Heinrich von Hersfeld die Einrichtung eines Hospitals zu Königsbreitungen bestätigte (1137). Als der nämliche Abt dieses Hospital bald darauf mit einigen Gütern beschenkte, so fügte Poppo I ebenfalls zwei Hufen zu Ruhfriedswinden hinzu (1142).

Otto von Stein, wahrscheinlich sein Sohn, war zugegen, als dieser Abt Heinrich das Mönchs- und Nonnenkloster zu Breitungen feierlich von einander schied; das Frauenkloster blieb auf dem linken Ufer der Werra neben dem Hospital, und das Mannskloster wurde neben der Kirche am rechten Ufer erbaut (1153). Er bestätigte auch mit seiner Unterschrift die Schenkung des Abts Burkard von Hersfeld an das Frauenkloster zu Breitungen, damit, wie es darinnen heißt: „sie fleisig an ihn gedächten, und „bei Gott für ihn Seegen und Gedeihen erbitten möchten." (1168.) Noch im Jahre 1180 kommt er mit einem Grafen von Orlamünde in einer Langheimbschen Urkunde vor.

Tutto II von Stein, Otto's Sohn, war in dem Gefolge Landgraf Conrad's von Thüringen, als dieser mit den Grafen Bertold und Gottfried von Ziegenhain über Landesangelegenheiten sich verglich (1233). Poppo II kann nach der Zeitfolge Tutto's Sohn gewesen seyn; er war Advokatus von Schmalkalden, und befreite in dieser Eigenschaft das Kloster Georgenzell von dem städtischen Zoll daselbst (1272). Mit seinen vier Söhnen, den Rittern Wetzilo I (Wenzeslaus), Gotzo I (Gottfried), Poppo III und Siegfried I, theilte sich das Geschlecht in mehrere Linien. Die Ritter Gotzo, Poppo und Siegfried kommen gemeinschaftlich als Besitzer der Schlösser Mosburg bei Schmalkalden, und Nordheim vor. Gotzo I war der Stifter einer Nebenlinie, welche die Burg zu Barchfeld erhielt und mit seinem Enkel gleiches Namens schon 1381 erlosch. Gotzo I wird in der Entscheidungsurkunde vom Kaiser Albrecht erwähnt, worin derselbe die Streitigkeiten zwischen dem Markgrafen Hermann von Brandenburg und dem Bischof Mangold von Würzburg beilegt. Es heißt unter andern darin: „der Bischof soll dem Ritter Gotzo von Stein an sein Gut zu Nordheim nicht hinderlich seyn, und den Zehenden daselbst, der ihm von Heinrich von Baumenburg (Boyneburg) Domherren zu Würzburg versetzt sey, nur erst gegen die erlegte Pfandsumme einzulösen" (1301). Poppo III bekam zu seinem Antheil das Schloß Mosburg. Der Graf Bertold von Henneberg eroberte dieses Schloß, weil der Besitzer mit seinen Helfershelfern Markold von Lichtenberg und Heinrich von Heldritt die Gegend daraus

beunruhigte (1314). Mit Diederich und Eberhard, wovon ersterer hennebergischer Kanzler war (1319), starb diese Linie wieder aus.

Siegfried I war der Stifter der noch blühenden Linie von Nordheim und Völkershausen, deren Güter bis jetzt noch eine ansehnliche Herrschaft ausmachen. Dieser trug vom Grafen Conrad von Wildberg mit den Brüdern Simon, Heinrich, Simon und Conrad von Fischberg den Sackzehenden zu Hentingen zu Lehen (1296), der bis jetzt noch bei diesem Geschlechte ist, und über 200 Malter Frucht einbringt. Siegfried I und seine Söhne, Siegfried II, Eberhard und Heinrich, waren Erbburggrafen von Würzburg, welches Amt sie als ein Afterlehen von Henneberg bis in die neuesten Zeiten mit den dazu gehörigen Gütern besitzen (1317). Wetzilo I, als der älteste, behielt die Stammburg Liebenstein, und war somit der Urheber des Stammes der Freiherren Steine von Liebenstein und Barchfeld, die nach dem unglücklichen Verlust des ersteren Schlosses sich von Barchfeld jetzt noch schreiben. Ihm wurde vom Landgrafen Friedrich von Thüringen die nachbarliche Veste Altenstein, welches schon früher bemerkt wurde, anvertraut (1342).

Er hinterließ mehrere Söhne, als: Wetzilo II, Heinrich, Wetzilo III und Diederich. Der Abt Heinrich von Fulda nahm sie zu seinen Erbburgmannen im Schloß zu Gerstungen auf, und gab ihnen Güter daselbst (1368). Der Landgraf Heinrich von Hessen gewann sie ebenfalls zu Burgmännern des Schlosses zu Sontra, und belieh sie mit

dem Dorfe Stadthosbach (1375). Wenzeslaus II, der Amtmann zu Breitungen und zu Frankenberg war, wird in der Geschichte als ein berühmter Mann (vir magniflorens) angemerkt, und sein Name erscheint in mehrern Urkunden. So erhielt er den Auftrag, die Uneinigkeit zwischen der Meisterin zu Frauen-Breitungen und ihren geistlichen Jungfrauen zu schlichten (1388). Der Inhalt davon ist wohl interessant, um im Auszuge hier angeführt zu werden, der einen Beitrag zu den damaligen Klostersitten liefert. Es heißt darin unter andern:

„1) Wenn eine Jungfrau in Worten und Werken mit der andern sich entzweite, die sollen das gütlich und rechtlich hinlegen. An welche nun die Richtung gebracht, die soll die Meisterin in ihres Klosters Zucht- und Kerkerskammern legen, bis sie und die Amtfrau mit Rath der ältesten Jungfrauen erkenneten, daß sie genug gebüßet."

„2) Die Meisterin soll Macht haben, weltlichen Geschmuck heißen abzulegen, und wofern sie nicht wollen, soll sie nebst der Amtfrau es nehmen und zum Gottesdienst anwenden."

„3) Keine soll mehr ausfahren, denn nur in dem Jahre einmal, ihre Freunde zu besuchen, und nicht länger aus zu seyn, denn 8 Tage, und das soll geschehen mit Erlaubniß und Willen der Meisterin. Wäre aber, daß einer Jungfrau Freunde zu der Meisterin sendeten, und bäten, daß man sie fahren ließ zur Nothdurft, soll es die Meisterin nicht versagen. Doch

soll sie nicht länger außen bleiben, als 8 Tage, bliebe sie länger außen, so soll sie die Meisterin strafen."

„4) Sie sollen auch nicht immer an den Fenstern sitzen, und Gespräch halten, wo das zu viel geschehe, soll sie die Meisterin strafen."

„5) Wäre auch, daß die Jungfrauen müßten ausfahren, betteln, um des Klosters Nothdurft willen; so sollten sie solche witzige Jungfrauen aussenden, auf die keine unnütze Dinge und Bezüchte ausfallen möchten." ꝛc.

Wetzilo's II Söhne waren Hans I und Wetzilo IV. Graf Heinrich von Henneberg versetzte an sie die Hälfte vom Amte Schmalkalden für 3,500 Fl. und verpflichtete sich sogar znm Einlager mit 4 Pferden und 8 Knechten, entweder in Schmalkalden selbst, oder in Meiningen. Sie waren auch mit dem weißen Stabe, als einem Zeichen des heimlichen Gerichts, beliehen, und erhielten zugleich die Erlaubniß, so viele Juden als sie wollten in ihren Schutz aufzunehmen (1393). Als Pfandamtmänner des hennebergischen Antheils findet sich noch ein merkwürdiges Urtheil, das sie in Gemeinschaft des hessischen Amtmanns Hans von Reckarodt nebst den Schöffen, und in Gegenwart des ganzen Volks, über die Brüder Hans und Heinz Hund von Wenkheim aussprachen (1405), die man Räubereien in der Grafschaft Henneberg verübt zu haben beschuldigte. Da sie nicht auf die Vorladung „vor dieses rechte freie Gericht König Karls" erschienen waren, noch die erkannte Strafe von 50 Pfund Heller erlegt hatten, so ward

darinnen ausgesprochen: „daß sie alle ihr Landrecht ver„loren hätten, an allen Enden und an allen Stätten, wie „der Vogel in der Luft, der Fisch in der Woge, die Thiere „in dem Walde; ausgeschlossen von den Klausen, Kirchen „und Gemeinschaft aller Christenheit; ihre Weiber zu „Wittwen, ihre Kinder zu Waisen gemacht, die Lehen „dem Herrn, das Erbe ihren Kindern verfallen. Auch „sollen sie keines Biedermannes statt annehmen, es sey „vor geistlich oder weltlichem Gerichte." — Nach freiem Gerichtsgebrauch waren auch von den Richtern Kämpfer bestellt worden, wovon jeder sieben Eide zu den Heiligen geschworen hatte, um mit Hans und Heinz von Hund zu kämpfen um ihren Leib, wenn sie die That läugnen wollten.

Man sieht auch aus diesem Beispiele, wie sich nach und nach das Fehmgericht auf der rothen Erde, welches doch blos für Westphalen bestimmt war, sogar auf die freie fränkische Erde, welche sich nie diesem Zwang unterwerfen wollte, verbreitet hatte. —

Hans II und Georg, des Amtmanns Hans I Söhne, veräußerten nach und nach ihre weitläufigen Besitzungen. So verkauften sie in Hessen ihre Güter zu Sontra, Stadthosbach und Grubenhosbach, an die Freiherren von Boyneburg zu Stedtfeld, und ihre fuldischen Lehne zu Gerstungen nebst den Höfen Kohlbach, Albertsdorf und Kaffendorf an den Ritter Caspar von Boyneburg zu Lengsfeld, Pfandamtmann zu Gerstungen und Statthalter zu Wartburg und Tenneberg (1489). Hans III von Stein,

Sohn Hans II, fuhr fort, die ererbten Güter zu verkaufen, als: die Blumenburg bei Oepfershausen an Wilhelm von Herda, Amtmann zu Salzungen, und Alt-Gumpelstadt an den Statthalter von Hessen, Ludwig von Boyneburg zu Lengsfeld und Erbvoigt zu Barchfeld (1517).

Sein einziger Sohn Asmus hatte noch das Unglück, das Schloß Liebenstein mit seinem Leben zu verlieren. Als Herzog Johann Friedrich von Sachsen, der Sohn des unglücklichen Kurfürsten gleiches Namens, aufgemuntert durch Wilhelm von Grumbach und Wilhelm von Stein aus Franken, sein verlornes Land wieder erobern wollte, so sandte der Herzog an Asmus den Befehl (1566), bei Androhung des Verlustes seiner Lehne, 290 Reiter zu werben, und schickte ihm 1500 Rthlr. dabei. Obgleich Asmus für seine Person nicht mit zum Herzoge zog, so wurde dieses doch als eine Theilnahme an dem Kriege mit angesehen, und nach der Einnahme von Grimmenstein schickte der Kurfürst August von Sachsen eine starke Abtheilung von Reitern und Heckenschützen nach dem Schloß Liebenstein. Asmus von Stein sah sich gezwungen, sich zu vertheidigen, welches er auch so hartnäckig that, daß es erst nach drei Monaten durch einen wiederholten Sturm eingenommen wurde; wobei der tapfere Vertheidiger sein Leben verlor. Das Schloß wurde nach der Plünderung angesteckt und zerstört. Der Kurfürst erklärte alle dessen Lehne für heimgefallen, ob er gleich fünf unmündige Söhne hinterlassen hatte. — Nach langem Bitten und Verwenden erhielten

sie das Schloß nebst dazu gehörigen Dörfern zurück (1570). Einer seiner Söhne, Hermann, auf dessen Antheil Liebenstein fiel, ließ es nothdürftig wieder ausbauen. Mit dessen Sohne Reinhard, der im dreißigjährigen Kriege kursächsischer Oberst gewesen war, und in diesem Kriege alle seine Söhne verloren hatte, starb diese Linie aus (1669); Herzog Ernst von Sachsen-Gotha zog darauf Liebenstein als ein heimgefallenes Lehen ein, ungeachtet die Vatersbrüder von Hermann, welche auf der Burg zu Barchfeld wohnten, als nächste Agnaten dagegen protestirten.

Bei der Ländervertheilung unter den Söhnen des Herzogs Ernst kam der Theil von Thüringen, worin Liebenstein lag, an den Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen, der dies Schloß auf Wiederkauf an den hessischen Kammerrath Waldenberger in Schmalkalden verkaufte (1688). Als der Herzog es bald darauf einlöste, überließ er es von neuem an den kursächsischen Hofrath Johann Friedrich Trier gegen ein Darlehn von 20,000 Rthlr. (1702). Nach dessen Tode kam es an seinen Schwiegersohn, den meiningischen geheimen Rath und Oberamtmann Friedrich Albrecht von Fischern (1709), der es vom Herzog Ernst Ludwig „mit hohen und niedern Gerichten, Jagden, Waldungen rc. durch einen förmlichen Kauf erhielt (1710). Dieser erbaute das unter dem Berge liegende neue Schloß, errichtete eine Kapelle und Schulhaus, indem die ehemalige mit dem alten Schloß abgebrannt war, bestellte solche wiederum mit einem Pfarrherrn, und suchte den Gesundbrunnen wieder in Aufnahme zu bringen.

Der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, der sich im Sommer gern auf seinem Schloß Altenstein aufhielt, wünschte Liebenstein, vorzüglich wohl wegen seiner Heilquellen, zu besitzen. Es kam darauf mit dem jetzt noch lebenden Sachsen-Meinkngischen Oberforstmeister Friedrich Ludwig von Fischern, einem Enkel von dem ersten Erwerber, ein Kauf zu Stande, wo jener es dem Herzog gegen eine Summe von 110,000 Fl. theils an andern Gütern, theils an Geld überließ (1. Mai 1800).

(Bearbeitet nach Urkunden.)

Albert v. Boyneburg-Lengsfeld.

Ich reihe an Vorstehendes einige Bemerkungen, geschrieben aus der Erinnerung an einen Aufenthalt in Liebenstein, im Sommer 1821.

Zu den Ruinen der Burg Liebenstein, oder, wie sie jetzt gewöhnlich genannt wird, Alten-Liebenstein, führt von den zur Badeanstalt gehörigen Häusern, binnen zehn Minuten, ein bequemer Weg. Ihn ließ, im Jahre 1800, der Herzog Georg zu Sachsen-Meiningen anlegen, ein Mann von außerordentlichem Sinn für Naturgenuß, dessen Lebensfaden leider viel zu früh für sein Land und für die Verschönerungsplane, die er für sein liebes Liebenstein hatte, zerriß.

Eine kolossale Masse ist die Ruine des Alten-Liebensteins. Besonders erscheint sie so, wenn man sie von der

nordöstlichen Seite betrachtet. Drei Geschoß hoch ragen sie empor, mit ihren vielen Fensteröffnungen, aus denen, recht malerisch, Gesträuche hinausragen in die Lüfte. Eine geregelte Form kann die Burg nie gehabt haben. Bald rund, bald eckig, in ungeraden Linien, laufen die Mauern hin und her, wie es die riesenhafte Felsenunterlage angab, die der Baumeister klüglich zur dauerhaften Basis benutzte. Zwei große Hauptwände kehren ihre Flächen nach Nordost und Südost. Auf der südöstlichen Seite ist der Eingang. Erst kommt man in den Vorhof, den eine, fast ganz noch stehende Ringmauer umgiebt, dann auf einer Treppe und über eine Brücke — wo sonst die Zugbrücke war — in das Hauptgebäude. Ueber der Eingangsthür steht, auswendig, die Jahrzahl 1554, inwendig die, 1675. Der Umfang dieses Haupt- oder eigentlichen Wohngebäudes ist klein, das untere Geschoß fast verschüttet, doch ist der Schutt geebnet, mit Verschonung der darin aufgeschossenen Bäume und ohne daß man dies Aufräumen eben bemerkt.

Aus den Fensteröffnungen genießt man, auf angebrachten Sitzen, einer weit ausgebreiteten Umsicht in das Thal der Werra, nach dem Rhöngebirge, nach Bergen im Fulda'schen, in einen Theil Niederhessens und auf Berge des Thüringer Waldes, wo das Dörfchen Steinbach liegt, eingeklemmt in ein enges Thal, mit seinem betriebsamen Völkchen, das viele tausend Messer jährlich fördert.

Eine kleine, aber treue Abbildung der Ruine findet man im Meiningischen gemeinnützigen Taschenbuche auf das Jahr 1801. 12. Eine zweite, doch werthlose, giebt es, von Sickler gezeichnet. Wohl verdiente eine kunstvolle Darstellung diese imposante, mit ihrer Umgebung höchst malerische Steinmasse, die jeder Kurgast im freundlichen Liebenstein, als ein Erinnerungsblatt gern mitnähme. Denn, wer wäre wohl in Liebenstein gewesen und hätte nicht in der ehrwürdigen Altenliebenstein öfter geweilt und des reichen Umblicks von ihren Höhen herab genossen. F. G.

155.

Hohentwiel

im Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg.

Hier auf den himmelragenden Schultern
Des Riesensohns der Muttererde, Twiel!
Hier, wo die purpurnen Abendwölkchen
Mir spielend um die glühende Wange fließen,
Hier laß dich bewundern, Natur! —

Städlin.

155.

Hohentwiel.

Im Hegau, nur wenige Meilen von den herrlichen Ufern des Bodensees, auf einer schönen weiten Ebene, ragt ein sehr hoher schroffer Felsen empor, der die ganze Gegend beherrscht, und schon dann, wenn er auch keine Burg trüge, Ehrfurcht erregen müßte. Auf der Spitze dieses Felsens wurde das durch seine Lage sowohl als durch seine Geschichte berühmteste aller schwäbischen Bergschlösser, Hohentwiel, erbaut. Schon der Gedanke, hier auf diesem himmelan strebenden Felsen eine Stätte zu bauen, verdient unsere Bewunderung, noch mehr aber die Art und Weise, wie dies geschehen ist, und die uns ein Beweis seyn kann, wie der Mensch auch der größten Gefahr zu trotzen weiß. Da mußten auf dem Felsen Gerüste befestigt, schwere Steine mußten heraufgezogen werden, und die Bauleute schwebten wie die kühnen Adler über der Tiefe, und klebten eine trotzige Menschenveste auf des Felsens Spitze. Zur Erinnerung an die Mühe und Arbeit, die es kostete, um diesem Felsen eine Veste aufzuzwingen, galt ehemals die Sitte,

jedem, der die Burg besteigen wollte, einen Stein mit hinauf zu geben; oben an dem Thore bekam er dann einen Trunk Weins zur Erquickung.

Ein steiler Weg führt auf das Bergschloß, der ehemals unten nicht weit über dem Fuß des Felsens an einer Kapelle vorbeiführte. Wenn man nach langem mühsamen Hinaufsteigen endlich des Berges Mitte erreicht hat, so führte es durch eine sehr starke Zugbrücke in den Vorhof des Schlosses; rechts und links zogen Ringmauern mit stattlichen Thürmen versehen hinan. Der Vorhof selbst war durch eine Mauer in zwei halbe Theile getheilt, um, sollte die vordere Abtheilung des Vorhofes einmal an einen Feind übergehen, doch noch von der zweiten Abtheilung aus das Bergschloß selbst vertheidigen zu können. Derjenige Theil des Vorhofes, der etwas mehr links liegt, zieht etwas den Berg abwärts, und an seiner äußersten Spitze sieht man mit Schaudern den hohen Felsen hinab. In seiner Mitte hatte er, was uns bei dieser beträchtlichen Höhe des Felsens am meisten wundert, einen Ziehbrunnen, und eine geräumige Wohnung, die einen guten Theil der Besatzung fassen konnte. Der andere Theil des Vorhofes hatte einige Wohnungen, die theils zur Beobachtung, theils aber auch zum Schutz gegen Wind und Regen dienen konnten. Man verläßt den Vorhof, und steigt durch zwei Thore hinauf, und kommt dann wieder auf eine Zugbrücke, die in ihrer Mitte auf einem starken Mauerwerk ihren Ruhepunkt findet; so steigt man auf der Brücke eine Zeitlang hinan, bis man endlich durch ein starkes Thor wieder

auf

auf eine Brücke gelangt, die in den untersten Raum der Burg führt, der aber wieder durch Ringmauern in Gestalt eines Dreiecks abgeschlossen ist, und einige Wohnungen hat. Von dem untersten Thurme aus, der hiernächst auf diesen Platz führt, zieht sich rechts hinauf gegen die Burg eine Mauer, und links zieht sich ein solcher Zickzack um den ganzen Berg herum; die letztere wurde in jenen Zeiten, da Hohentwiel in eine eigentliche Veste umgewandelt wurde, erbaut, und bot für den Gebrauch des Geschützes einen sehr schicklichen Vertheidigungspunkt dar.

Ein hoher, sehr starker Thurm eröffnet endlich dem ermüdeten Wanderer den Eingang in den innern Hofraum des Schlosses selbst, der sehr groß und geräumig ist. Hier in dem Schlosse war alles sehr bequem eingerichtet; rechts und links zunächst am Thore standen mehrere Linden, die den Vorhof mit ihrem Schatten weithin bedeckten; auch ein Garten war da angelegt.

Rechts am Thore stand das fürstliche Haus, in welchem einst der unglückliche Herzog Ulrich so oft Schutz fand. Es wurde erbaut aus den Trümmern des alten Schlosses, in dem einst die unglückliche Bertha, und die schöne, weithin herrschende Herzogin Hedwig gewohnt hatte. Es bildete ein Viereck, das an jeder Ecke mit einem starken Thurme versehen war, und mehrere Ausgänge hatte. Dieses fürstliche Schloß war schon für sich allein sehr fest, und so gebaut, wie unsere meisten alten Ritterburgen. Vorn, nicht weit vom Haupteingange, stand eine hohe Linde, die den alten Widerhold gar manchmal mit ihrem Schatten

erquickte. An den hintersten Theil des Schlosses schloß sich das Zeughaus an, ein geräumiges Gebäude, das wohl geeignet war, alles aufzubewahren, was man in Hohentwiel zur Vertheidigung gebrauchte.

In der Mitte des Hofraums stand ein schöner Ziehbrunnen, und an demselben zunächst befanden sich mehrere Hand- und Roßmühlen, mit denen man das nöthige Mehl bereiten konnte. Oberhalb derselben, etwas mehr links, stand die Kanzlei, ein altes Gebäude, was noch den Zeiten angehörte, da die Ritter von Klingenberg in Hohentwiel hausten, in dem Herzog Ulrich sich so oft befand, und von hier aus mit Freunden und Feinden Unterhandlungen anknüpfte. Von da aus dehnten sich in einem schönen Halbrund fünf Gebäude aus bis hinab an das Burgthor; diese dienten theils zum Aufenthalt für Pferde, theils aber auch zur Bewohnung für die Soldaten. Die Burg selbst wurde rings umgränzt von einer Mauer, die zwei Thürme hatte, deren größter zur Rechten stehende als Hochwacht gebraucht wurde. Die Kirche, die Widerhold bauen ließ, stand in der Mitte der Mauer, und gewährte von ihrem Thurme aus die entzückendste Aussicht.

Wer Hohentwiel erbaut hat — darüber könnte man wohl einen langen Streit führen, der doch nicht entschieden würde; auf jeden Fall ist Hohentwiel eines der ältesten Bergschlösser Schwabens, denn schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts erscheint es als ein stattlicher Rittersitz. Einige sagen: die Burg stamme aus der Römer Zeiten, da sich dieselben gegen die Angriffe der Deutschen zu sichern

suchten; ja man geht sogar so weit, zu behaupten: Kaiser Maximin habe sie im Jahre 238 erbaut, und sie sey auch seinen Nachfolgern bis ums Jahr 550 geblieben. Andere sagen: sie sey unter Chlodwig erbaut worden. Man wollte auch schon den Namen Duellium als Beweis für ihren römischen Ursprung anführen; so sagt der Kommentator zu Eckehard de casibus monasterii St. Galli: Twiel, Duellium, komme her von bellum, wofür die Alten gesagt haben duellum. Er führt dafür zum Beweis die Stelle eines alten Glossars an, wo es heißt: duellum, bellum quasi dubellum; duellum, locus, in quo bellatur, et ubi milites perseveranter durant in bello, a duo et bellum componitur, quasi dubellium, quia intus et foris geritur bellum. So würde also der Name *) schon die Bestimmung des Platzes ausgesprochen haben. Wenn gleich das alte Siegeslied auf den Bischof Anno die erste Erbauung der Burgen „den grimmen Heiden" zuschreibt, so ist doch schwer zu beweisen, daß die ordentliche Befestigungskunst von den Römern zu den Deutschen überging, da die meisten alten Völker aus ebenen bemauerten Städten hervorgingen, und dagegen die eigentlichen Stifter des allemannischen Volkes zuerst auf den Spitzen hoher Berge ihre Macht zu gründen such-

*) Die verschiedenen Namen, unter denen Hohentwiel vorkommt, sind: Duellium, Duellum, Dwiel, Twiel, Hohendwiel, Tvviela, Tvviele.

ten. Wir können daher aus diesem Grunde wohl Hohentwiel ein deutsches Bergschloß nennen.

Jene Zeit, da das schwäbische Herzogthum wieder hergestellt wurde, der Anfang des zehnten Jahrhunderts, eröffnet auch den Schauplatz der Geschichte von Hohentwiel, welches auch von da an eine nicht unwichtige Stelle in der Geschichte Schwabens behauptet. Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts nämlich war es in den Händen der unglücklichen Brüder Erchinger und Berthold, die damals in Allemannien als Kammerboten mit herzoglicher Gewalt herrschten. Diese beiden geriethen mit dem in der Geschichte Schwabens so berühmt gewordenen Bischof Salomo III von Konstanz in verdrießliche Händel, die den Charakter des letztern in ein helles Licht setzen. Die beiden Kammerboten waren nämlich längst schon eifersüchtig darauf, daß die fränkischen Könige ein Gut nach dem andern, das in ihrer Verwaltung stand, wegnahmen und dem Kloster St. Gallen schenkten. Der Bischof Salomo von Konstanz nahm sich dagegen der Sache des Klosters an, ging aber darin so weit, daß die Kammerboten seine erbittertsten Feinde wurden, und ihn einst aufgehoben hätten, wenn er nicht vorher davon unterrichtet gewesen, und in einen Wald geflohen wäre. Nachdem er sich sicher glaubte, so klagte er bei dem Kaiser Arnulph, der sie nach Mainz beschied, und dann nach Ingelheim bringen ließ, um ihnen da entweder das Todesurtheil zu sprechen, oder sie zu verbannen. Beides wurde jedoch auf Vorbitten Salomo's unterlassen, und die Gefangenen nach Hause geschickt.

Kaiser Konrad, als er auf den Thron kam, setzte die Schenkungen fort, und weckte dadurch in Erchinger und Berthold wieder den alten Groll gegen den habsüchtigen Bischof, von dem sie wohl wußten, daß er den Kaiser zu solchen Schenkungen zu verleiten suche. Sie beschwerten sich bei dem Kaiser; dieser aber ließ, anstatt sie anzuhören, vielmehr das Schloß, das Erchinger und Berthold in Stein hatten, welchen letztern Ort er auch dem Kloster schenkte, abbrechen, damit den Mönchen nun nichts mehr im Wege stehen möchte. Zwar war selbst nach dieser empfindlichen Kränkung das Vernehmen mit dem Bischof äußerlich noch gut; allein bei einer Mahlzeit, die Salomo dem Kaiser gab, und wozu er auch die beiden Kammerboten Erchinger und Berthold eingeladen hatte, neckte der händelsüchtige Bischof die beiden Brüder so sehr, daß nur das Ansehen des Kaisers im Stande war, Thätlichkeiten abzuwenden. Man schied in bitterm Groll von einander.

Eines Tages, als die Brüder mit ihrem Neffen Luitfried aus ihrer Burg auszogen, begegnete ihnen Salomo, und nach einem kurzen Gruß, den sie einander gegeben hatten, führte der Bischof Klage gegen die Leute der Kammerboten, die aus der nahen Burg Twiel in die Besitzungen des Bischofs einfielen, welche jedoch vorher den beiden Kammerboten angehört hatten. Als sie aus leicht erklärlichen Gründen die Klagen des Bischofs nicht hören wollten, so gedachte dieser auch jenes Tags, da er einst wegen der Gewaltthat gegen seine Person vor Kaiser Arnulph Gnade für sie erfleht hatte.

Darüber entbrannte aber der junge feurige Luitfried dergestalt, daß er das Schwert gegen den Bischof zog; die Grafen hielten ihn zwar davon ab, griffen aber doch den Bischof, und brachten ihn, um mehrerer Sicherheit willen, nach Diepoldsburg, eine ihrer Burgen in der Nähe von Teck. Als Bertha, Erchingers Gemahlin, dieses vernahm, erschrak sie sehr, denn sie ahnete großes Unglück; ging daher auch dem Bischof weinend entgegen, und suchte ihm in seinem Gefängniß alle mögliche Bequemlichkeiten zu verschaffen, nur um ihn zu besänftigen, und Unglück abzuwenden. Die beiden Brüder Erchinger und Berthold mußten sich nun natürlich auf eine blutige Fehde bereit halten, und begaben sich deshalb sogleich nach Hohentwiel, versahen dasselbe auch mit allem Möglichen, um sich gegen jeden Feind zu wehren. Allein es war ihnen doch nicht wohl bei der Sache, sie glaubten sich auch hier nicht sicher, und gingen in die nahen Wälder, um sich dort zu verbergen. Aber Siegfried von Ramschwog, aus dem Geschlecht des Bischofs, erfuhr sogleich die Gefangennehmung seines erhabenen Vetters, nahm alle seine Dienstmannen, um die Kammerboten aufzusuchen und zu züchtigen; wirklich überfiel er sie auch in ihrem Schlupfwinkel, und führte sie fort. Er brachte sie vor den Kaiser Konrad, der zu Fridingen Gericht hielt, und beschloß, daß Erchinger des Landes verwiesen werden solle. Erchingers Freunde aber hatten die Burg Hohentwiel noch in ihren Händen; vergeblich lagerte sich Kaiser Konrad um das Jahr 914 um den Felsen, denn ein Aufstand in Sachsen und Franken bewog ihn bald, das Felsennest zu verlassen.

Indessen kam auch Erchinger wieder, und vereinigte sich mit seinem Bruder Berthold und vielen andern Bundesgenossen, und ließ sich zum Herzog in Allemannien ausrufen. Während aber dies geschah, ließ Bertha den gefangenen Bischof los, weil sie vermuthete, Erchinger werde ihn nach Hohentwiel bringen und dort enthaupten lassen. Als der Bischof wieder auf freiem Fuße war, da gab er dem Kaiser den Rath, daß es besser wäre, wenn Erchinger und seine Freunde zur Fürstenversammlung nach Altheim berufen würden. Sie erschienen auf sicheres Geleit, das man ihnen versprochen hatte, allein hier sprach man das Todesurtheil über sie aus; sie wurden zu Adingen den 20sten Jan. 916 enthauptet. So erfüllte Salomo die Bitte der unglücklichen Bertha, die sie weinend ihm empfohlen hatte, um ihretwillen Erchingers noch zu schonen. Bei der Belagerung, die bei dieser Gelegenheit Hohentwiel auszustehen hatte, wurde wohl nichts zerstört; denn es war für die Belagerer bei der damaligen Beschaffenheit der Kriegskunst viel zu hoch und zu steil, als daß man einen Schaden hätte anrichten können.

Der unglücklichen Bertha wurde nun Hohentwiel als ihr Leibgedinge eingeräumt; dort verlebte sie auch in großem Kummer ihre Tage. Nach dem Tode der Bertha fiel Hohentwiel natürlich dem Reiche anheim, und nachdem wieder Herzoge in Schwaben eingesetzt wurden, so gab es der Kaiser dem neu erwählten Herzog Burkhard I von Schwaben, der überhaupt alle Besitzungen der gestürzten Kammerboten erhielt, zum bleibenden Wohnsitz, von wo aus

er sein Herzogthum verwalten könnte. Burkhard that viel, um Hohentwiel ein noch stattlicheres und furchtbareres Ansehen zu geben, indem er noch einige Mauern aufführen ließ. Ueberhaupt blieb nun Hohentwiel nicht nur das Eigenthum, sondern auch wirklich abwechselnd der Sitz der ganzen Burkhardschen Familie; sie hielt sich hier sehr viel auf, konnte sie doch von des Felsens Spitze bequem den größten Theil ihrer sehr ansehnlichen Besitzungen überschauen.

Um diese Zeit wurde auf Hohentwiel der erste Grund zu einem Kloster gelegt, dessen weitere Ausführung einer geistreichen Frau vorbehalten wurde. Man weiß jedoch nicht, wer eigentlich der Gründer dieses Klosters war; auf jeden Fall mußte, wenn nicht anders Herzog Burkhard I selbst der Urheber der Stiftung war, es mit seinem Willen geschehen, da es auf seiner Burg war; vielleicht war es einer seiner Verwandten. Burkhard starb auch auf Hohentwiel.

Nach seinem Tode kam durch die Verheirathung seiner hinterlassenen Wittwe, Reginlinde, an den von dem Kaiser nun gewählten Herzog Hermann I, nebst den Gütern Burkhards auch Hohentwiel an ihn; er wußte auch den Lieblingsaufenthalt seines Vorgängers zu schätzen, und hielt sich selbst lange da auf. Von besondern Veränderungen, die mit Hohentwiel während des Wechsels der schwäbischen Herzoge vorgegangen wären, weiß die Geschichte nichts; auch ging es seit den Kammerboten friedlich darauf zu.

Doch jetzt eröffnet sich mit Burkhard II und seiner Gemahlin, der Herzogin Hedwig, einer der geistreichsten Frauen des deutschen Mittelalters, auch für Hohentwiel eine sehr glänzende Periode, indem es nun jetzt auch auf einige Zeit der Sitz der stillen Künste des Friedens, der Wissenschaften wurde.

Es wird darum nicht getadelt werden, bei dieser Gelegenheit das Andenken an Hedwig zu erneuern, deren Geschichte so innig verflochten ist mit der von Hohentwiel.

Es ist immer ein freudiger Anblick, wenn wir im Verlauf der Geschichte auf große Männer stoßen, die des Volkes Wohl beherzigten, und auch zugleich den Anbau der Wissenschaften sich angelegen seyn ließen; doch noch überraschender ist es für uns, mitten in einem rohen Zeitalter auf eine edle deutsche Frau zu stoßen, die mit den Eigenschaften einer Herrscherin zugleich auch das vereinigte, was gewöhnlich nur Sache des ernsten Mannes ist: eine rege Liebe für Wissenschaften. Wir müssen es nur bedauern, daß die Geschichte das Leben der Herzogin Hedwig in ein wunderbares Dunkel gehüllt hat; selbst Jahre und Tage sind uns in ihrem Leben unbekannt, und wir wissen in dieser Beziehung nichts Näheres, als: am Ende des zehnten Jahrhunderts hat sie gelebt. Sie entsprang aus dem Stamm der alten Sachsenkönige; ihr Vater war Heinrich I, den man nicht mit Unrecht um seiner Zwistigkeiten willen, die er mit seinem Bruder hatte, den Streitsüchtigen nannte. Ihre Mutter, Judith, aus baierischem Fürstenstamm, war eine sehr edle und tugendsame Frau,

deren herrliche Geistes- und Herzens-Eigenschaften sich schon durch Geburt auf Hedwig zu vererben schienen; noch mehr aber mußte die Erziehung einer so edlen Mutter den entschiedensten Einfluß auf die Tochter haben.

Die Zeit ihrer Geburt ist nicht gewiß, und wir können, da das Leben der Hedwig uns so vieles Schöne darbietet, uns um so eher unnützer Untersuchungen darüber enthalten. Schon der erste Anfang des Lebens unserer Heldin berechtigte zu großen Erwartungen; sie war ein noch unbefangenes Kind, da der Ruf ihrer Schönheit und ihrer geistigen Vorzüge schon überall hin gedrungen war. Besonders war der Ruf ihrer Schönheit dem schlauen Gesandten Otto's am griechischen Hofe zu Konstantinopel, Luitpranden, eine willkommene Gelegenheit, sich daselbst beliebt zu machen, indem er die Aufmerksamkeit des Porphyrogeneten Konstantins auf sie zu richten wußte. Man bestimmte sie ihm auch wirklich zu seiner künftigen Gemahlin. Lange wußte sich Hedwig in einer glücklichen Unbefangenheit zu erhalten; denn die Anstalten, die man von Seiten des griechischen Hofes zu ihrer geistigen Ausbildung machte, schienen ihr noch keinen Argwohn zu erregen, denn sie waren ihr eine willkommene Gelegenheit, um ihren schon frühe rege gewordenen Durst nach wissenschaftlicher Ausbildung zu befriedigen. Es wurden mehrere Eunuchen herausgeschickt, um sie in der griechischen Sprache zu unterrichten, überhaupt alles zu thun, um sie zur künftigen Gebieterin des Morgenlandes heran zu bilden, und ihren deutschen Charakter durch Belehrung über

griechische Sitten in einen griechischen Charakter umzuwandeln. Mit jugendlichem Feuer ergriff sie alles, und ihr eigentlich männlicher Geist fühlte sich bald im Reiche der Wissenschaften auf seinem heimathlichen Boden; es konnte nicht fehlen, daß sie nicht mit allem ausgestattet wurde, was sie einem Konstantin höchst liebenswürdig machen konnte; besonders kam ihm, was dem üppigen Griechen wohl das Angenehmste war, von Zeit zu Zeit Kunde zu, wie sie immer schöner würde. Allein gerade die wissenschaftliche Bildung gab ihrem Geiste jene edlere Richtung, die so gern alles verschmäht, was das gewöhnliche und gemeine Menschenleben mit sich bringt. Darum befremdet es uns auch durchaus nicht, daß sie später, als sie die Absichten des griechischen Hofes merkte, sich bestimmt gegen eine solche Verbindung erklärte; sie wollte am allerwenigsten die Gemahlin eines im Schooß der Wollust aufgewachsenen Griechen werden. Einstmals kam, erzählt man, ein geschickter Maler, der ihr Bild für Konstantin entwerfen sollte; aber sie entstellte ihr schönes Angesicht durch Verzerrung des Mundes und Verdrehung der Augen dergestalt, daß es dem Maler unmöglich war, ein Bild zu entwerfen, daß auch nur einige Aehnlichkeit mit dem Original hätte. Diese Fratze, dachte sie, sollte dem üppigen Morgenländer alle Lust benehmen, sie zu heirathen; es entleidete ihm auch wirklich bald, noch länger um sie zu werben, und Hedwig wurde nun frei von seiner Aufmerksamkeit. Sie hatte bei dieser ganzen Sache den Gewinn einer Erziehung, die auf ihr übriges Leben so

entschiedenen Einfluß hatte, und sie in den Ruf einer Heldin und Gelehrtin brachte.

Nachdem sie sich nun dieser Fesseln entschlagen hatte, warf sie sich mit eben so viel Feuer auf die römische Literatur. Ihre stille Muße wurde jedoch bald unterbrochen, als ihr Vater sie endlich nach langem Zureden dahin brachte, gewissen menschlichen Verhältnissen ein Opfer zu bringen; er gab sie dem Herzoge Burkhard II von Schwaben zur Gemahlin, um mit ihm auf Hohentwiel zu leben. Damals war nämlich Kaiser Otto der Große mit seinem Sohne Luithulf in Verdrießlichkeiten, die vorzüglich Herzog Heinrich angestiftet hatte; und da lag denn nun natürlich dem letztern viel daran, daß er den Fürsten eines so mächtigen Herzogthums, als damals schon Schwaben war, für sich gewinnen möchte; durch dieses Band hoffte er seine Absichten zu erreichen.

Auch in ihren ehelichen Verhältnissen durfte dennoch ihrem Drang nach höhern Dingen durchaus kein Abbruch geschehen; die Beschäftigung mit den Wissenschaften machte ihr zwar den Umgang mit Männern zum Bedürfniß, aber sie unterdrückte alles, was mit dem Höhern nicht übereinzustimmen schien, das sie suchte. Sie lebte auf Hohentwiel als eine keusche Jungfrau mit Burkharden — ein zu den damaligen Zeiten ohnedies sehr hoch geschätztes Verdienst — ruhig und friedlich. Als endlich Burkhard betagt war, und ihn nicht mehr nach dem rauschenden Waffenspiel gelüstete, so that er nun mit Hedwig alles Mögliche, um sein Land in Aufnahme zu bringen; einen Stütz-

punkt seiner Unternehmungen fand er vorzüglich in der Geistlichkeit. Hedwig wandelte nun auf Anrathen Burkhards das Bergschloß Hohentwiel in ein Kloster um, dessen erste Anlage, wie wir gesehen haben, schon früher daselbst gemacht wurde; Hedwig richtete es nun nach ihrem Sinne ein, und machte einen, Namens Wazzemann, zum Abt desselben. Das war also eine bedeutende Veränderung, die durch Errichtung eines Klosters mit Hohentwiel vorging. Hedwig wußte auch mit ihrem Gemahl die übrigen Klöster ihres Herzogthums so in Aufnahme zu bringen, daß sie in allgemeines Ansehen kamen; ja die kaiserliche Familie soll sogar selbst bei den Mönchen in St. Gallen oder in dem anmuthigen Kloster Reichenau, welche beide in ihr Gebiet gehörten, die Festtage gefeiert haben. Burkhard selbst stand auch bei Kaiser Otto in großen Gnaden, und der letztere machte sich bei der Bestätigung gewisser Schenkungen an seine Klöster ganz von seinem Ausspruch abhängig. Den meisten Klöstern wurde auch das Wahlrecht ihres Abtes zugestanden, und Burkhard war klug genug, sich zwischen den Kaiser und die Geistlichkeit in die Mitte zu stellen, damit ihm keiner von beiden Theilen über den Kopf wachsen möchte; auch vergaß Burkhard bei schicklicher Gelegenheit nicht, die Vortheile seines Hauses zu ersehen. So ging es mit der Wahl eines neuen Bischofs von Augsburg; der alte Ulrich von Augsburg sah nämlich, daß das Ziel seines Lebens nicht mehr ferne sey, und sandte deshalb seinen Neffen Adalbero mit dem bischöflichen Krummstab auf die Versammlung der

heiligen Väter zu Ingelheim, ohne daß der letztere die Bestätigung als Nachfolger seines Oheims hatte. Er starb auch bald darauf und zu gleicher Zeit auch Ulrich. Eben war Burkhard nicht in Hohentwiel, sondern war von da aus nach Worms gezogen, wo er krank lag, und seine Gemahlin Hedwig bei sich hatte, als ein Bote von Augsburg kam, der ihm Ulrichs Tod meldete. Hedwig wußte nun mit eben so viel Klugheit als Gewandtheit den Boten zu bereden, daß er nicht zum Kaiser ging mit dieser Nachricht. Sehr geschickt wußte sie die Wahl eines neuen Bischofs auf ihren Verwandten Heinrich, einen Sohn Grafen Burkhard's von Geisenhausen, zu lenken. Der Herzog gab ihm ein Geleite mit, das ihn zum Bischof von Augsburg einsetzte, als den, den der König und der Herzog gewählt haben, ohne daß Otto auch nur ein Wort davon wußte. So wußte sich dieses treue Paar im Ansehen zu erhalten und seine Selbstständigkeit zu sichern; von Hohentwiel aus verordneten sie alles, was das Wohl ihres Landes erheischte. Diese Sicherstellung des herzoglichen Ansehens war in jener Zeit nicht ohne große Folgen, da sich allmählig erst in Schwaben die Verhältnisse zu entwickeln begannen; zugleich sicherten sich Burkhard und Hedwig auf diesem Wege auch ihren eigenen Ruhm.

Bald darauf starb Burkhard und auch Otto der Große im Jahr 973; die schöne Wittwe Burkhards blieb nun im Besitz alles dessen, was sie während ihres Gemahls Lebzeiten besessen hatte. Hohentwiel blieb ihr Wittwensitz, und unter ihr wurde dasselbe in einen eigentlichen Musensitz

umgewandelt. Von Hohentwiel herab übte sie mit Strenge die ihr gebliebene Schutzvogtei über die Klöster St. Gallen und Reichenau. Der Geist ihres Zeitalters brachte es mit sich, daß sie ihre Reichthümer ganz zur Aufnahme dieser Anstalten benutzte; bei alle dem lag ihr jedoch vorzüglich die Beförderung der Wissenschaften am Herzen. Sie erkannte, wie einst Karl der Große, den wir ihren Geistesverwandten nennen möchten, daß sich vorzüglich die Klöster zu Pflanzschulen der Wissenschaften eignen, und das war auch die rechte Ansicht, der wir es allein zu danken haben, was sich aus dem Alterthume für alle Zweige der Wissenschaften bis auf den heutigen Tag erhalten hatte. Jedoch ist nicht zu leugnen, daß gar manchen Mönchen eine so Wissenschaft liebende Schutzvogtin eben nicht immer behagen mochte. Sie stand von Hohentwiel aus in steter Verbindung mit ihren Klöstern, und wirklich waren auch St. Gallen und Reichenau der Hauptsitz der damaligen Gelehrsamkeit. Von ihrem Felsenschlosse herab wußte sie sich in allgemeinem Ansehen zu erhalten; ihre Schönheit auf der einen, und auf der andern Seite ihre Strenge mußte zwar aller Augen auf sich ziehen, jedoch auch jeden in Ehrfurcht erhalten.

Einst kam sie des Gebets halber von Hohentwiel herab nach St. Gallen, und Abt Burkhard hatte sich zu einem festlichen Empfang bereitet, auch manche Geschenke ihr, als sie kam, dargereicht. Allein sie sagte: sie wolle statt aller Geschenke, daß man ihr Ekkehard den Jüngern, einen Mönch, auf einige Zeit als Lehrer mit auf ihr Bergschloß

geben möchte. Mit Ekkehard hatte sie sich selbst darüber bereits an der Pforte verständigt. Dieser mochte sich von dem Umgange mit Hedwig wohl ganz andere Dinge versprechen, und wir kämen, wenn wir nicht sonst Hedwigs Charakter kennten, beinahe auf die Vermuthung, auch sie habe bei der Wahl ihres Lehrers nur auf den wohlgestalteten Jüngling ihre Augen gewandt. Ekkehard war ein schöner Mann, groß und wohlgebaut; wußte sich auch zierlich und reinlich zu kleiden, hatte eine einnehmende Gesichtsbildung, sprechende Augen; auch war er ein kluger und beredter Mann, überdies ein großer Gelehrter, der einst auf einer Versammlung zu Mainz unter den dortigen Bischöfen sechs ehemalige Schüler antraf. Sie wünschte vorzüglich in der lateinischen Sprache von ihm unterrichtet zu werden. Der gute Burkhard hatte freilich manche Bedenklichkeiten, die ihm auch der heutige Gesellschaftston, der doch ein anderer ist, als der des zehnten Jahrhunderts, nicht verargen würde, auch ihr Oheim und andere Verwandte fanden die Sache anstößig; allein was konnte der Abt eines Klosters der freigebigen Schutzvogtin desselben abschlagen, er mußte es geschehen lassen. Auch wußte Ekkehard, der beim Hofe wohl gelitten war, klug genug diesem Umgange alles Anstößige zu benehmen. An dem von Ekkehard und Hedwig bestimmten Tage kam er nach Hohentwiel; Hedwig, die ihn längst sehnlich erwartet hatte, ging ihm den Berg herab entgegen, und führte ihn, als er herauf kam, an der Hand durch den Burghof in sein Gemach, das er bewohnen sollte, so oft er in Zukunft

nach

nach Hohentwiel käme, und das sich zunächst an ihrem eigenen Gemach befand. Sie ging fleißig bei ihm aus und ein, sogar auch bei Nacht; um aber alles Anstößige zu vermeiden, und zum Zeichen, daß Jedermann Zeuge ihres Umgangs mit dem jungen Mönche seyn dürfe, nahm sie jedesmal, so oft sie in sein Gemach ging, eine Dienerin mit; auch mußte die Thür geöffnet bleiben. Hier wurde sie öfters von Rittern und Dienstleuten überrascht, da sie mit Ekkehard Bücher las, vorzüglich die Schriften der Alten. Daß es jedoch bei Ekkehard nicht reines Interesse für Wissenschaft war, was ihn so oft nach Hohentwiel trieb, davon hat man deutliche Spuren; in einem desto reineren Lichte aber erscheint Hedwig; so gefällig und freigebig sie gegen ihren jungen Lehrer, und um seinetwillen gegen das Kloster St. Gallen war, so streng war sie gegen ihn, als er von ihr weiter fordern wollte. Man erzählt sich einen Auftritt, der hinlänglich beweist, daß sie mit derselben Härte, mit der sie ganz Schwaben in Ehrfurcht zu erhalten wußte, auch ihren Lehrer meistern konnte. Dem ungeachtet durfte niemand anders, als er, das Gebet für sie verrichten; so wußte Hedwig selbst dem lüsternen Mönch Achtung abzutrotzen, der sie auch wirklich von Herzen liebte. Wenn er an Festtagen oder sonst Erlaubniß von ihr erhielt, nach St. Gallen zu gehen, so schickte ihm Hedwig auf Schiffen viele Geschenke voraus nach Steinach, und immer hatte sie, wenn er nach Hohentwiel zurückkehrte, etwas Neues bereit, daß er entweder für sich behalten, oder das er dem Kloster zusenden durfte. Sie

bot bei solchen Gelegenheiten alle ihre Erfindungsgabe auf: bald war es ein Schmuck, bald ein schönes Kleidungsstück, wovon sie glauben konnte, daß es dem eitlen Mönche gefallen werde.

Um jene Zeit erhob sich auch ein mächtiger Streit zwischen den Mönchen zu St. Gallen und Reichenau, der auch für Hohentwiel einige Bedeutung hatte, und bei dessen Entscheidung Hedwig abermals in dem Lichte einer sehr klugen und strengen Frau erscheint, die über ihre Rechte als Herzogin zu halten wußte. Kurz vorher hatte nämlich ein in St. Gallen ausgebrochenes Feuer das Kloster daselbst auf eine nicht nur für die äußere, sondern auch für die innere Ordnung der Dinge sehr nachtheilige Weise verheert; die Mönche liefen lange Zeit herrenlos herum, und mußten sich bei dieser Gelegenheit manches nachsagen lassen. Abt Ruodimann von Reichenau, ein sehr heimtückischer und schadenfroher Mann, hatte ein besonderes Interesse darunter, sich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund des Gerüchts zu überzeugen, und ließ sich beigehen, einstmals bei Nacht von Reichenau hinüber zu reiten nach St. Gallen; denn er glaubte, Ekkehard, den man als Liebling Hedwigs und als klugen Mann immer auch in Sachen des Klosters nach Hohentwiel hin- und hersandte, sey wirklich drüben auf Hohentwiel bei der Herzogin. Durch die Kirche fand Ruodimann einen Weg auf das Dorment des Klosters, und setzte sich in einen abgelegenen Winkel, um da alles ruhig belauschen zu können. Ekkehard aber war gerade im Kloster anwesend, und traf

zufälligerweise in der nächtlichen Stille auf Ruodimann, den er an seinem Schnarchen als den Abt von Reichenau erkannte. Er ließ sogleich durch einen der Mönche die Laterne des Abtes holen, und stellte sie vor Ruodimann hin. In einiger Entfernung blieb er stehen vor ihm, um zu sehen, ob er nicht bald seinen Schlupfwinkel verlassen würde; der Schein des Lichtes lockte manchen namentlich der jüngern Mönche des Klosters herbei, denen er aber mit dem Finger bedeutete, sie möchten stille seyn. Endlich kroch Ruodimann, dem die Zeit zu lange wurde, beschämt aus seinem Schlupfwinkel hervor, und Ekkehard ergriff die Laterne, um ihm vorzuleuchten; Ruodimann folgte schweigend dem Leuchtenden bis hinab in die Kirche, in der Hoffnung, dort wieder ins Freie zu kommen. Ekkehard aber brachte ihn durch seine höhnische Bewillkommnung in ein nicht geringes Gedränge, noch mehr, als er erklärte, er wolle nun auch seinem Oheim und andern Mönchen den hohen Besuch melden. Die jüngeren Brüder des Klosters, die inzwischen herbeikamen, hatten große Lust, den unerwarteten Gast tüchtig durchzuprügeln; Ruodimann bat sie jedoch flehentlich, nur wenigstens den Decan abzuwarten, was dieser über ihn entscheiden würde; er wolle ja gern wieder gehen, wenn man ihn nur ziehen lasse. Endlich kam der Decan, auf dessen Gutherzigkeit Ruodimann rechnete; Notker aber, der ihn begleitete, ließ den Abt von Reichenau sehr hart an, und der Decan und Ekkehard hatten wirklich alle Mühe, Ruodimann vor Mißhandlung zu schützen. Ruodimann versprach, niemals wieder etwas

der Art sich gegen das Kloster St. Gallen beigehen zu lassen, und versprach erkenntlich zu seyn, wenn man ihn mit heiler Haut ziehen lasse. Ekkehard begleitete sogar Ruodimann ein Stück Weges, und der Abt bat ihn, an dessen Gunst ihm am meisten gelegen war, unter anderem: wenn er wieder nach Hohentwiel gehen würde, auch bei ihm einzukehren. Bald darauf schickte Ruodimann zwei Fässer Wein zur Sühne über den See nach Steinach.

Abt Burkhard jedoch, als er nach Hause kam, und den Handel erfuhr, wollte nicht zufrieden seyn mit dieser gelinden Behandlung, sondern beschloß die Sache weiter zu treiben, als es sein Convent getrieben hatte. In dieser Absicht ging Burkhard mit Ekkehard und einem jüngern Klosterknaben nach Hohentwiel hinüber, um Hedwigen die Sache vorzutragen. Auf dieser Reise kehrten sie bei Ruodimann ein, in der Absicht, ihm wenigstens etwas Angst einzujagen. Ruodimann empfing sie sehr freundlich, bewirthete sie auch sehr anständig, suchte jedoch einer Erinnerung an den neulichen Vorfall auszuweichen. Um sich aber den schlauen Ekkehard so bald als möglich vom Halse zu schaffen, und zugleich durch ihn bei Hedwig in Gunst zu kommen, so gab er ihm eines seiner schönsten Pferde, damit er seine strenge Gebieterin nicht zu lange auf sich warten lassen möchte. Unter Umarmungen und Küssen, die jedoch nicht so redlich gemeint waren, schied man, und Ruodimann raunte ihm beim Abschied ins Ohr: „wie glücklich bist du, daß du eine so schöne Schülerin in

der Grammatik unterrichten darfst." Lächelnd erwiederte ihm Ekkehard: meinst du wohl, heiliger Herr, ich unterrichte sie, wie die schöne Nonne Kotelinde (mit der er einen verdächtigen Umgang hatte) in der Dialectik? Ohne eine Antwort von ihm darüber abzuwarten, ritt Ekkehard davon, und das Pferd erhielt Ruodimann nicht mehr.

Als Ekkehard auf Hohentwiel ankam, begegnete ihm und seinen Begleitern die Herzogin, als sie eben in die Vesper gehen wollte. Sie hatte bereits von dem Vorfall gehört, denn sie wußte sogleich alles zu erkunden. Als man sich begrüßt hatte, so sagte sie: ich höre, mein Lieber, du habest neulich dem Wolf aus dem Schafstall als Laternenträger gedient. Ekkehard lachte darüber, und sagte: beim Leben Hedwigs, wenn einer ihn tüchtig durchgegeißelt hätte, ich würde mich nichts darum bekümmert haben. Hedwig bezeugte ihm auch ihr Wohlgefallen über die Abfertigung Ruodimanns. Den andern Tag früh Morgens, nachdem sie die Klosterpflichten erfüllt hatte, ging sie zu ihrem Lehrer, um, wie gewöhnlich, mit ihm etwas zu lesen. Da fragte sie ihn, was der junge Klosterknabe da thue? Um von dir, schöne Gebieterin, antwortete Ekkehard, etwas Griechisch zu lernen. Der Knabe selbst, der ein gar liebliches Ansehen hatte, antwortete ihr als ein gewandter Versemacher:

Esse velim Graecus, cum sim vix Dom'na Latinus.

Ueber diese Antwort gerieth Hedwig in eine solche Freude, daß sie den schönen Knaben an sich zog, und herzlich küßte; er mußte zu ihren Füßen auf einem Schemel niedersitzen,

und ihr noch mehrere Verse sagen. Darüber sahe der Knabe, ungewohnt solcher Liebkosungen, seine Meisterin ganz bestürzt an, und erklärte ihr in zwei Versen: er sey über die ihm widerfahrene Ehre so bestürzt, daß er sich nicht getraue, sogleich Verse zu machen, die einer so erhabenen und liebenswürdigen Fürstin würdig wären. Da lachte sie gegen ihre sonstige Gewohnheit hoch auf, stellte den Knaben vor sich hin, und lehrte ihn sogleich einen alten lateinischen Kirchengesang, den sie selbst ins Griechische übersetzt hatte. Auch nachher rief sie ihn oft zu sich, und belohnte sein liebenswürdiges Betragen durch den Unterricht im Griechischen, schenkte ihm auch bei seinem Weggehen nebst andern Büchern eine Abschrift des Horaz, die lange zu ihrem Angedenken in dem Archiv des Klosters St. Gallen aufbewahrt wurde. Auch wohnte der Knabe oft dem Unterrichte bei, der den Kapellanen der Herzogin gegeben wurde, die sie nicht müßig herumgehen sehen konnte. Doch für diesmal wurde der Knabe weggeschickt, und Hedwig blieb mit Ekkehard allein, um mit ihm die Alten zu lesen; sie hatte diesmal gerade den Virgil bei sich, dessen keusche Muse vorzüglich Hedwigens Geist ansprach. Sie geriethen auf die Stelle: Timeo Danaos, et dona ferentes. Bei diesen Worten unterbrach sie Ekkehard, und sagte, er habe erst gestern Gelegenheit gehabt, an diese Stelle erinnert zu werden, und erzählte ihr, wie er von Ruodimann das Pferd erhalten hätte. Die Herzogin aber versetzte ganz ernst: ich will den ganzen verdrießlichen Vorfall, der sich neulich ereignet hat, genau wissen; denn ich wundere mich,

wie sich in meiner, als der Reichsverweserin Nähe, zwei Klöster meines Herzogthums ohne mein Wissen in einen solchen Streit mit einander einlassen; ich behalte es mir vor, falls ich einen schuldig finde, ihn nach dem Gutachten meiner Räthe zu bestrafen. „Es wäre, antwortete Ekkehard, nicht schön von mir, wenn ich, der ich mit meinem Oheim am meisten beigetragen habe zur gegenseitigen Aussöhnung und wir uns den Friedenskuß gegeben haben, eine Klage vorbringen würde; und obgleich Ruodimann gestern mich wieder gereizt hat, so will ich doch nicht den Frieden, den jene Männer unter meiner Vermittlung geschlossen haben, wieder stören." Hedwig ließ sich diese Rede Ekkehards gefallen, doch schrieb sie bald theils um dieses Vorfalls, theils um anderer Regierungsgeschäfte willen ein Landgericht nach Wallewis aus, und befahl, daß dabei der Bischof von Konstanz und die beiden Aebte von St. Gallen und Reichenau erscheinen sollten. Ruodimann kam der Ladung zuvor, als er vermuthete, Ekkehard habe jene Worte, die er ihm über Hedwig sagte, derselben verrathen.

Er schickte daher sogleich einen klugen Boten hinüber nach Hohentwiel, mit einem Brief an Ekkehard, worin er ihm schrieb: er müßte sich wundern, wenn ein sonst so kluger Mann, wie Ekkehard, das, was er ihm im Vertrauen gesagt, verrathen hätte; er solle es doch bei der Herzogin wieder zurücknehmen. Dieser aber schrieb ihm sogleich zurück: er dürfe außer Sorgen seyn, denn so viel Vertrauen genieße er nicht, um so etwas zu sagen. Nun

wandte sich Ruodimann auch an Grimoald, den Bischof von Konstanz, um diesen durch Geschenke wieder für sich zu gewinnen. Dann schickte er mit dem Bischof zugleich Abgesandte nach Hohentwiel zu der Herzogin; dort erklärte der Bischof, er wolle ihm den Vorfall zu St. Gallen verzeihen, und die Sachwalter hofften nun, auch Hedwig werde Ruodimann verzeihen. Allein die Antwort, die Hedwig darauf gab, ist eben so edel als stolz: „St. Gallen, sagte sie, genießt der Freiheiten, die ihm die Könige gegeben haben, und liegt in meinem Herzogthum; es hat einen Freiheitsbrief, und ich will sehen, ob ich es dabei gegen jenen Unterdrücker werde schützen können. Man lese die darin enthaltene Strafe, diese soll er bezahlen, und dabei will ich es diesmal bewenden lassen, weil ihr, Herr Bischof, für ihn bittet. Wenn es mir zusteht, wenn ein Laie gegen den andern Klage zu führen hat, ihre Sache durch meinen Grafen entscheiden zu lassen, und den Schuldigen zu bestrafen, so muß auch ein herrschsüchtiger Abt, der einen andern unter königlichem Schutze Stehenden nächtlicher Weise überfällt, meinem Ausspruch im Namen des Kaisers unterworfen seyn; ich war lange unentschieden, ob ich diesen Majestätsverbrecher in Abwesenheit des Kaisers auch nur ein Gehör geben soll, und thue es blos auf Zureden so angesehener Männer, als ihr seyd." Nachdem sie endlich sich mit ihren Räthen über die Sache besprochen hatte, so brachten es diese kaum dahin, daß es nur bei einer Strafe von 100 Pfunden blieb, die Ruodimann an einem bestimmten Tage vor das Schloßthor in Hohentwiel bringen, und

dann seinen Frieden haben sollte. Nachher wußten der Bischof und der Abt von St. Gallen die Summe bis auf 50 Pfunde herab zu handeln.

Fest und männlich hielt Hedwig über dem Recht; zwar war es ihr, wie man wohl sieht, namentlich um Aufrechthaltung ihres Ansehens in Schwaben zu thun, aber doch auch zugleich um die Ordnung selbst. Selbst ein Ekkehard, der doch alles bei ihr galt, mußte schweigen, wenn sie als Herzogin über Recht und Unrecht sprach.

Bald darauf dachte sie auch auf eine Freude, die sie dem Abt Burkhard von St. Gallen machen könnte; und als sie erfuhr, daß er ein großer Liebhaber von Pferden sey, so schenkte sie ihm eins, mit dem Bedeuten: er möchte für sie beten. Allein gleich das erste Mal mißlang der Ritt des Pferdes; es schleuderte seinen Reiter an den Pfosten eines Thores, und er mußte von da an an einer Krücke gehen.

Von dieser Zeit an scheint dem Ekkehard der einsame Aufenthalt auf Hohentwiel nicht mehr behagt zu haben, die so strenge Aufsicht seiner Gebieterin hatte ihm denselben verleidet, und er zog bald den Aufenthalt an dem Hofe Kaiser Otto's vor. Hedwig, so ungern sie auch Ekkehard entließ, willigte doch ein in den Wunsch ihres Lieblings, empfahl ihn sogar dem Kaiser Otto II als Rath und Kaplan, vorzüglich aber zum Lehrer des jungen Königs. Sie war zu klug, um nicht zu wissen, wie eines Volkes Wohl von der Erziehung seines künftigen Fürsten abhänge, darum opferte sie auch gern ihren eignen Vortheil dem großen Bedürfniß des Ganzen auf, und je höher Ekke-

hards Kenntnisse bei ihr in Achtung standen, desto mehr wünschte sie die Erziehung des künftigen Kaisers in eines solchen Mannes Hände zu wissen. So verließ nun Ekkehard das einsame Bergschloß, um sich in das große Treiben der Menschen zu mischen. Hedwig aber blieb ihm immer mit unwandelbarer Liebe zugethan, was sie auch nachher hinlänglich erprobte.

Ruodimann, der durch die letzten Vorfälle nur noch erbitterter wurde, benutzte nun auch seine Freunde, die er an Otto's Hofe hatte; er wußte dort seine Klagen über die üppige Lebensart der Mönche zu St. Gallen so geschickt anzubringen, daß Ekkehard bald sah, das Kloster werde sich einer Untersuchung nicht entziehen können. Ekkehard suchte nun wenigstens die Sache so zu leiten, daß die Untersuchung gut ausfiel; die das Kloster untersucht hatten, gingen nach Mainz, wo eben Otto das Himmelfahrtsfest feierte, und berichteten ihm über den Erfolg ihrer Untersuchung. Sie verschwiegen dabei nicht die große Noth des Klosters, die auch den Kaiser bewog, Hülfe zu versprechen, äußerte jedoch, eine Reformation des Klosters würde wohl nicht unnöthig seyn; er entließ sie, und beschied sie auf Ostern nach Worms, wo er die Sache ausmachen wolle.

Während dieser Zwischenzeit war zwischen Ekkehard und Hohentwiel ein sehr lebhafter Verkehr, er that alles, um Hedwigs Fürsprache für das Kloster zu gewinnen; sie that dies um so lieber, als der vorhabende Schritt des Kaisers ihr ein Eingriff in ihre Rechte schien. Darum schickte sie sogleich von Hohentwiel aus einen ihrer Geist-

lichen an den Hof Otto's, um sich dort zu beschweren darüber, daß man ohne ihr Wissen etwas gegen das in ihrem Herzogthume liegende Kloster unternommen hätte. Sie hoffte, durch diese Vorstellung den Streithandel mehr in ihre Hände zu spielen, um ihn auf eine für das Kloster wohlthätigere Weise zu schlichten. Ihrer und der Kaiserin Fürsprache hatte es Ekkehard zu danken, daß die Entscheidung dahin ausfiel: dem Kloster St. Gallen durch den Abt Kebo von Lorsch Geld zuzusenden, der aber dasselbe zugleich nach der Regel des heiligen Benedicts reformiren solle. Kebo berichtete sehr günstig über die Klosterzucht der Mönche, und er bat selbst, daß man den Mönchen auch einen Wein und Frucht tragenden Ort schenken möchte; man beschloß auch hierauf, ihm den Ort Saspach, aus den Gütern des carolingischen Hauses, zu geben. Es war aber ein königliches Lehen von der Herzogin Hedwig, und die Mönche von St. Gallen waren selbst Schuld daran, daß diese Schenkung mißlang. So sehr die Herzogin sonst auf ihren Rechten beharrte, so willigte sie dennoch ein, machte aber die Bedingung, daß man fortan eine Messe für sie lese, und Ekkehard diesen Ort auf Lebenslang verwalten sollte. Allein die Mönche, ungeachtet sie sonst den Sinn ihrer Beschützerin wohl kannten, zögerten mit der Erfüllung dieser Bedingungen, und Hedwig auf ihrem Rechte beharrend nahm die Zusage zurück, und schwur, es dürfe niemand mehr dieser Sache auch nur eine Erwähnung bei ihr thun.

Begebenheiten dieser Art, die sich vorzüglich in den letzten Zeiten ihres Lebens sehr häufig zusammendrängten, konnten jedoch ihrem Lieblingsgeschäfte niemals Eintrag thun; jede übrige Stunde wandte sie auf Sprachen, daher auch die Chronisten nicht mit Unrecht sagen: sie sey in ihrem Zeitalter ein Wunder von Gelehrsamkeit gewesen. Zuvor war schon seit Karls des Großen Zeiten in Franken die Kenntniß der griechischen Sprache nicht fremd, auch in Schwaben hatte sie allmählig Eingang gefunden, und es wird namentlich von einem Mönch von St. Gallen, Namens Waltram, erzählt, er habe griechische Bücher abgeschrieben; ein Gleiches wird von Notker gerühmt; aber nur von dem einzigen Hartmout von St. Gallen ist zu vermuthen, seine Kenntnisse von der griechischen Sprache haben sich etwas über die Kenntniß der griechischen Bibel hinaus erstreckt. Es kann daher wohl nicht gesagt werden, daß erst durch die Herzogin Hedwig die Kenntniß der griechischen Sprache nach St. Gallen gekommen sey, allein so viel ist richtig, daß sie nicht wenig dazu beigetragen hat, daß man mehr die reingriechische Sprache, so wie man sie in den Alten findet, liebgewann. Wir können daher den Antheil nicht berechnen, den Hedwig an der wissenschaftlichen Aufklärung des Klosters St. Gallen hatte, und durch dasselbe überhaupt an dem Wiederaufleben der griechischen Literatur. Auf jeden Fall steht Hedwig einzig da in ihrer Zeit, in welcher sogar solche Männer, die sich Berufs halber am meisten für Wissenschaft hätten interessiren sollen, gerade in diesem Felde am meisten Gleichgültigkeit zeigten.

Ueberdies war sie auch eine sehr fromme Frau; sie übte an sich selbst die Regeln einer strengen klösterlichen Zucht, ohne den Schleier zu tragen: eine bei großem Reichthum in jener Zeit gewiß seltene Erscheinung. Sie war auch sehr geliebt von ihren Unterthanen, die Armen säumten nicht, fleißig nach Hohentwiel hinauf zu gehen, und täuschten sich nie in ihren Hoffnungen. Sie galt in ihrem ganzen Lande als Muster eines strengen und frommen Lebens; auch gab es lange Zeit keinen höhern Schwur, als den: „beim Leben Hedwigs!"

Von ihren letzten Lebenstagen wissen wir beinahe nichts; von der Zeit an, da die Zwistigkeiten zwischen Reichenau und St. Gallen geschlichtet waren, hören alle weitere Nachrichten von ihrem Leben und ihren Schicksalen auf, was wir um so mehr bedauern müssen, da wie das ganze Leben Hedwigs, so gewiß auch ihre ganze Lebenszeit reich war an Erscheinungen eines edlen deutschen Gemüths. Nicht einmal die Zeit ihres Todes ist ganz sicher, nur so viel scheint gewiß zu seyn, daß sie im November des Jahres 994 nicht mehr lebte. Nach ihrem Tode fand man, daß sie ihre eigenen Güter theils dem neuen Kloster zu Hohentwiel, das sie ganz nach ihrem Sinn eingerichtet hatte, theils auch den übrigen Klöstern aus ihrem Gebiet vergabt hatte.

Als Kaiser Heinrich das Reich antrat, und das Bisthum Bamberg errichtete, so erklärte er alles, was ehemals dem Herzog Burkhard und Hedwigen gehörte, also auch Hohentwiel für sein erbliches Eigenthum, und ver-

legte die Klosterstiftung in Hohentwiel nach Stein am Rhein, wozu ihm die Bereitwilligkeit der Mönche sehr zu Statten kam; diesen war es längst schon unbequem, den hohen Felsen auf und ab zu steigen, und freuten sich, als sie Heinrichs Absichten merkten. Bald darauf vereinigte er jedoch das in Hohentwiel ehemals bestandene Kloster mit dem Stifte Bamberg; den Leuten des Klosters gab er die Freiheit, sich zu verheirathen, oder sonst wohin zu gehen. Lange jedoch erhielt sich bei dem biedern Schwabenvolke, das von jeher seinen Fürsten mit Liebe anhängt, das Andenken an Hedwig, und Hohentwiel genoß die Ehre, einen langen Zeitraum hindurch an dem Ruhme seiner Herzogin Antheil zu nehmen. Darum möge es auch dem Geschichtschreiber von Hohentwiel vergönnt seyn, hier das Andenken Hedwigs aus der Vergessenheit hervorzurufen.

Es läßt sich leicht vorstellen, daß unter ihrer Regierung Hohentwiel bedeutend an Umfang und Schönheit gewann; schon die Errichtung des Klosters mußte demselben nicht wenig zu Statten kommen. Vielleicht wurde auch an der innern Einrichtung bei dieser Gelegenheit Manches verändert. Die Güter der Herzogin, so wie auch Hohentwiel, wurden nun nachher von den Königen wieder lehensweise den schwäbischen Herzogen übertragen. Doch besuchten die Könige selbst auch von Zeit zu Zeit Hohentwiel; so hatte es im Jahre 1000 die Ehre, den Kaiser Otto einige Zeit in seinen Mauern zu beherbergen.

In der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts, ungefähr in den Jahren 1094 und 1095, kam es an die Her-

zoge von Zähringen; um diese Zeit gehörte Hohentwiel dem Grafen Bertold von Zähringen; dieser behauptete nämlich eine Zeitlang das Herzogthum Schwaben gegen Friedrich von Staufen, und ihm war Hohentwiel ein willkommener Sitz, um von da aus seine Macht nur noch mehr geltend zu machen. Darum ließ er auch dasselbe noch fester ummauern, als es vorher war; jedoch bald mußte es eine gewaltige Zerstörung aushalten. Zur Zeit Heinrichs IV wußte Abt Ulrich von St. Gallen, der ein von dem Interesse Bertholds von Zähringen verschiedenes Interesse hatte, Hohentwiel dadurch in seine Hände zu bekommen, daß er einige von Bertholds Leuten mit Geld bestach, die ihm auch die Veste übergaben. Er ließ nun auf derselben auch zerstören, was zerstört werden konnte, um der Nähe seines Gegners los zu werden. Allein bald wandte sich das Glück von Ulrich, und Berthold nahm ihm nicht nur seine Veste wieder ab, sondern zerstörte auch von da aus dem Abt die Güter des Klosters St. Gallen; von fürchterlicher Rache getrieben ließ er im Kloster selbst rauben, sengen und brennen, ließ viele Mönche niederhauen, und selbst das Kreuz, das einer der Mönche vom Altare wegnahm, um sich damit zu schützen, konnte ihn nicht vom Tode erretten.

Unter Berthold von Zähringen mußte natürlich Hohentwiel manche Veränderungen erleiden; schon bei der Zerstörung durch Ulrich von St. Gallen hatte sich manches verloren, was Hedwigs sorgsame Hand angelegt hatte. Nach diesen Zeiten kam Hohentwiel an das Haus der

Hohenstaufen, und blieb auch bei demselben. Redlich theilte es die abwechselnden Lebensschicksale dieser Familie, wovon jedoch das Nähere nicht aufgezeichnet wurde. Nach dem Ableben der schwäbischen Herzoge mit dem unglücklichen Konradin soll Kaiser Rudolph von Habsburg Hohentwiel einem Ritter von Klingenberg geschenkt haben. Dieses Geschlecht war ein in den Zeiten des Mittelalters in Schwaben sehr angesehenes Geschlecht; es gehörten demselben viele Schlösser im Hegau, wie Hohenklingen und Halsberg, ferner Stein am Rhein, Möringen, Lugenstein, Klingen, Klingau und Klingenthal; sie hatten ein Wappen, wie die Ulmer. Im Anfang des 13ten Jahrhunderts werden die Ritter von Klingenberg als besondere Wohlthäter des Frauen-Cistercienserklosters Güntherstthal im Breisgau genannt. So lange sie die Besitzer von Hohentwiel waren, wurde dasselbe sehr beträchtlich erweitert und verschönert. Um's Jahr 1245 lebte ein Ritter Burkhard von Klingenberg daselbst; zwanzig Jahre nachher war dasselbe in den Händen eines Ulrich von Klingenberg, der mit Margaretha, Tochter Ulrichs von Schönau verheirathet war; er hinterließ zwei Kinder, Ulrich II, der auf Hohentwiel blieb, und eine Tochter Gutha, die nachher der Marschall von Biberbach heirathete. Um's Jahr 1330 wurde Hohentwiel der Schauplatz einer Fehde, die die Rotweiler mit einem Ritter von Klingenberg hatten; sie nahmen ihm Hohentwiel, und er selbst kam im Treffen um. Wahrscheinlich ein Sohn von ihm, dessen Name aber eben so wenig bekannt

ist,

ist, war es, der drei Jahre nachher mit einem Ritter von Bodman in einer blutigen Fehde lebte, und ihm von Hohentwiel aus alle seine Dörfer bis nach Bodman zerstörte und verbrannte. Einige Jahre darauf wird ein Heinrich von Klingenberg genannt; er nahm Antheil an jener berühmten für die Franzosen so unglücklichen Schlacht zwischen König Eduard von England und Philipp von Valois, für welchen letztern sich dieser Ritter erklärte; er mußte auch in dieser Schlacht das Leben lassen. Im Jahre 1357 kam es zwischen Herzog Albrecht von Oesterreich und dem Grafen Eberhard von Würtemberg zu einem Streit; dieser letztere zog nämlich gegen den Grafen von Hohenberg und Haigerloch, mit dem Albrecht Freundschaft hielt, zu Felde, und zerstörte nebst mehreren Städten und Schlössern auch Hohentwiel. Ein Ritter von Klingenberg nämlich, dessen Namen wir nicht wissen, hatte sich gegen Eberhard an den Grafen von Haigerloch angeschlossen.

Funfzig Jahre nachher lebte auf Hohentwiel ein Ritter, Hermann von Klingenberg, der bei dem Entsatz von Bregenz durch den Grafen Wilhelm von Bregenz sein Leben ließ. Bald darauf wird in dem Verzeichniß derer, die zu den Räthen des Grafen Eberhard von Würtemberg gehörten, ein Kaspar von Klingenberg aufgeführt, der auch im Jahre 1435 auf dem Turnier zu Straubingen war. Um's Jahr 1447 gehörte Hohentwiel einem Johann von Klingenberg, und im Jahre 1464 werden fünf Brüder von Klingenberg genannt, Eberhard, Kaspar, Heinrich, Albrecht und Wolfgang; sie geriethen mit den Grafen von

Würtemberg in eine blutige Fehde. Wahrscheinlich waren sie früher Mitglieder der berühmten St. Georgengesellschaft, und nun ausgetreten, welches der Gesellschaft, bei der auch die Grafen von Würtemberg waren, schadete. Sie mußten zur Gesellschaft wieder halten, und Eberhard von Klingenberg mußte die Grafen von Würtemberg, die er wahrscheinlich persönlich beleidigt hatte, um Verzeihung bitten; auch mußte er sich mit seinen Brüdern verpflichten, daß, wenn sie auch wieder austreten sollten, sie doch ein Jahr lang von Hohentwiel aus nichts gegen die Grafen unternehmen wollten.

Im Jahre 1474, als Herzog Karl von Burgund die Stadt Köln belagerte, schickte Markgraf Albrecht von Brandenburg den Belagerten Hülfsvölker zu; unter diesen zog auch ein Ritter von Klingenberg, von Hohentwiel aus, mit. Sieben Jahre nachher waren auf dem Turnier zu Heidelberg die Brüder Heinrich und Albrecht von Klingenberg, und um dieselbe Zeit war ein Kaspar von Klingenberg Edelknecht.

Doch nun blieb Hohentwiel nicht mehr lange in dem alleinigen Besitzthum der Familie von Klingenberg; diese kam immer weiter zurück in ihren Glücksumständen, und schon im Jahre 1515 mußte ein Heinrich von Klingenberg dem Herzog Ulrich von Würtemberg das Oeffnungsrecht in Hohentwiel zugestehen, dessen sich auch der Herzog in seinen unglücksvollen Zeiten bediente. Nun beginnt für Hohentwiel eine sehr glänzende Periode, indem es von dieser Zeit redlich das Schicksal seiner Herzoge theilte, und eben

dadurch seinen Ruhm weithin verbreitete; denn von nun an sind vieler Großen Augen auf dasselbe gerichtet.

Während Kaiser Karl V das Herzogthum Würtemberg inne hatte, bekam Herzog Ulrich Gelegenheit, Hohentwiel von seinem Diener Hans von Klingenberg an sich zu ziehen. Er ließ im Jahre 1521 mit ihm unterhandeln, daß er ihm sein Schloß mit gewissen Bedingungen übergebe, um dasselbe so lange zu gebrauchen, bis Herzog Ulrich wieder in den Besitz seines Landes und seiner Schlösser käme. Auf zwei Jahre solle er es ihm überlassen; sollte es dann zu einem Vergleich kommen, so wolle er ihm, dem Hans von Klingenberg, sein Schloß Hohentwiel wieder zustellen, und ihm noch dazu 5000 Fl. rheinisch bezahlen, doch daß dem Herzog Ulrich die Oeffnung im Schlosse nichts desto weniger bleibe. Jetzt wolle er ihm 1000 Fl., und so lange er das Schloß habe, ein jährliches Dienstgeld von 400 Fl. geben. Ulrich machte sich ferner anheischig, alles, was er auf Hohentwiel finden würde, dem Klingenberg zu bezahlen, und dennoch alles wieder zurückzugeben, ausgenommen Büchsen, Pulver und Schießgewehre. Bei der Wiedereinlieferung des Schlosses solle dem von Klingenberg nicht abgezogen werden, was Ulrich im Schlosse verbaue; auch versprach Ulrich, ihm seine Güter zu beschützen. Sollte Ulrich aber Hohentwiel im Verlauf dieser Zeit verlieren, so sollten mit ihm seine Erben dem Eigenthümer 20,000 Fl. bezahlen. Auch mußte sich Ulrich verbindlich machen, daß er Hohentwiel nie gegen die Eidgenossen und die Rotweiler gebrauchen, sondern mit ihnen Freundschaft halten

wolle. Die von Augsburg und Schaffhausen sollten die Oeffnung, die sie schon vorher in Hohentwiel hatten, behalten, doch so, daß Ulrich nicht Schaden darunter leide. Dies war der Vertrag, den Herzog Ulrich von Würtemberg mit Hans von Klingenberg schloß, und es unterschrieben sich viele Ritter, z. B. Georg Freiherr von Heuen, Herr zu der hohen Trüaß, Hans von Brandeck, Ritter, Eberhard von Reischach der Aeltere, Max Stumpf von Schweinberg, Heinrich von Neuneck zu Glatt, und alle ihre Erben, auch Bürger, Rath und Gemeinde der Stadt Mömpelgard.

Klingenberg zog nun ab, und Herzog Ulrich nahm Besitz von Hohentwiel; hier wollte er sein und seines Landes Schicksal abwarten. Nach dieser für Ulrich um so vortheilhaftern Begebenheit, da er von diesem Schloß aus einen sehr nahen Weg in sein ihm abgenommenes Fürstenthum hatte, berichtete ihm Hans von Klingenberg: „wie das Geschrei von dem Kontrakt zwischen ihnen beiden schon gar weit auskommen, daher es in der Kürze möchte verhütet werden, daß man mit Proviantirung nicht mehr zukommen könnte, denn dessen sey er gewiß, daß man in den nächsten Städten allen Rath gehabt habe, wie vorzukommen, daß das Schloß nicht gespeißt werde, und man ihn den Klingenberg (der nun dem Herzog diente) überrumpeln möchte." Darum legte Ulrich sogleich Max und Friedrich Stumpf, zwei Brüder, mit einigem Volk in das Schloß, und ließ es zur Nothdurft versorgen. Während dieser Anstalten nöthigte Stumpf etliche Fuhrleute, die Wein und

Salz geladen hatten und nach Zürch fahren wollten, auf den Berg hinauf zu fahren, da sie doch unter demselben hinziehen wollten. Darüber gerieth nun der Herzog mit den Schweizern in Verdrießlichkeiten, die ihm deswegen auch von Bern aus schrieben, und von ihm forderten: „daß er alle die, so ihren lieben Eidgenossen zu Zürch feilen Kauf zuführen, unverhindert fahren lassen, und sonst auch gegen niemand nichts gewaltiges noch aufrühterisches vornehme, damit nicht Ursache gegeben werde, Gegenwehr zu gebrauchen, und ihnen allen einen tödtlich schweren Krieg zuzurichten." Allein diese Verdrießlichkeiten wurden sogleich durch ein sehr liebreiches Schreiben Herzog Ulrichs beigelegt; er gestand darin, daß es nicht mit seinem Willen geschehen sey, und er sogleich Befehl geben wolle, niemand von den Eidgenossen von Hohentwiel aus zu beleidigen; auch sey er gesonnen, immer mit ihnen gute Nachbarschaft zu halten.

Die Schweizer hatte also Herzog Ulrich bald durch seine Erklärung wegen Hohentwiel zufrieden gestellt; wiewohl sie wieder bald darauf, ohne Zweifel darum, weil der Herzog das Schloß mit Volk und Vorrath versah, von Baaden im Ergau aus wieder an ihn schrieben, und ihm da ihre Besorgnisse wegen seiner Ausrüstung von Hohentwiel erklärten; sie wollten von ihm wissen, wessen sie sich von ihm zu versehen hätten. Jedoch auch darüber beruhigte er sie.

Den Königlichen und Bündischen mußte aber die Uebergabe von Hohentwiel an den Herzog ein um so größerer

Dorn im Auge seyn, da es so nahe bei Würtemberg lag. Daß der Ritter von Klingenberg sein Schloß dem Herzog eingeräumt hatte, berichtete zuerst Wolf von Honburg, ein Ritter, an den Kaiser, dem es auch sehr mißfiel. Er befahl sogleich, daß die Stadt Tuttlingen und das Schloß Honburg gut versehen werde, und ließ den Ritter von Klingenberg von Gent aus an den kaiserlichen Hof bescheiden, um sich dort darüber zu verantworten, daß er gegen den Vertrag mit der Regierung zu Insbruck sein Schloß Hohentwiel, auf das auch der Kaiser Anspruch habe, dem Herzog Ulrich von Würtemberg des Reiches Aechter und Aberächter übergeben habe. Das Recht, das der Kaiser auf Hohentwiel haben wollte, schrieb sich davon her, daß früher ein Albrecht von Klingenberg dem Kaiser Maximilian eine ewige Oeffnung zu Hohentwiel um 300 Fl. jährlichen Dienstgeldes verkauft hatte. Dies suchte auch nachher König Ferdinand bei dem kadanischen Vertrage geltend zu machen. Den meisten Kummer verursachte Ulrichs Besitz von Hohentwiel dem schwäbischen Bunde, der natürlich von dorther vielen Schaden von dem Herzog befürchten durfte. Es entschlossen sich daher anfangs die Bündischen, selbst einen Zug nach Hohentwiel zu machen, und weil ihnen dieses nachher zu beschwerlich, ja unmöglich vorkam, so machten sie sich an die Schweizer, und suchten durch diese dem Herzog Hohentwiel wieder aus den Händen zu reißen. Die Gesandten kamen auch wirklich in Baden zusammen, und wollten die Eidgenossen bereden: „daß sie sich nicht Herzog Ulrichs, als des schwäbischen Bundes

offnen Feindes, und des Schlosses Hohenkwiel beladen möchten." Allein die wenigsten der schweizerischen Gesandten waren hinlänglich von ihren Obern dazu bevollmächtigt, daher die Entscheidung der Sache für jetzt noch verschoben wurde.

Ulrich bekam inzwischen Zeit, sich in Hohentwiel noch besser einzurichten, und als er endlich sah, wie seine Feinde sogar nicht geneigt waren, ihm auf seine wiederholten Bitten sein Herzogthum wieder zu geben, so entschloß er sich endlich, auf sein angebornes Land mit Gewalt der Waffen etwas zu wagen. Er war Bürger von Basel, und wußte sich in dieser Stadt einen Paß für sein Fußvolk zu verschaffen. Mit Macht rüstete er sich in Mömpelgard, viele Ritter und Edle stießen zu ihm, und so zog er von Mömpelgard aus nach Hohentwiel, wo er eigene Büchsen und Stückgießer hielt, die ihm mehrere Stücke gießen mußten; am Ende des Octobers 1524 hatte er in Hohentwiel gegen 500 Mann zu Fuß und zu Roß, daher ihm auch die Edelleute aus dem Hegau schrieben, er möchte sie über seine Gesinnungen gegen sie in Kenntniß setzen. Diese Rüstung erregte bei dem würtembergischen Statthalter große Besorgniß; man machte deshalb auch alle Anstalten, um der Gefahr zu wehren, versuchte sogar, vom Erzherzog Ferdinand einen Erlaubnißbrief auszuwirken entehrende Mittel gegen Ulrich zu gebrauchen, und Leute, die dem Herzog all ihr Lebensglück zu danken hatten, zu bewegen, den Herzog, wenn er von Hohentwiel herab-

ginge, gefangen zu nehmen, welches jedoch der für Recht noch empfänglichere Ferdinand geradezu abschlug.

Die Unterhandlungen mit den Schweizern gingen immer noch fort, und den würtembergischen Regimentsräthen wurde allmählig recht bange bei der Sache, daher noch während der Unterhandlungen der würtembergische Statthalter, Wilhelm Truchseß von Walpurg, an die Statthalter in Insbruck schrieb: „wie von wegen der Uneinigkeiten unter den Knechten zu Hohentwiel solches Schloß um ein gewisses Stück Geld zu des Kaisers und Reiches Handen zu bringen wäre, oder man könnte mit Hans von Klingenberg handeln, daß er das Schloß wieder an sich zöge; es sey Max Stumpf auf Glatt nach Stuttgardt gekommen, und habe ihm angezeigt, wie er neben Hans Thumm von Neuburg von Ulrichen mit Ungnaden abgeschieden sey, und den möchte man, seiner Meinung nach, dahin gebrauchen, daß er mit seinem Bruder Friedrich, der noch auf Hohentwiel liege, handle, ob Hohentwiel nicht um eine Summe Geldes an den Kaiser zu bringen wäre."

Herzog Ulrich, der schon während der schweizerischen Unterhandlungen sich nirgends mehr sicher wußte, war bald da, bald dort: er ging in die Pfalz, nach Lothringen, und endlich, da er keine Hülfe fand, nach Lucern in die Schweiz. Da geschah es, daß der Ritter von Klingenberg noch zu guter Zeit während der Unterhandlungen starb, und seine Wittwe Hohentwiel feil bot. Der Herzog säumte nicht, sich hier mit den Seinigen einen sichern Aufenthalts-

ort zu bereiten, er entlehnte Geld, und kaufte das Schloß zum größten Mißfallen des schwäbischen Bundes, der dadurch alle seine Plane, dem Herzog dasselbe aus den Händen zu spielen, vereitelt sah; er mußte es jedoch geschehen lassen. Ulrich aber bot nun alles auf, um sich hier gegen die Bündischen recht fest zu setzen.

Im Jahre 1546, nachdem inzwischen Ulrich glücklicher war, mußte er jedoch wieder Stuttgardt verlassen, und er nahm nun abermals seine Zuflucht zu Hohentwiel; von da aus schickte er Boten an den Kaiser, um diesen wieder zu besänftigen, und im folgenden Jahre wurde wirklich in Hohentwiel der Vergleich unterschrieben.

Nach Ulrichs Tode ließ Herzog Christoph nebst vielen andern Schlössern auch Hohentwiel wieder herstellen; überhaupt hielten die würtembergischen Fürsten Hohentwiel von jeher sehr in Ehren.

Bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs blieb es daselbst ruhig; doch mit dieser Zeit begann für Hohentwiel eine herrliche Periode. Es ist kein Würtemberger, der nicht dem edlen Widerhold auch noch in späten Zeiten mit Achtung und Liebe zugethan ist. Er brachte es von der Stelle eines gemeinen Reiters zu der eines Kommandanten von Hohentwiel; als solcher stellte er dasselbe in den besten Stand, und konnte nach den harten Stürmen dieses blutigen Krieges die Veste seinem Herzog als eine keusche Jungfrau übergeben. Kaum war die Nördlinger Schlacht vorüber, so wurde Hohentwiel sogleich von den Kaiserlichen belagert. Im Jahre 1634 hatte Herzog Eberhard von

Würtemberg Hohentwiel mit allem Nöthigen versehen lassen. Widerhold ließ von allen Orten her, sie mochten gehören wem sie wollten, Vorrath hinauf bringen, nur die Eidgenossen verschonte er; dagegen ließ er die beiden Burgen Hohenkrähen und Mägdberg abbrennen. Hier fand er auch Gelegenheit, gegen 30 Wagen, die man nach Zell am Bodensee führen wollte, zu erbeuten. Zu gleicher Zeit machte er einen Anschlag auf den Bischof von Konstanz, der sein Jägermahl zu Bollingen hielt; dieser entrann noch kaum, ließ aber sein Leibpferd und Silbergeschirr in Widerholds Händen. So suchte Widerhold sein ihm anvertrautes Kind auszustatten. Im Jahre 1635 sollte General Oßa durch Vermittlung der Schweizer und des Grafen Max von Pappenheim Unterhandlungen mit Hohentwiel eingehen. Weil ohnehin der Friede von Prag nahe war, so ließ der Herzog Widerholden auffordern, die Feindseligkeiten einzustellen. Nun schickte zwar dieser seine Abgeordneten nach Schaffhausen, allein er erklärte, ohne des Herzogs bestimmteren Befehl nichts entscheiden zu können. Nun wurde Hohentwiel belagert, und man zerstörte eine Mühle, deren sich die Belagerten bedienten. Allein nun ließ Widerhold auf dem Schlosse Hand- und Roßmühlen verfertigen, und den Eidgenossen sagen, Hohentwiel stehe unter dem Schutze Frankreichs, sie möchten daher als Bundesgenossen Frankreichs darauf dringen, daß die Belagerung aufgehoben würde. Allein die Oesterreicher zeigten keine Lust dazu, und zerstörten vielmehr dem Unterhändler Max von Pappenheim zum Dank seine Güter. Obrist Vizthum

machte die Belagerung nun ernstlicher, und ließ Geschütz aufführen. Hohentwiel war in um so bedenklicheren Umständen, als auf dem Schlosse die Pest ausbrach und viele Soldaten wegraffte. Darum ließ der Herzog unterhandeln, daß man Hohentwiel in Ruhe lassen solle; während der Unterhandlungen aber suchte man sich desselben auf eine andere Art zu bemächtigen. Der Hofmeister der Erzherzogin Klaudia erschien vor Hohentwiel, um mit Widerhold sich darüber zu verständigen, daß er dasselbe der Erzherzogin überlassen sollte. Allein Widerhold schlug es rund ab, zumal da Pappenheim dem Herzog erklärt hatte, er solle Hohentwiel nie aus den Händen geben, denn von hier aus wolle er mehr Land erobern, als der Herzog verloren habe. Widerhold beschloß nun, mit Gewalt seiner Feinde los zu werden; allein Vizthum merkte es, und ließ stark feuern. Widerhold dagegen machte einen Ausfall nur mit 12 muthigen Reitern, und jagte damit die ganze feindliche Reiterei aus ihrem Wachthause. So erzwang er einen Waffenstillstand, den er sehr weislich zur Ausbesserung von Hohentwiel benutzte. Ein Jahr darauf, im J. 1637, erfuhr Widerhold durch ein Zeitungsblatt, daß der Herzog von Würtemberg Hohentwiel übergeben solle; er suchte diesem dadurch vorzubeugen, daß er sich mit dem Herzog Bernhard von Weimar, der eben in Frankfurt war, ein Bündniß einließ; sie wurden darüber eins, daß Hohentwiel dem Herzog von Weimar und dem von Würtemberg zugleich angehören solle. Weil der letztere kein Geld mehr hatte, so versprach Herzog Bernhard Widerholden nicht

nur eine bedeutende Summe Geldes, sondern ließ ihm auch bezahlen, was er bereits aus eigenen Mitteln für Hohentwiel gethan hatte, versprach auch dem Herzog noch andere Vortheile. Dagegen sollte Bernhard die vollkommene Macht über Hohentwiel haben, und Widerhold sammt seiner Besatzung in seinen Diensten stehen. Dieser Vergleich rettete dem Herzog seine Veste. Ehe nämlich der Kaiser mit dem Herzog unterhandeln wollte, sollte Hohentwiel übergeben werden; der Herzog begab sich inzwischen zu dem Markgrafen Wilhelm nach Baden, um von dort aus bald persönlich in Stuttgardt erscheinen zu können. Er schickte einen Abgeordneten an Widerhold, mit dem Befehl, dem Obrist Vizthum seine Veste zu übergeben. Jetzt kam erst der Vertrag mit Herzog Bernhard an den Tag, und wie Widerhold erst vor kurzem weimarische Reiter aufgenommen habe. Widerhold erklärte, sowohl Schweden als Würtemberg sey er die Erhaltung von Hohentwiel schuldig, und er übergebe es nicht. Jetzt setzte er gegen einen früher geschlossenen Vertrag die ganze Umgegend in Kontribution. Selbst die Vorstellung: daß durch seine Weigerung die Zurückgabe des Herzogthums verzögert werde, die Ehre des Herzogs und seine eigene Ehre darunter leide, konnte Widerholden nicht zur Uebergabe bewegen. Eben so standhaft blieb auch die Besatzung. Der Herzog ließ sich daher bei dem Kaiser entschuldigen, und beklagte sich sogar bei ihm über Widerhold.

Den 8. Juli 1639 starb Herzog Bernhard von Weimar, und man wollte, was jedoch unwahrscheinlich ist,

sogar behaupten, er sey darum vergiftet worden, weil er mit Ursache war, daß Hohentwiel nicht übergeben wurde; denn gleich darauf erinnerte man den Herzog Eberhard, er möchte es jetzt versuchen, ob Widerhold nicht gegen billige Bedingungen Hohentwiel übergebe. Dreimal schrieb der Herzog an Widerhold sehr dringend, er möchte doch mit der Uebergabe nicht mehr zögern, weil inzwischen der Kaiser zur Versicherung seiner Treue die Festung Aschberg besetzt halte. Allein Widerhold antwortete: er stehe in iesem Augenblick im Dienste des ganzen würtembergschen Fürstenhauses, dem er Hohentwiel nicht entziehen dürfe. In dem letzten Briefe schrieb der Herzog ein eignes Postscript, worin er den Widerhold noch einmal bat; allein vermuthlich hatte das Postscript die Zeichen nicht, die Widerhold mit dem Herzog verabredet hatte, er achtete also nicht darauf. Die Belagerung wurde fortgesetzt, und am 12. August 1639 warf man Granaten in die Veste, jedoch ohne bedeutenden Schaden. Doch hatten es die Feinde endlich dahin gebracht, daß sie den Vorhof beinahe in ihren Händen hatten, weil dieser nur mit Pallisaden befestigt war. Da stürzte Widerhold mit seinen muthigen Reitern wie ein angeschossener Eber aus der obern Veste herab, und jagte den Feind mit großem Verlust für den letztern zurück. Bei dieser Gelegenheit soll auch eine verkleidete Frau von Hohentwiel sich in die Besatzung gemischt, und einen Baiern, der sie schon verwundet hatte, dennoch entwaffnet und sein Gewehr nach Hohentwiel gebracht haben. Nach drei Monaten zogen die

Feinde wegen des eingetretenen üblen Wetters ab, und ließen nur ein Reiterregiment vor Hohentwiel, um dasselbe blos einzuschließen. Als Widerhold sah, daß die Zurückgebliebenen in einer nahe daliegenden Kelter den Tag hindurch bei einem großen Feuer Wacht hielten, des Nachts aber die Kelter verließen, so ließ er eine große Granate mit vielen Schlägen bei Nacht in der Kelter eingraben, die des andern Tages durch das von den Feinden wieder angezündete Feuer in Brand gerieth, und eine große Anzahl derselben mit der Kelter in die Luft sprengte. Der Kaiser schien endlich selbst ermüdet zu seyn, und weil er befürchtete, Widerhold möchte Hohentwiel an Frankreich übergeben, so schrieb er an den Herzog, daß, wenn Widerhold auch dem Herzog dasselbe nicht einhändigen wolle, er ihn doch bewegen möchte, daß er es nicht Frankreich gebe. Eine Abtheilung Kroaten mußte nun eine Zeitlang Hohentwiel bewachen; doch auch das hörte bald auf.

Im Jahre 1640 drang die Erzherzogin Klaudia abermals auf die Belagerung von Hohentwiel, weil sie hoffte, dasselbe für sich zu gewinnen; sie hatte einen spanischen General an ihrem Hofe, der sich der Herzogin mit Uebernahme der Belagerung angenehm machen wollte; mit 2000 Mann zog er vor Hohentwiel. Allein schon auf dem Wege dahin hatte er das Unglück, daß ein von ihm zur Erkundigung ausgesandter Obrist nebst vielen Reitern von Widerhold aufgefangen wurde. Er wollte mit Widerhold unterhandeln, allein dieser antwortete ihm mit seinem Geschütz; bald kam ein weimarischer Obrist ihm zu Hülfe. Sie

brachten den Spanier in eine nicht geringe Verlegenheit, die sie benutzten, und ihm ein mörderisches Blutbad anrichteten.

Widerhold verfolgte den Feind, nahm das Schloß Staufen, wohin sich Viele gerettet hatten, mit Sturm, und kam beladen mit Beute nach Haus.

Im Jahr 1641 stand Obrist Neuneck vor Hohentwiel, und später erschien auch General Sparre davor. Er wollte es zuerst auf dem Wege der Unterhandlung versuchen; als dies mißlang, so wurde es Ernst. Die Feinde hatten bereits den Vorhof, und hofften, in 3 Wochen vollends des Ganzen Meister zu werden. Allein Widerhold jagte sie wieder heraus, und suchte ihnen bald durch Ausfälle, bald durch Kriegslist zu schaden. Unweit von Hohentwiel war ein Acker mit Erbsen und Rüben bepflanzt, den sich die Feinde zu Nutz machten. Sobald dies Widerhold sah, so steckte er einmal viele mit Bändern gezierte Hüte in denselben, und an diese ließ er Feuerschlösser anbinden. Als die Feinde an den Hüten zogen, so wurden sie meistens getödtet. Auch ließ Widerhold Soldaten in das Gebüsch verstecken, die mit großen Angeln die vorübergehenden Reiter von den Pferden zogen. Endlich wollte Sparre die Veste untergraben; allein inzwischen hieben sich mehrere Reiter Widerholds durch, und riefen die Schweden herbei, die endlich vom Elsaß herüber kamen. Als sie Widerhold herkommen sah, kam er mit den Seinen herab, und so nahmen sie den Feind in ihre Mitte, und hieben zusammen, was nicht entkommen konnte. Mundvorrath und Geschütz

fiel in Widerholds Hände, und Sparre, der sich gerühmt hatte, in drei Monaten Meister zu seyn, mußte abziehen. Hohentwiel litt bei dieser Belagerung keinen großen Schaden, nur eine Feuerkugel erreichte den Hof des Schlosses, lief einer Thüre zu, stieß sie auf, und nahm die halbe Wendeltreppe eines Thurmes mit.

Ein Jahr nachher machte Widerhold von Hohentwiel aus einen Streifzug bis nach Ueberlingen, wo er wieder Wein und andern Vorrath sich geben ließ, ein Kloster daselbst bot ihm Kontributionsgelder an, allein er wollte nichts, als eine Orgel, die ihm zu der auf Hohentwiel von ihm erbauten Kirche noch fehlte. Im vorigen Jahrhundert war diese Orgel daselbst noch zu sehen; überhaupt wurde die Kirche von lauter feindlichen Gütern gebaut, und den 26. November 1645 mit dem Eintritt in ein neues Kirchenjahr eingeweiht. Ein Jahr vorher wurden abermals wegen der Uebergabe von Hohentwiel Unterhandlungen angeknüpft, und endlich dasselbe noch ein Mal belagert, jedoch wieder vergeblich. Im Jahre 1646 drang man bei Eberhard auf Schleifung der Veste an, allein diesem widersetzte sich Alles. Endlich suchte man Widerholden durch die glänzendsten Versprechungen zu bewegen, da gab er die stolze Antwort: er begehre seinem Herrn treu zu dienen, und hoffe durch Hohentwiel dem Fürstenhause sein Land zu erhalten, und erkläre hiemit, wie man in diesem Lande hause, er dafür furchtbare Rache nehmen werde an den ihm nahe gelegenen, österreichischen Besitzungen.

End=

Endlich durch den westphälischen Frieden wurde es ruhig, und der ehrwürdige ergraute Held zog herab von Hohentwiel, um nach den härtesten Stürmen Hohentwiel seinem Landesherrn als eine noch keusche Jungfrau zu übergeben. Am 11. August 1650 ließ der Herzog in der Stiftskirche zu Stuttgardt eine Dankpredigt deswegen halten; auch wurden Münzen darauf geprägt. Auch noch im Jahre 1671 gelüstete Oesterreich nach Hohentwiel, allein so lange Widerhold noch da war, war nichts anzufangen; im Jahre darauf, als an den Herzog von Würtemberg der Befehl erging, er möchte sich in Kriegsverfassung gegen Frankreich setzen, so reiste er selbst mit seinen Leuten nach Hohentwiel, wohin er auch den Bischof von Konstanz und und den Markgrafen von Baden beschieden hatte. Hier legte nun der dreiundsiebenzigjährige Widerhold sein Amt nieder, und au seine Stelle kam ein Rittmeister Roth als Kommandant von Hohentwiel. Er ging nach Kirchheim an der Teck, nachdem er von dem Herzog belohnt worden war; hier machte er sehr beträchtliche Stiftungen, und gab seinen Heldengeist auf. Durch seine Stiftungen ruht sein Andenken noch allezeit im Segen.

Im Jahre 1705 wurde Hohentwiel von den Franzosen besetzt, aber auch sie konnten nichts ausrichten. Desto mehr aber erfuhren sie ein Jahrhundert nachher, daß der Geist Widerholds von Hohentwiel gewichen war; ohne Noth übergab der damalige Kommandant dasselbe an die Franzosen, die es so lange inne hatten, bis sich ihr Kriegsglück wandte. Zum Abschied ließen sie Hohentwiel spren-

gen, so daß jetzt nur noch einzelne Trümmer da stehen; auf dem obern Theile der Festung stehen einzelne Giebelseiten, und mahnen den Wanderer, der unten im Thale vorübergeht, an eine kräftige Heldenzeit zu denken. Der ehemalige Vorhof hat jetzt noch diesen Namen, und er zeigt noch einzelne Parthieen von Mauern und alten Gebäuden. Wer sich die Mühe geben will, hinaufzusteigen zu den Ruinen, die hoch in den blauen Lüften stehen, der wird noch überdies belohnt durch eine himmlische Aussicht auf den Bodensee, hinter welchem sich die mächtigen Gebirge Tyrols und der Schweiz erheben. Wie spitzige Nadeln erheben sich einzelne Felsen, auf denen noch die Ruinen alter Ritterburgen stehen, und eine unzählige Menge von Städten und Dörfern vermehrt den Reiz dieser Aussicht, die nicht leicht ihres Gleichen hat.

* * *

Benutzt wurden bei dieser Arbeit, nebst mündlichen Nachrichten, folgende Werke:

Die gewöhnlichen Chroniken von Krusius, Steinhofer, Naucler und das Gabelcoverische Manuscript. Münster's Kosmographie. Gerbert's Historia nigrae silvae. Esenwein's Lobspruch von Hohentwiel, Tübingen 1650. 4. Vorzüglich Eckehard de casibus monasterii St. Galli, in Goldast's Script. rerum allemann. Sattler's Beschreibung des Herzogthums Würtemberg. Rebstock's Beschreibung von Würtemberg. Sattler's Geschichte der würtembergischen Grafen und Herzoge. Die Schweizerchroniken von Tzschudi

und Stumpf. Eine Abhandlung in Wegelin's Thesaurus rerum suevicorum. Claß politische Landes- und Kulturgeschichte von Würtemberg. Pfister's Geschichte von Schwaben. Wirz helvetische Kirchengeschichte, 1ster Band, und Ildefons von Arx Geschichte von St. Gallen.

In Merian's Topographie von Schwaben sind zwei Ansichten von Hohentwiel in seinem ehemaligen Zustande.

Carl Jäger.

Die Ruinen von Hohentwiel, die ich im Jahre 1814 sah, geben ein zu schönes Bild, als daß sie nicht schon oft Gegenstand der Darstellung für Künstler geworden seyn sollten, worüber mir aber nichts Näheres bekannt ist. Nur die kleine Abbildung kann ich hier anführen, welche von Imhof gezeichnet und von Adam gestochen, als Titelkupfer vor G. v. Schultes Skizze einer Wanderung durch einen Theil der Schweiz und des südlichen Deutschlands, Bamberg 1820. 8., sich befindet.

F. G.

156.

Frankenstein

an der Bergstraße, im Großherzogthum Hessen.

Selbst um die Zerstörung hat des Segens
Arm sein grünendes Panier gepflanzet,
und die Büsche jauchzen in der Sonne
goldnen Strahlen, und der Eppich, schlingend
dort sich um die Mauern, glänzet weithin.

C.

156.

Frankenstein.

Zwei Stunden von Darmstadt, über dem freundlichen Dorfe Eberstadt, erhebt, auf dem Rücken der ersten bedeutenden Vorhöhe des Odenwaldes, die Ruine von Frankenstein ihr greises Haupt aus dem frischen Grün des Waldes, der den Rücken des gleichnamigen Berges deckt. Neben dem alten Gemäuer steht ein freundliches Jägerhaus. Wenn die Abendsonne auf seinen glatten Schiefern und in seinen Fenstern sich spiegelt, ist es rings in der Ebene sichtbar und der Freund der Natur und des Alterthums fühlt sich mit magischer Kraft zu dieser romantischen Höhe hingezogen. Darmstadts Bewohner, ehemals in sonderbarer Verbindung mit den Herren auf Frankenstein, wandern häufig zu dem zerfallenen Sitze derselben, um unterm dichten Laubdache einer mehr als hundertjährigen Linde, die vor dem Burgthore über einladenden Sitzen grünt, bei einer unermeßlichen Aussicht in die schönsten deutschen Gauen, am Busen der Natur sich zu ergötzen, oder an wehmüthig süßen Träumen vergangener Zeiten

sich zu laben. Hier sieht man die Thürme von Mainz, die Rheinbrücke, die Kirche von Hochheim und weit ins Rheinthal hinein, den Donnersberg mit seinem gigantischen Rücken und den Rhein in seinem langen Laufe durch gesegnete Erdstriche; näher, Darmstadts schönern Theil, und dicht unten, das Dorf Eberstadt mit seinem seltsamen Kirchthurme.

Vor solchem Bilde weilt man gern und lang, besonders, wenn man es, so wie hier, mit Behaglichkeit im kühlenden Schatten überschauen, ruhig alle seine Theile genau betrachten kann und immer von neuen Entdeckungen dabei festgehalten wird.

Bedeutend noch sind die Ruinen Frankensteins und geben ein schönes Bild der alten Zeit. Durch einen Thorbogen tritt man in den Vorhof. Hier steht rechts ein, 1756 erst erbautes Haus, das ein Förster bewohnt, und daneben seine Oekonomiegebäude hat, auf Grundmauern alter Gebäude errichtet. Links steht ein kleines altes Gebäude, in Urkunden die alte Kapelle genannt, erbauet und dotirt in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts von Junker Georg Oswald von Frankenstein. Nur wenige Spuren zeigt sie von ihrer ehemaligen Bestimmung, denn sie ist jetzt zum Stalle profanirt. Gerade aus steht der noch gut erhaltene, viereckige, hohe Pfortenthurm, mit halb zugemauertem Eingange, über welchem das Frankensteinische Wappen eingemauert ist, dessen Form schon das hohe Alter des Thurms beurkundet. Nur drei Seiten hat dieser Thurm, nach der vierten, der Südseite, war er nie

zugemauert, was man ganz deutlich noch an den geregelten Schlußsteinen auf beiden Seiten sieht. Er war der Pforten- oder Brückenthurm. Nach dem Vorhofe zu war eine Zugbrücke, und wenn man durch ihn durchgegangen war, führte eine steinerne Brücke über den tiefen Zwinger in den innern geräumigen Burghof, wo sich zu beiden Seiten feste Mauern an ihn anschlossen.

Im Burghofe erblickt man eine gewaltige Masse von Ruinen früherer und neuerer Gebäude, ein Bild großer Zerstörung. Wild und schauerlich ist unter einem großen Kellerbogen, tief unter der Erde, der Eingang in das Burgverließ. Eng, dunkel und felsenfest ist das schreckliche Behältniß, worin man noch Ringe eingemauert findet zur Befestigung der Ketten der Eingesperrten. Ueber ihm sind mehrere Gewölbe, auch Kerker, doch nicht so schrecklich als jenes. Alle diese Kerker enthält der viereckige Thurm, der auf dem Titelkupfer dieses Bandes zu sehen ist. Er ist seiner ganzen Bauart nach weit älter als die übrigen Schloßgebäude, wenigstens seinem untern Theile nach, was man deutlich noch sieht. Dahin deutet auch die an ihm eingemauerte Steintafel, denn von dieser an und mit ihr fängt der neuere Bau nach oben zu, an. Auf dieser Tafel steht: Anno domini 1528 Zu Gott steht meine Treue. — Noch höher ist in einem Fensterbogen die Jahrzahl 1527 eingehauen und in der Mitte des Bogens sieht man eine Figur wie ein Zweig, die aber schwer zu erkennen ist. Neben dran zeigt sich ebenfalls eine unkenntliche Figur, einer Lilie nicht unähnlich, vielleicht eine

Anspielung auf altfränkisches Eigenthum, oder auf den Namen Frankenstein. Philipp von Frankenstein, welcher um diese Zeit lebte und den neuern Theil der Burg erbauete, hat also wahrscheinlich auch den Thurm erhöht und durch jene Jahrzahlen seine Baue beurkunden wollen. Auch ein noch gangbarer Brunnen ist im Burghofe.

Auf dem Ilbeskopfe, einer Anhöhe gegen Süden, hat man die schönste Uebersicht der Burg. Hier übersieht man die ganze Masse des Alten und Neuen, wie es sich in Eintracht mit einander verbindet, wie die Mauern grün bewachsen, hier und da mit Gesträuch geziert sind und am Ende die schöne Linde auf ihrer runden Terrasse, Ruhende beschattet.

Die Burg Frankenstein ist sehr alten Ursprungs und war, nebst den dazu gehörigen Dörfern, Niederbeerbach und Dunkelbach, Reichslehn, mithin ursprünglich königlich fränkisches Eigenthum. Dies deutet schon der Name an. Denn Frankenstein heißt nichts anders, als: der Franken Veste, erbauet von Franken für ihre Könige zum Aufenthalt bei der Jagd. Die fränkischen Könige und Kaiser besaßen überhaupt manch anderes schöne Eigenthum in dieser Gegend, das nach und nach da- und dorthin verschenkt ward, und so mag auch Frankenstein einer Ritterfamilie zuerst als Burgmann-, dann als Mannlehn erblich verliehen seyn, die den Namen davon erhielt.

Die Besitzer des Frankensteins stehen, wie urkundlich und auch durch ihre Wappen zu beweisen ist, in keiner verwandtschaftlichen Verbindung mit Familien gleiches Na-

mens, die es in Hessen und im Hennebergischen gab, deren Sitze bei Salzungen und am Rhein noch zu sehen sind. Sie werden aber von ältern Chronisten, und auch von neuern, oft mit einander verwechselt. Ihr Ursprung liegt sehr im Dunkeln. Als erster gewisser Besitzer erscheint Friedrich von Frankenstein, der um's Jahr 1329 lebte.

In der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts lebten auf Frankenstein zwei Stämme dieses Geschlechts: die Ritter Konrad nebst seinem Bruder Hans der alte, und die Ritter Philipp und Hans der junge, auch Brüder. Jeder Stamm hatte seine eigne Wohnung im Innern der Burg und die Oekonomiegebäude theils im Zwinger, theils im Vorhofe. Alles übrige, was zur eigentlichen Veste gehörte, war beiden Stämmen gemeinschaftlich. Wie nun aber solche Gemeinschaft gewöhnlich zu Streitigkeiten führt, so auch hier. Konrad hatte sich ein Haus in der Burg erbaut, und dabei versehen, daß dadurch die Zinnen und das Gewehr, oder der obere Gang rund um die Festungsmauer, zum Theil bedeckt wurden. Daraus entstand Streit zwischen beiden Stämmen, der durch ein Austrägalgericht im Jahre 1467 förmlich geschlichtet werden mußte, wobei jedem sein Eigenthum genau bestimmt ward. Hundert Jahre später hob aber der Streit von neuem und heftiger wieder an. Ein abermaliges Austrägalgericht mußte wieder Frieden stiften, worüber ein eigenes Friedensinstrument von einem Notarius aufgenommen ward.

Außer diesen beiden Stämmen bestand noch ein dritter, die Nachkommen von Ritter Hans dem jungen. Ob auch

dieser auf Frankenstein wohnte, ist ungewiß. Der Sohn dieses Hans, Jörg von Frankenstein, erscheint 1525, als oberster Befehlshaber des bewaffneten Landvolks in der Obergrafschaft Katzenellnbogen, als diese von den Spaniern heimgesucht ward. Sein Sohn Philipp, der 1568 starb, ist in der Kirche zu Niederbeerbach, wo das Erbbegräbniß der Familie war, beerdigt. Viele ihrer Grabsteine sind da noch zu sehen. Unter ihnen ist der des Georg von Frankenstein, der 1531 starb, besonders brav gearbeitet. Der Ritter steht darauf, in Lebensgröße, geharnischt, mit Schwerdt und Streithammer versehen. Er tritt auf einen Lindwurm, der den Rachen gegen ihn öffnet, den Schweif um das linke Bein des Ritters fest schlingt und mit der Pfeilspitze desselben berührt er dessen Knieschienen. Engel schweben über dem Haupte des christlichen Kämpfers, krönend ihn mit der Siegeskrone des Himmels. Dieses mystisch religiöse Bild hat folgende Sage erzeugt.

Ein Lindwurm, groß und schrecklich, habe sich in einer Felsenhöhle bei Frankenstein gelagert und Kinder und Vieh geraubt. Alles seufzte nach Erlösung von diesem Ungethüm, und Niemand wollte das Wagstück unternehmen. Endlich that dies der Ritter Georg. Gewaffnet und gepanzert, wie ihn sein Grabstein darstellt, trat er in die Höhle. Muthvoll schlug er es mit dem Streithammer nieder und betäubt lag es hingestreckt. Da trat er auf das Unthier, mit dem Schwerdte den Todesstoß ihm zu geben, als es von der Betäubung sich etwas erholte, den geöffneten Rachen ihm entgegen stemmte, mit seinem giftigen Pfeilschwanze durch

die sich etwas öffnende Knieschiene in das Fleisch des Ritters stach und ihn so tödtlich verletzte. Zwar glückte es dem Ritter, den Drachen vollends zu tödten, aber er wurde auch das Opfer seiner That und starb.

Wahrscheinlich sollte es eine Schmeichelei des Bildhauers seyn, diesen Ritter Georg im Tode so darzustellen, wie dessen Namensvetter den Ritter Georg des 4ten Jahrhunderts, dem die angefabelte Tödtung des Lindwurms zum Heiligen erhob, dargestellt wird, sonst läßt sich kein Erklärungsgrund finden. Und daß nun auch von dem Georg von Frankenstein dieselbe oder doch eine ähnliche Fabel wie von jenem erzählt wurde, war natürliche Folge in damaliger Zeit.

Die eine der Frankensteiner Linie starb 1602 aus. Der letzte Zweig derselben, Philipp Ludwig, 21 Jahre erst alt, stürzte auf dem Wege von Frankenstein nach Seeheim, mit Wagen und Pferden in einen Abgrund und kam elendiglich um. Die Stelle, wo dies Unglück geschah, heißt noch jetzt das Kutscherloch. Seine untröstlichen Eltern ließen ihm ein prächtiges Grabmal von weißem Marmor in der Kirche zu Niederbeerbach errichten, das späterhin verstümmelt und neuerlich gar mit dicker grauer Oelfarbe überstrichen wurde.

Der andere Stamm der Frankensteiner blüht noch jetzt. Ein Glied desselben, Johann Philipp Anton Christoph, war von 1746 bis 1753 Fürstbischof in Bamberg.

Durch den dreißigjährigen Krieg, und durch die dadurch entstandene Hungersnoth und Pest, wurde die Gegend,

wo Frankenstein liegt, in das schrecklichste Elend versetzt. Menschenleer wurde das Land, unsicher die Straßen, unangenehm der Aufenthalt auf der Burg. Selten waren daher die Frankensteiner daselbst. Um diese Zeit kam der von Hessen-Darmstadt längst gehegte Wunsch, die Herrschaft Frankenstein mit der Obergrafschaft Katzenellnbogen zu vereinigen, in Vollzug. Landgraf Ludwig VI kaufte von den Frankensteinern die reichslehnbare Burg Frankenstein mit der Hälfte von Eberstadt, fünf Dörfern und der Lehnschaft über das damals von Wallbrunnsche Dorf Hoxhol, für 88,000 Gulden, im Jahre 1662. Die andere Hälfte von Eberstadt hatte er schon früher für 21,000 Gulden von den Grafen von Schönburg erkauft.

Nun verschwand die Familie Frankenstein ganz aus dieser Gegend und nahm ihren Aufenthalt am Rhein, in Franken und in der Wetterau. Ihr Stammsitz verfiel von dieser Zeit an.

Da Frankenstein ein Reichslehn war, so mußte auch beim Kaiser um die Belehnung nachgesucht werden. Kriegsunruhen verzögerten dies bis 1682, wo sie erfolgte. Außer dieser kaiserlichen Lehnschaft kannte man in ältern Zeiten aber noch einen Lehnsverband auf Frankenstein, der einzig in seiner Art ist und deshalb hier einer Erwähnung verdient.

Rühmlich war es dem deutschen Manne der Vorzeit, mit Männern sich zu schlagen, aber nichts galt ihm für schmählicher, als Schläge dem Manne von einer Frau. Dies war Schande und Beschimpfung dem ganzen männ-

lichen Geschlechte, und so bestrafte man es auch. Inzwischen mag (sehr sonderbar) dieses Verbrechen, von Weibern an Männern verübt, früherhin nicht so selten in Darmstadt und der Umgegend gewesen seyn, denn diese Stadt wagte jährlich zwölf Malter Korn daran, um stets ein Mittel bei der Hand zu haben, die garstigen Weiber zu züchtigen, die sich an ihren Herren und Gemahlen vergriffen hatten. Diese 12 Malter Korn nebst 2 Gulden und 12 Albus an Geld, bezogen die Herren von Frankenstein unter dem Namen des Eselslehn zu Bessungen; dafür mußten sie, auf Erfordern der Stadt, durch einen besondern Boten einen ihrer Esel von dem Schlosse Frankenstein schicken, auf welchem die undeutsche Frau, die ihren Mann geschlagen, nach Urtheil und Recht durch die Stadt reiten mußte. Der Esel hatte auch seinen Führer und Begleiter, dieser war jedoch nach Umständen verschieden. Hatte die Frau durch hinterlistige Bosheit, ohne daß er sich wehren konnte, den Mann geschlagen, so führte den Esel der Frankensteiner Bote: war aber der Mann in offener ehrlicher Fehde mit der Frau zu Schlägen gekommen, so mußte er, wie billig, den Esel selbst leiten.

Im Jahre 1536 schrieben Burgermeister und Rath zu Darmstadt an „ihre Ehrenvesten besonders guten Freunde, die Herren von Frankenstein, daß sie etliche Burger unter sich hätten, die sich ungebürlich und übel gehalten haben, daher sie willens seyn, solche nach altem Herkommen und Gebrauche zu strafen. Dieweil nun zu solcher Strafe die von Frankenstein oder ihre Lehenträger (Afterlehenträger)

des Eselslehn halber einen Esel oder Eselinn stellen müssen, sammt einem Mann dazu geschickt; als sey ihr freundlich Gesinns und Begehren, die Herrn von Frankenstein wollten ihnen uff den Aschermittwochen zunechst solchen Esel sammt den Mann zu früher Tagszeit zuschicken, damit sie an ihrer Sachen und Fürnehmen ongehindert bleiben möchten." (Wenk's hess. Gesch. I. 519.) Damals sollten also Männer, ihres ungebührlichen übeln Verhaltens wegen, gestraft werden. Worin dies üble Verhalten eigentlich bestanden, und ob die Männer etwa deswegen gestraft wurden, weil sie ihre Weiber mißhandelt hatten — ist nicht bekannt. Uebrigens war dies das erste und letzte Mal nicht, daß man den Frankensteiner Esel zur Bestrafung böser Männer requirirte, daher auch die Herren von Frankenstein sich protestando zu verwahren für nöthig fanden, indem sie den Esel nur zur Bestrafung böser Weiber, die ihre Männer geschlagen, zu stellen verbunden seyn, wie auch, daß der Esel zu Eberstadt von den Darmstädtern abgeholt werden müsse. Sonach forderten auch die Schultheisen und die Schöffen des bösen Hunderts (des strengen Polizei-Senats) in Darmstadt in einem Schreiben an Junker Hans von Frankenstein und dessen Bruders Georg Kinder, nur für letztern Fall den Frankensteiner Esel. „Es hat sich (so schreiben sie nämlich im Jahr 1538) „by vnsern Nachbauern zu Darmstadt Zweidracht, Zanck, „Uneinigkeit zwuschen etlichen vbermutigen, stolzen vnd „bossen Weibern erhaben, die sich haben uffgeworffen gegen „iren Manern, vnd haben sie vnterstanden, ihre Maner

„zu

„zu schlagen, vnd deren etliche das vollbracht haben. Sol=
„licher gewalt, Frebel vnd Uebermuth ist wider ein ganzen
„Samlung einer gemein, auch sunderlich wider das Burgck=
„lehen vnd das böse Hundert, vnd dieweil es dann in
„vnser straff so hart vervallen ist, vnd was in keinem
„wegk will geburen nachzulaßen, dann wir zu Darmstatt,
„nehmlich das böse Hundert, von ewer feste, als von wegen
„des Burgcklehen sein dazu eingesetzt vnd verordnet, soli=
„ches zu straffen, mit hilff vnd bystand nach vermegen und
„wegen eweres Burgcklehens, so ist vnser ernstlicher fur=
„satz, dieselben zu straffen, bit vnd ansinnen, ewere feste
„vns zu hilff zu kommen nach altem herkommen mechen,
„als mit dem eesel vnd den man daruff zu schicken, vnd
„wolt vnß nit sümen oder verhindern, sunderlich den eesel
„uff neste dinstag mit dem man zu schicken, so wollen wir
„vff genannten dinstag morgen fru vnsern statboden zu
„vch schicken, der sol den eesil vnd den man geleiden gein
„Darmstadt, do wirt er futer vnd mal haben, vnd wan
„wir in gebrauchen in vnsern noten, so wollen wir in ewer
„feste wider mit vnsern stadtboden heimgeleiden on ewern
„kosten vnd schaden, dan wir konnten es nit vngestraft las=
„sen, uff daß das vbermuthig, stolz und bose weibesgewalt
„mag vnverdruckt werden, vnd nit weiter inreißt. Das
„soll vns ewer Veste zu verdienen mit wilen allezeit spiren
„bereit zu sein. Datum uff der herrn vastnacht im
„jar XXXVIIJ.

„Schultheis und schöffen des bösen Hunderts zu
„Darmstadt." —

Noch im Jahre 1588 forderte, um der nämlichen Ursache willen, der fürstliche Keller zu Darmstadt den Esel von Frankenstein, mit dem Bemerken, daß diesen die Herren von Frankenstein nicht allein nach Darmstadt, sondern auch im Nothfalle nach Pfungstadt, Niederramstadt und andern Orten der Umgegend zu schicken verbunden, dagegen aber die Darmstädter selbigen zu Eberstadt abzuholen nicht verbunden wären. Alles dieses widerlegte in einem Schreiben der Ritter Ludwig von Frankenstein, und glaubte um deswillen auch den Esel verweigern zu müssen, weil die Gemeinde Bessungen ihm bereits über 100 Malter Korn, vom Eselslehn fällig, schuldig wäre.

Nach Aussage alter Bürger in Darmstadt, im Jahre 1587, ist während ihres Gedenkens die Strafe mit dem Esel an bösen Weibern sowohl als an Männern, öfters vollzogen worden. Nach ihrer Aussage wurde dabei jederzeit ein öffentliches und sehr feierliches Gericht auf dem Marktplatze gehalten, und dann erst nach Urtheil und Recht die Strafe vollzogen.

Daß diese in der Folge aufgehört habe, lehrt uns das Stillschweigen der Akten in späterer Zeit. Aber auch davon sagen sie nichts, ob etwa der Frankensteiner Esel eine ernstliche Besserung der bösen Weiber bewirkt, oder ob seit dieser Zeit mit Verfeinerung der Lebensart auch die Kampfhitze von Seiten der Weiber sich verdampft und verflüchtigt und jene Strafe völlig überflüssig gemacht habe? — Genug, es hat gegenwärtig keiner der beiden Esel, die sich jetzt auf Frankenstein befinden und sehr sanftmüthig

und gesellig sind, die Ehre, zur Bestrafung böser Weiber oder Männer in Darmstadt gebraucht worden zu seyn. Zeigt sich aber nicht bei diesem Eselslehen die ächtdeutsche Fastnachtslaune, der übermüthige, fast boshafte Humor, der sich offenbart in dem personificirten niedern Volkscharakter, dem Till Eulenspiegel? Die Zeit scheint so traurig nicht gewesen zu seyn, wo man an solchen ausgelassenen lustigen Späßchen sich erletzen mochte!

* * *

Diese Nachrichten sind ein Auszug aus folgender kleinen Schrift: „Die Burg Frankenstein, in zwölf Abbildungen dargestellt von G. Primavesi, nebst genealogischen und historischen Nachrichten von der Burg und der Herrschaft Frankenstein, meistens aus Urkunden gesammelt von K. Dahl. Darmstadt 1819. 56 S. in gr. 8." — Die 12 brav gearbeiteten Ansichten stellen einzelne Theile der Ruinen dar und geben auch ein Bild des Ganzen. Das Titelkupfer dieses Bandes ist eine verkleinerte Kopie eines dieser Blätter.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Halle,
gedruckt in der Gebauerschen Buchdruckerei.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

SBB013401936266

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gottschalck, Kaspar Friedrich,

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands

Bd.: 6

(1825)

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Top.o.547(6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11754963-2